

Philipp-Scheidemann-Sammlung

hrsg. u. kommentiert v. Christian Gellinek

I. Band. *Schriften von Kassel nach Kopenhagen*

Münster, 2010

I. Band

Abstract

Dieser Eingangsband sucht den Zugang zu Philipp Scheidemanns Gesammelten Werken in der internationalen Solidarität, die von 1913-1919 zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien in Berlin und Kopenhagen herrschte. Europas erste sozialdemokratische Ministerpräsidenten, Philipp Scheidemann (1865-1939) und Thorvald Stauning (1873-1942), bemühten sich schon 1917, lange vor ihren Ernennungen in die höchsten Landesämter, um den europäischen Frieden. Einige unbekannte oder vergessene Dokumente aus der Stauning-Sammlung der *Arbejderbevægelse Bibliotek* bilden in Text, Abbildung und Karikatur eine Klammer zu Scheidemanns späterer Exilzeit 1934-39 in Kopenhagen, während derer er heimlich Ergänzungsmemoiren schrieb (vgl. III. Band) und Stauning ihn hinter den Szenen vor Gefahren seitens der Gestapo im Exil schützte.

Abstract

This study seeks to demonstrate an access to Scheidemanns collected works from the point of view of international solidarity between Denmark's and Germany's social democratic parties during 1913 to 1919, and between their two rising leaders, Philipp Scheidemann (1865-1939) and Thorvald Stauning (1873-1942). Recently, documents concerning peace initiatives in 1917/18 came to light in the Stauning Collection of the Kopenhagen *Arbejderbevægelse Bibliotek*. Such texts, pictures and caricatures throw new light on Stauning clandestinely protecting his friend Scheidemann's special expatriate status as an anonymous writer in Kopenhagen (see Third Volume below) during his exile, which lasted from 1934 until his death in November, 1939.

Inhaltsverzeichnis Band I

- I. Inhaltsverzeichnis aller vier Bände der Onlineausgabe
4 S.
- II. Einleitender Aufsatz „**Unbekannt Gebliebenes aus Kopenhagen zu Scheidemann und Stauning**“
51 S.
- III. Henner Piffendeckel [hessisches Pseudonym]: *Casseläner Jungen*. Mundartliche ‚Geschichderchen‘. 1910 . 88 S. **in der Neuausgabe: *Zwischen den Gefechten***. 1913. 125 S. als Beispiel seiner Amerikabegeisterung aus dem Jahre 1913.
157 S.
- IV. Protestschreiben aus Vulpera (Engadin) an Otto Wels, den Parteimitvorsitzenden der SPD, nach Berlin 25. Juli 1919
5 S.
- V. Ph. Scheidemann = Henrik Philipp [dänisches Pseudonym]: „Den Bestien ent schlüpft.“ Flucht von der CSR über Polen [und nicht USA!] nach Kopenhagen 1933-34; geschrieben 1936.
67 S.
- VI. Brief an den Dänischen Parteisekretär Alsing Andersen, 17. März 1935
2 S.
- VII. Apologie als Beilage zu dem Brief an den Dänischen Parteisekretär Alsing Andersen, 17. März 1935
13 S.

PHILIPP SCHEIDEMANNS, REICHSMINISTER-PRÄSIDENTEN a. D., GESAMMELTE WERKE aus dem

Restnachlaß in Bodman und Kopenhagen geordnet und in 12jähriger Forschungsarbeit an der Universität Münster im Institut für vergleichende Städtegeschichte, der Rechtsgeschichtlichen Bibliothek u. den Politischen Wissenschaften erarbeitet von **Professor emeritus Dr. Christian Gellinek** (Lehrbeauftragter Universität Münster 2006-2008, Universität Vechta, 2008-2010) und in seinem Namen und Auftrag Anfang 2010 auf den Publikations-server der ULB Münster gestellt, in folgender Ordnung und Reihenfolge:

I. Band Schriften Von Kassel (1865) nach Kopenhagen (1896, 1913, 1917,1934)

Einleitender Aufsatz vom Herausgeber, zur Online-Herausgabe, 51 S. mit dem Titel: „**Unbekannt Gebliebenes aus Kopenhagen zu Scheidemann und Stauning**“

Henner Piffendeckel [hessisches Pseudonym]: *Casseläner Jungen*. Mundartliche ‚Geschichderchen‘. 1910 . 88 S. in der Neuausgabe: *Zwischen den Gefechten*. 1913. 125 S. als Beispiel seiner Amerikabegeisterung aus dem Jahre 1913.

Protestschreiben aus Vulpera (Engadin) an Otto Wels, den Parteimitvorsitzenden der SPD, nach Berlin 25. Juli 1919

Kommentar: Zu der in seinen Memoiren übersprungenen Oberbürgermeisterzeit s.Thomas Baum, „Ph. Scheidemanns Wahl zum OB der Stadt Kassel,“ *Zs d. Vereins f. hessische Geschichte*, Band 105 (2000) S. 221-235. Zu Gellineks Zusammenfassung von Scheidemanns Oberbürgermeisterzeit in Kassel von 1920 bis 1925 siehe auch sein *Philipp Scheidemann., Eine Biographische Skizze*. Böhlau Verlag 1994, S. 63-68.

Ph. Scheidemann = Henrik Philipp [dänisches Pseudonym]: „Den Bestien entschlüpft.“ Flucht von der CSR über Polen [und nicht USA!] nach Kopenhagen 1933-34; geschrieben 1936. 63 S.

Kommentar: Gedichte „Kassel“, [s. *Casseläner* ... S. 85f.] „Verdorrt Hand“ [s. Anhang], „Lincoln“, „Jahreszeitensterben“ [s. Gellinek, *Skizze*, S. 62f., 31, 72f.]

Brief mit Beilage einer Apologie an den Dänischen Parteisekretär Alsing Andersen, 17. März 1935

299 S.

II. Band Erinnerungen eines [deutschen] Sozialdemokraten. 1928. Englische u. identische amerikanische Übersetzung 1929. [Rp. 1970]; Erster Teil bis Winter 1917, enthält *Memoiren I. Band* mit Kurzfassung im Sechsten Abschnitt von der Amerikanischen Agitationsreise, beschrieben in „Zwischen den Gefechten“, 14 S.

886 S.

III. Band, Dänische’ Erinnerungen eines ausgewiesenen Staatsmanns a. D. ab Frühjahr 1917 (z. T. *Memoiren II. Band*, 436 S., korrigierend): Eine Korrektur, in Anlehnung an Bismarcks Nachtragsband „Dritter Band“ genannt, ist dies eine von Frank R. Reitzle schon einmal ungenau redigierte u. falsch datierte Fassung von Scheidemanns Typoskript, also eine Exil-Memoiren-Ergänzungsschrift von 118 S., verfasst in Kopenhagen 1936-39.

Letzter Zeitungsaufsatz, den Scheidemann unter eigenem Namen am 29. Juni 1933 in der Zürcher Zeitung *Volksrecht* veröffentlichen konnte: “Hitlers Hand am Pulverfaß“

103 S..

IV. Band Politische Zusammenbrüche aus erweiterter Perspektive

Erster: *Der Zusammenbruch* (des Staates 1918). Dresden 1921. 251 S.; frz. Übersetzung Paris Payot 1923; der hauptsächlich vom Zweiten (moralischen) Zusammenbrechen während der Weimarer Republik handelt.

als Broschüren gescannt:

Von seinen wichtigen politischen Broschüren beispielhaft:

„*Papst, Kaiser und Sozialdemokratie*“ in ihren Friedensbemühungen im Sommer 1917. Berlin 1921. 26 S.;

und 3 seiner vierzehn zumeist im Reichstag von 1910 bis 1926 gehaltenen gedruckten Reden

„Es lebe der Frieden“ im Reichstag gehalten 9. Dezember 1915. Berlin 1917. 16 S.

„Der Feind steht rechts!“ in Kassel zuerst gehaltene Rede. 11. Sept. 1919. Auflage von 150.000 Exemplaren. 15 S.

„Arbeiter seid einig!“ . Rede in der Nationalversammlung. 7. Okt. 1919. Gedruckt in 200.000 Exemplaren. 15 S.

Kommentar: Da Scheidemann diese Themen in seinen Büchern weiter verarbeitet hat, ist eine vollständige Auflistung aus Raumgründen nicht nötig

Zum Dritten (moralischen) Zusammenbruch durch Ermächtigungsgesetz zur Nazidiktatur 1933: Typoskript „Hitler will Herr des Erdballs werden“. Ms., verfasst in Kopenhagen 1937. 37 S. (unvollständig und fehlerbehaftet redigiert von Reitzle), neugesetzt

Brief an den [bisher unidentifizierten] Zeitschriftenherausgeber Ludwig Lore nach New York, 2. Aug. 1937

Vierter (totaler) Zusammenbruch: avisiertes Ende des Zweiten Weltkriegs

s. „Meine letzten Grüße“. Ränkeschwur gegen die Nazis zu seiner vorausgesagten militärisch-politischen Niederlage Deutschlands in

Herausgebers einleitenden Aufsatz, „Unbekannt Gebliebenes in
Kopenhagen zu Stauning und Scheidemann“;

Abbildungen und Karikaturen

404 S.

Gesamtsumme der Bände I bis IV: 1691 S.

Unbekannt Gebliebenes aus Kopenhagen zu Scheidemann und Stauning

Inhalt "Unbekannt Gebliebenes aus Kopenhagen zu Scheidemann und Stauning"

I. Zwischen Scheidemanns Aufhalten in Kopenhagen.....	4
1. Stauning, Scheidemann und der Vierzehnte Punkt W. Wilsons	4
2. Unveröffentlichter Brief Scheidemanns an Stauning zur Solidarität 1918.....	9
3. Unbekanntes Telegramm an Stauning vom 12. Nov. 1918.....	13
4. Tucholskys Scheidemann Trostgedicht und ein Berliner Abzählreim..	15
II. Tot oder lebendig – historische Würdigungen Scheidemanns	18
1. Pariser „Würdigung seiner Selbst zum siebzigsten Geburtstag“ am 26. Juli 1935	18
2. Öffentlich nachgeholte 70. Geburtstagsfeier in Kopenhagen 1935	19
3. Totenfeier und Beisetzung in Bispebjerg, Kopenhagen 1939.....	25
4. Im Spiegel der Karikatur und Abbildungen	28
III. Öffentlichkeit bei Scheidemann und Veröffentlichung	30
1. Interview Philipp Scheidemanns durch und bei Roger Madol 1932	30
2. Scheidemanns Revisionsansichten mit „beschwörendem“ Exilstil 1936- 39.....	37
3. Rezensionen passieren Revue.....	41

4. Anmerkungen zu Frank R. Reitzle, *Philipp Scheidemann, Das historische Versagen der SPD* Schriften aus dem Exil. Zu Klampen Lüneburg (2002).....43

Unbekannt Gebliebenes aus Kopenhagen zu Scheidemann und Stauning

I. Zwischen Scheidemanns Aufenthalten in Kopenhagen

1. Stauning, Scheidemann und der Vierzehnte Punkt W. Wilsons

Von den Vierzehn Punkten Woodrow Wilsons steht der letzte Punkt dem Kriegsschuld Artikel 231 des Versailler Vertrags freundlich entgegen. Er räumt nämlich den Deutschen eine „friedliche Befähigung“ („*pacific enterprise*“) ein. Eine solche den USA zu diesem Zeitpunkt erwünschte internationale „Tuchföhlung“ funktionierte bereits während der Kapitulationsphase von 1918 zwischen dem neutralen Kopenhagen und der abnehmend militanten kaiserlichen Reichskanzlei. Doch die Erinnerung daran ist heute auf beiden Seiten der Flensburger Förde vergessen. Ungehobenes Archivmaterial aus Kopenhagen kann diese Zusammenarbeit erneut beleuchten. Sie muß im Zusammenhang von Ministerpräsident Thorvald Staunings Neutralitätsmaßnahmen mit Philipp Scheidemanns Föhlern aus Berlin als Anwendungsfall einer solchen traditionellen *Befähigung* aus Kopenhagener Warte gewürdigt werden. Denn die menschenwürdige, nützliche politische Zusammenarbeit dieser späteren ersten europäisch-sozialdemokratischen Regierungschefs erwuchs von langer Hand aus Friedenszeiten und bewährte sich während des Ersten Weltkriegs vor allem praktisch durch Kohle- und Kokslieferungen, beginnend 1915/16 mit einem Höhepunkt in 1917 vom Ruhrgebiet nach Kopenhagen.

Die seit 1913 befreundeten Politiker Thorvald Stauning aus jütländischem Geschlecht und sein Zeitgenosse Philipp Scheidemann (1865-1939) aus Nordhessen konnten gut miteinander. Seine Frau Johanna Scheidemann (1864-1926) stammte aus Dithmarschen, das bis zu ihrem Geburtsjahr 1864 zu Dänemark gehörte. Seit seinem ersten Besuch nach Kopenhagen 1896 interessierte sich Scheidemann für Dänemark

(Philipp stieg sogar ab 1913 privat bei Familie Stauning ab!). Seine Tochter Luise hatte einen Faible für Kopenhagen, erlernte Dänisch fließend und arbeitete dort später beruflich als Damenschneiderin. Stauning stattete Ende Oktober 1915 der Berliner SPD wegen der Friedensinitiative einen zehntägigen Besuch ab und erneuerte auf dieser Ebene die traditionell guten deutsch-dänischen Beziehungen. Durch den Vertrag von Versailles wurden sie auf eine harte Probe gestellt, als vier Jahre später Deutschland ein Viertel seiner Kohleförderungsgebiete abgenommen und nicht-nordeuropäischen Nachbarländern zugesprochen wurde. Während des Ersten Weltkriegs hatte die SPD aus Solidarität mit den dänischen Arbeitern dafür gesorgt, daß die Kopenhagener für den Hausbrand geeignete Kohlevorräte aus dem Ruhrgebietgüterzugsweise erhielten, um nicht mehr als die deutschen Haushalte zu frieren. Die sozialdemokratischen Fraktionsführer Stauning und Scheidemann arbeiteten, wie auch der Botschafter Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau, bis in die letzten Wochen des Krieges, über Grenzen zusammen.

Über eine solche Verbundenheit schrieb Scheidemann rückwirkend aus der Sicht von 1928 und 1930 „besonders innige Freundschaft verbindet mich mit Stauning.“¹ Diese Haltung blieb nicht nur bis zu Scheidemanns Tod 1939 in Kopenhagen erhalten, sondern sie wurde dänischerseits während der Exilzeit erwidert und honoriert. Er bekam eine kleine monatliche Pension von 260 Kr. Bei Einreisen wurde er „in Kopenhagen stets von der Visumsgebühr befreit [und] auf besonderen Wunsch Staunings auch nicht in den Passagierlisten der Dampfer geführt“.² Man ist also auf die Nachprüfung der Visa seiner Tochter Luise angewiesen, die von ab Juni 1932 bis Juni 1938 fünfmal einreiste, wie man im Königlichen Rigsarkiv in ihrem aufbewahrten Pass nachprüfen konnte. Sie reiste gerne, aber nicht immer zusammen, mit ihrem Vater.

¹ *Memoiren eines Sozialdemokraten* (ursprünglich zweibändig 1928) Volksausgabe 1930, I, 312.

² Bundesarchiv. Ehemalige Abteilungen Potsdam, RSHA IV PSt 3/258 Bl. 1-135, S. 58.

Sein deutscher Pass ist im Besitz der Familie geblieben. Sein 1935 ausgestellter Pass, der die Spuren zum *Ekskansler* verwischen sollte, ist unmittelbar bei Einmarsch der deutschen Truppen nach Auskunft des *Rigsarkivs* 1940 vernichtet worden.³ Auch der berühmte dänische Dichter Johannes V. Jensen vernichtete aus diesem traurigen Anlass seine zahlreichen deutschen Korrespondenzen, z. B. mit Samuel Fischer, seinem Berliner Verleger. Nach dem Kriege wollte niemand irgend einen Deutschen vor dem Kriege und schon gar keinen Besatzer während des Krieges gekannt haben. Die Friedenspolitik Scheidemanns auch gegenüber dem neutralen Staat wie Dänemark muß im Auge behalten werden. Den Hintergrund bilden dabei seine frühe Friedensappelle von 1898 („Krieg dem Krieg!“), die in meinem Erinnerungsband weiter ausgeführt werden.⁴ Nun gibt es Berührungspunkte zwischen beiden jüngeren Politikern, die erst verständlich werden, wenn sich der Leser einen Überblick über Aufstieg und Karriere Th. Staunings bildet.

Thorvald August Marinus Stauning (1873-1942) durchlief während seines langen politischen Lebens einen gleichmäßig steilen Aufstieg von einem Kopenhagener Arbeiterkind, Zigarrensortierer nach Farbe, Größe und Gewicht, Mitglied der sozialdemokratischen Partei Dänemarks ab 1890, Kassenwart und schließlich Mitglied des Dänischen Parlaments („*Folketing*“) von 1906-1942 zum 1910 gewählten Parteivorsitzenden. Er trat dann zuerst als ‚Kontroll‘-Minister in Carl Th. Zahles Regierung ein. Von 1924-26 übernahm Stauning zum ersten Mal die Verantwortung als dänischer Premier („*Statsminister*“), und blieb von 1929-42 zum zweiten Mal in drei aufeinander folgenden Kabinetten der Regierungschef. Im Januar 1939 trat der amtierende Premierminister als Vorsitzender der SPDä zurück. Er hatte als Absolvent eines Deutschkurses abends nebenher gelernt, auf Deutsch gut und verständlich vorzutragen. Als

³ *Rigsarkiv*, Stp. Udl. Nr. 43827.

⁴ Gellinek, Christian, *Philipp Scheidemann. Gedächtnis und Erinnerung*. Waxmann Verlag Münster 2006, Kapitel I, 3 und Spezialliteratur über Neutralität und Friedensaktivitäten in den skandinavischen Ländern während des Ersten Weltkriegs.

junger Mann war er in Hamburg auf der Waltz gewesen, wie Scheidemann auch, von wo aus es diesen nach Dithmarschen verschlug. [Abbildung 1: der 19jährige Schriftsetzer Scheidemann, in Marne]; [Abbildungen 2-3: der 19jährige Stauning als Zigarrendreher, Dichter und Schauspieler in Fredericia]. Stauning hatte in Deutschland nicht nur positive Eindrücke gewonnen. Es liegt ein unmittelbar vollstreckter (allerdings schwer leserlicher) Ausweisungsbefehl vom 9. Januar 1914 aus Flensburg vor, weil er, vor den Vorhang des Kolosseums tretend, und noch nicht auf dem Podium angekommen, einfach höflich auf Dänisch „*god dag*“ gesagt hatte. Die kaiserliche Sprachverordnung verbot es in „grotesker Kleinlichkeit“, daß selbst aufgrund einer Einladung eines bekannten dänischen Sozialistenführers dort eine Rede auf Dänisch hätte vorgetragen werden dürfen.

Auf dem Felde der dänischen Innenpolitik herrschte natürlich wie überall sonst in Europa auch Parteienhader. Über diesen wollte Stauning bei der Abstimmung von 1935 endgültig triumphieren. Er hatte seinen Wahltriumph in einer Broschüre (*Parlamentarisme eller Diktatur?*) von langer Hand vorbereitet. Die Parole seiner Wahlstrategie lautete nun machtbewußt: „*Stauning eller chaos*“ [Abbildung 4] – Im Ausnahmezustand braucht es Stauning - sonst nur „Projektemacherei“ und Durcheinander! Dieser innenpolitische Herrschaftslogan des Premierministers bildete ein Erfolgsrezept im Machtkampf und außenpolitisch sein Konzept für Friedensaktivitäten während des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Seine Innenpolitik zwischen den beiden Weltkriegen berücksichtigte, daß Dänemarks Neutralitätsgarantie bis 1940 Bestand hatte. Sie kontrollierte Arbeiterrechte, Währungsstabilität, Inflationsbekämpfung und Märktezugänge. Seine Außenpolitik erstrebte ausreichende Im- und Exportverträge für die Sicherung der Volksernährung Dänemarks.

Stauning trug zwar die Regierungsverantwortung, aber es zeigte sich in Krisen wie einem drohendem Generalstreik, daß der dänische Premierminister zäh war, warten konnte und nicht wie Scheidemann zu sozialistischen Waghalsigkeiten neigte, sondern bei allen seinen

Maßnahmen auch als „königlich dänischer Sozialdemokrat“ auftreten konnte. Scheidemann hingegen hatte schon 1913 eine niedrige Meinung von der Liebe zur Wahrhaftigkeit des Hauses Hohenzollern. Stauning inszenierte in Krisen wie etwa während einer Abdankungsdrohung des Königs oder bei Provokationen in Kriegszeiten, durch seine Allparteienregierung mit echtem Respekt vor dem Regenten einen dänischen Burgfrieden nach innen und eine pro-nordische Neutralität nach außen. Als aber am 9. April 1940 die deutschen Besatzungstruppen völkerrechtswidrig einmarschierten, konnte mit Unterstützung seines Königs Christians 10, der von 1912 bis 1947 durchregierte, von Stauning das Chaos einer Besatzer-Überwältigung von Dänemark mit Bedacht und würdevoll abgewendet werden.

Diese Gesellschaftsentwicklung verlangte auf der parlamentarischen Ebene durch persönliche Machtausübung eine sich neben dem König heranbildende Landesvater („*landsfader*“) Funktion und Rolle Staunings. Er förderte auch eine Mitbeteiligung und Mitbestimmung des Volkes aus den ärmeren Schichten und verankerte ihre Rechte auf den Achtsturentag und bezahlten Urlaub. Dadurch erhielt seine sozialdemokratische Partei ihren Zulauf. Der Stimmenzuwachs bestätigte Staunings Tatkraft und Umsicht als Mitschaffer der Demokratie. Das freiheitliche Potential der Demokratie wurde unter den Kabinetten Staunings zum ersten Mal in der politischen Geschichte Dänemarks voll ausgeschöpft. Es ist Staunings Verdienst, erreicht zu haben, daß sich die dänische Demokratie allmählich zu einer soliden Grundfeste gegen Angriffe von konservativer Seite entwickeln konnte und darin widerstandsfest geblieben ist. „Die Sozialdemokratie vermochte es, der Wachhund der [dänischen] Demokratie zu sein.“ Konkreter und unorthodoxer als Henning Grelle⁵ kann man es kaum ausdrücken. Daß die Demokratie als Integrationsleistung die einzige vertretbare Basis für die

⁵ Grelle, Henning, *Thorvald Stauning: Demokratieller Kaos: En biografi*. Jyllands-Posten Forlag København (2008), S. 185. Rezensiert vom Verfasser in: *Dis I kurs 2*. Leipzig 2008, S. 211-214.

dänische Sozialdemokratie sein müsse, stellte Stauning bereits 1927 klar. Die eigentliche Bewährung erfolgte jedoch erst nach dem Sorgentag der deutschen Besetzung 1940. Denn erst ab diesem Datum sollte sich die dänische Demokratie als Herrschaft über den Ausnahmezustand bewähren. Bereits knapp ein Jahr später in einer Rede vor den Kopenhagener Studenten, die bei Munksgaard 1941 auf Dänisch und auf Deutsch erschien, gab er der Hoffnung Ausdruck, daß man es wieder erleben werde, „Dänemark frei und selbständig zu sehen.“ Unbeirrt von begrenztem Handel, eingestellter Schifffahrt und der Blockade von und nach England, allerdings wieder mit deutschen Arbeiterkohle-Lieferungen, baute er auf der Basis der wiederzugewinnenden dänischen Selbständigkeit weiter an den Fundamenten des kommenden dänischen Wohlfahrtsstaats. Das rechtfertigt unser Staunen über Staunings politische Leistung.

Wir sehen hier, daß die beiden Freunde verschiedene Taktiken verfolgten und freilich verschiedene Charaktere besaßen. Zwar war Scheidemann wie sein dänischer Freund fast ebenso tatkräftig und zäh und ruhte wie er nicht, bis eine wohlausgeführte Tat zu einer angemessenen Freude berechtigte. Aber er hatte es nicht, wie Scheidemann, mit einem autoritär eingestellten Mitvorsitzenden Friedrich Ebert (1871-1925) zu tun.

2. Unveröffentlichter Brief Scheidemanns an Stauning zur Solidarität 1918

Wir beleuchten jetzt anhand eines Beispiels kurz die sozialdemokratische Dänemarkpolitik von 1918. Ein bisher unveröffentlichter Brief, aufbewahrt in der Stauning Sammlung der *Arbejderbevægelse Bibliotek*, wird hier vollständig wiedergegeben. Er ist vom Mitvorsitzenden Scheidemann an Stauning gerichtet, dessen Reaktion wir nicht kennen. Die zweite Mitteilung aus der gleichen Sammlung besteht aus einem bisher nicht-veröffentlichten Telegramm der

MSPD und der USPD an die Sozialdemokratische Partei Dänemarks zu
Händen Thorvald Staunings.

SOZIALDEMOKRATISCHE

PARTEI DEUTSCHLANDS

Berlin SW. 68, den

27. Juni 1918

Der Parteivorstand i/ Sch

Lindenstrasse 3

Telephon

Amt Moritzplatz Nr 147 40 147 41

[handschriftlich:] Vertraulich

Lieber Freund Stauning ,

In aller Kürze will ich Ihnen mitteilen, was ich mit dem Genossen
Troelstra in

Haag besprochen habe. Toelstra⁶ bat mich telegraphisch,
schnellstens zu ihm zu kommen; „er erwarte mich sehnlichst“. Wir
einigten uns hier im Vorstand, dass ich sofort abreisen sollte. In Haag
teilte mir Troelstra mit, dass Henderson ihn und Branting⁷ zur Teilnahme
an der Konferenz in London vom 26. – 28. Juni eingeladen habe. Früher

⁶ Pieter Jelles Troelstra (1860-1930), ein friesisch-niederländischer Sozialdemokrat (SDAP), rief am 11. November 1918 in den Niederlanden die sozialistische Revolution aus. Sie fand aber nicht statt. 1925 zog er sich, wie Scheidemann als Oberbürgermeister Kassels auch, aus der aktiven Politik zurück.

⁷ Hjalmar Branting (1860-1925) war als Reformsozialist Vorsitzender der schwedischen Sozialdemokratischen Partei von 1907-1925. Dreimal führte er die schwedische Regierung als Premierminister: 1920, 1922-23 und 1924-25.

schon habe ihm Huysmans⁸, nachdem er von Nottingham zurückgekehrt war, mitgeteilt, dass eine neue Konferenz in Bern projektiert sei, die, wie die frühere in Stockholm, wieder von Unparteilichen geleitet werden soll. Nach Lage der Dinge kämen natürlich nur die früheren Leiter wiederum in Betracht. Er halte es für selbstverständlich, sich erst mit Vertretern der sozialistischen Parteien aus den Zentralmächten zu besprechen, bevor er nach London gehe, denn es sei selbstverständlich, dass er nicht dort eigenmächtig irgend welche Erklärungen abgeben könne. Troelstra versicherte, dass die Stimmung in England mehr und mehr für den Frieden einschwenke. Die Arbeiterminister hätten bereits grosse Schwierigkeiten. Man habe einigen von ihnen bereits angekündigt, dass sie nicht wieder als Parlamentskandidaten aufgestellt werden sollen. Troelstra und ich sprachen nahezu den ganzen Tag über die Möglichkeiten und Aussichten der Konferenz. Wir einigten uns nachher dahin, einen Notizzettel aufzustellen, damit wir unseren Vertrauenskörperschaften genau und übereinstimmend über das Ergebnis unserer Aussprache bei allen vorangegangenen Erörterungen über diese Frage nahezu Einstimmigkeit in der Partei ergeben hat.

Die deutsche Partei ist während der ganzen Kriegsdauer eifrig bemüht gewesen, dem Frieden der Verständigung vorzuarbeiten.. Sie hat alle Versuche, die sozialistische Internationale wieder zu beleben, unterstützt, und will auch ferner jederzeit bereit sein, an Verhandlungen teilzunehmen, die zu dem Zwecke stattfinden sollen, einen demokratischen Frieden der Verständigung herbeizuführen.

Nachdem Troelstra berichtet hatte, unter welchen Umständen und zu welchem Zwecke eine neue Konferenz in Aussicht genommen ist, äusserte sich Scheidemann über den Antrag der Alliierten wie folgt:

⁸Huysmans, Camille (1871-1968), ein ausgebildeter Germanist, flämisch-belgischer Sekretär der sozialistischen Internationale; er wurde als Fünfundsechzigjähriger ein populärer Premierminister Belgiens.

- I. Als geeignete Grundlage zur Konferenz sehen wir das neutrale Memorandum von Stockholm an. Das Memorandum der Alliierten erscheint uns nicht als geeignete Grundlage. (Zur Erläuterung: Der Parteivorstand ist also geneigt, auf der Grundlage des neuen Memorandums zu verhandeln, wenn nur dadurch Verhandlungen ermöglicht werden. Er steht aber nach wie vor auf dem Boden des deutschen Memorandums von Stockholm.)
- II. die Erörterung der Schuldfrage erscheine nicht zeitgemäss. Sie kann nach Lage der Dinge nicht dazu beitragen, die Verständigung der Sozialisten zu fördern. Das Material zur Erörterung der Schuldfrage liegt von keiner Seite lückenlos vor. Wenn diese Erörterung nicht zu umgehen ist, hat die deutsche Sozialdemokratie auch nicht Anlass, ihr aus dem Weg zu gehen. Es dürfte sich dann aber aus praktischen Gründen eine Kontingentierung insofern empfehlen, dass von jeder Seite der beiden Gruppen höchstens 2 Redner zugelassen werden. Keine Annexionen, keine Kontributionen, Selbstbestimmungsrecht der Völker und Internationalen Staatenbund. (Siehe die Seiten 32 und 33 der Stockholmer Denkschrift.)

[III bis IV fehlen]

- V. Die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie in der belgischen Frage ist nach wie vor die gleiche. Wir sind für die Wiederherstellung eines unabhängigen Belgien. Was die elsass-lothringische Frage betrifft, halten wir unsere Erklärung in unserem Stockholmer Memorandum aufrecht. Die Zumutung, Elsass-Lothringen herauszugeben, ist dem deutschen Volke vollkommen unverständlich.

An Hand dieser Notizen, die ich vertraulich zu behandeln bitte, ersehen Sie, was wir in Haag besprochen haben. Ich will zu Ihrer Information noch hinzufügen, dass Troelstra das Zustandekommen einer neuen Konferenz sehr pessimistisch beurteilte. Ich stimme ihm da vollkommen zu.

[handschriftlich:] Mit den besten Grüßen

Ihr

Ph. Scheidemann

Kommentar: Hinsichtlich der Zeitgemäßheit der Kriegsschuldfrage, die bald danach im Versailler Vertrag allein Deutschland und Österreich *par octroi* aufgebürdet wurde, hat sich Scheidemann von Anfang an verschätzt. Wegen dieser Grundsatzentscheidung ist der Reichsministerpräsident am 20. Juni 1919 zurückgetreten. Obwohl Scheidemann ein verständnisvoller Grenzpolitiker wegen der Volksabstimmung in Nordschleswig war, für die wenigstens teilberechtigten Ansprüche zahlreicher französischer Einwohner auf Elsaß-Lothringen fehlte ihm das Verständnis.

3. Unbekanntes Telegramm an Stauning vom 12. Nov. 1918

Das folgende Telegramm mit der dänischen Auslieferungsnummer 26479 wurde am Tag der Aufhebung des Belagerungszustands in Berlin, drei Tage nach Ausrufung der Republik durch Scheidemann, aus Berlin an Theodor [sic!] Stauning, d.h., nicht von Scheidemann persönlich, nach Kopenhagen geschickt, als der linke USPD-Flügel um die Unterzeichner Ernst Däumig und Richard Müller vorübergehend an Gewicht gewonnen hatte, ihre Volksbeauftragten Hugo Haase, Wilhelm Dittmann und Emil Barth aber noch fast bis zum Jahreswechsel zur volksbeauftragten SPD-Mehrheits-Regierung Ebert-Scheidemann-Landsberg gehörten. Während dieses Zeitfensters beschlossen die Parteiführungen der MSPD – also auch Scheidemann - gemeinsam mit der USPD, dieses Hilfeersuchen an die sozialistische Partei des neutralen Landes Dänemark zu Händen „Theodor“ Staunings zu senden.

Den Danske Statstelegraf Telegrafstation KJØBENHAVN.

SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI UND UNABHAENGIGE

SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI LENKEN DRINGEND

AUFMERKSAMKEIT SOZIALISTISCHER PARTEIEN
NEUTRALER LAENDER AUF INHALT DER
WAFFENSTILLSTANDBEDINGUNGEN SOWEIT SIE
FORTSETZUNG UND VERSCHAERFUNG DER
AUSHUNGERUNGSPOLITIK BEDEUTEN WENN BLOCKADE
BESTEHEN BLEIBT NACHDEM DEUTSCHLAND
BESCHRAENKUNGEN DER SCHIFFFAHRT AUFGEGEBEN
WENN 5000 LOKOMOTIVEN UND 150. 000
EISENBAHNWAGEN AUSGELIEFERT WUERDEN DENN WO
[sic!] HAELFTE DES MATERIALS GEBRAUCHUNFAEHIG
WENN FREMDE BESATZUNGSTRUPPEN AUS DEUTSCHER
ERNTE ERNAEHRT WERDEN SOLLEN IST
VOLKSERNAEHRUNG DEUTSCHLANDS UNMOEGlich
BITTEN DAHER SOZIALISTISCHE INTERNATIONALE UM
UNTERSTUETZUNG ZWECKS ABWENDUNG SO HARTER
VON IMPERIALISTISCHEN REGIERUNGEN DIKTIERTER
WAFFENSTILLSTANDBEDINGUNGEN DIE AUFS
SCHWERSTE REVOLUTIONAERE ARBEITERMASSEN UND
SOLDATEN DER DEUTSCHEN SOZIALISTISCHEN
VOLKSREPUBLIK TREFFEN MUESSTEN MIT
SOZIALISTISCHEN BRUDERGRUESSEN FUER
VORSTAENDE DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI
UND UNABHAENGIGEN SOZIALDEMOKRATISCHEN
PARTEI:
DAEUMIG MUELLER

Kommentar: Es handelt sich um einen auf den dänischen Empfänger als Parteivorsitzenden abgestimmten Text, den die Vorstände beider deutscher Parteien abgeseget hatten. Die neutralen Dänen werden gebeten, sie sollen sich aus Solidarität mit den deutschen Arbeitern – vergleiche deren frühere Kohlelieferungen nach Kopenhagen - gegen dieses imperialistische Waffenstillstands-Diktat der gewollten Aushungerung revolutionärer Arbeitermassen stellen. Die beiden Absender stellen nicht in Rechnung, daß Dänemark sich nicht in einer vergleichbaren revolutionären Lage befand und nicht, wie Deutschland, einen Krieg verloren hatte. Bedeutungsschwer wiegt m. E. die während dieser Zeit geführte Selbstbezeichnung Deutschlands nach außen als „Sozialistische Volksrepublik“, die als Bezeichnung nur wenige Tage währte. Das im Übrigen geschickt verfasste Telegramm endet mit „sozialistischen Brudergrüssen“. Dieses Telegramm ist im Stauning Archiv der *Arbejderbeværelse* aufbewahrt und wurde dem Verfasser von dessen Direktor Henning Grelle freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Sechs Tage nach Empfang dieses Telegramms wurde Stauning zum Sozialminister befördert.

4. Tucholskys Scheidemann Trostgedicht und ein Berliner Abzählreim

Herablassender als Scheidemanns Selbstkritik fiel Kurt Tucholskys (1890-1935) im Jahre 1928 gefälltes Urteil „November-Umsturz“ nicht nur gegen den verschiedenen Fritz Ebert (1871-1925), sondern auch gegen Scheidemann aus: er wäre ein „verhinderter Regierungsrat“ [in Anspielung auf seine Oberbürgermeisterzeit in Kassel] gewesen. Dabei hatte Tucho., der redaktionell gerne als „Theobald Tiger“ zeichnete, 1919 Scheidemanns Slogans „Der Feind steht Rechts“ und „Krieg dem Kriege“ in zwei Gedichten noch unpolemisch verwendet, und nach einem Attentat auf Scheidemann 1922 vorübergehend eine sanftere Meinung vertreten.

Kurt Tucholsky (=Theobald Tiger), unbetiteltes Gedicht in: *Die Weltbühne*, 15. 06. 1922, nach dem Blausäureattentat auf Scheidemann im Habichtswald in Gegenwart seiner Enkelin.

Wir haben dich hier öfters angepiffen
von wegen deiner leicht verdorrten Hand.
Doch nun ein feiger Lump dich angegriffen,
hat sich das Blättchen jäh für dich gewandt.
Wenn einer Gift spritzt aus dem Schießklistier:
dann, Philipp, stehn wir alle hinter dir!

Was wollte denn der nationale Affe?
Versailles rächen? Bist du General?
Für ihn war das Klistier die einzige Waffe
aus seinem reichen Geistes-Arsenal.
Denn was ein richtiger, tapfrer, deutscher Mann,
der fängt ein jedes Ding von hinten an.

Und hat wer irgend etwas zu riskieren?
Vom Sipo bis herab zum Staatsanwalt
wird solchen Mörder keiner arretieren –
Sie hören nichts, wenn es in Griesbach knallt
Durch die Provinzen hallt ein einziger Schrei:
„Wie schade, schade – diesmal gings vorbei!“

Von Liebknecht bis zu dir heut.

So verworfen

wie solche Mörder ist nur noch ein Stand.

Nimm an, es schießt mal wer auf Ludendorffen:

Was, meinst du wohl, blüht dem in unserm Land - ?

„Die Republik fängt an, mir lächerlich zu werden!“

Erhol dich, Philipp, leb noch lang auf Erden!

Zu dieser Zeit gehörte Scheidemann, MdR, auch als Exkanzler und Oberbürgermeister a. D. politisch in Berlin bis 1926 immer noch zur Prominenz, was sich buchstäblich auf dem Großstadtasphalt ‚niederschlug‘. Wir fügen diese Reime zum Vergnügen des angestregten Lesers hinzu.

Abzählverse, gehört auf dem Berliner Asphalt
in der *Berliner Börsenzeitung* am 14. März 1922
unter „Kinderspiele im Frühling“ mitgeteilt von
Egon H. Straßburger, als Philipp Scheidemann
Oberbürgermeister von Kassel und prominenter
Reichstagsabgeordneter von Kassel-Land war

Einstein, Stinnes, Ebert –

Jeder etwas kann ;

Doch was sind sie alle -

Gegen Scheidemann ?

Einstein, Stinnes, Ebert . –

Philipp Scheidemann ;

So, du bist der Schlauste,

So, du bist nun dran

II. Tot oder lebendig – historische Würdigungen Scheidemanns

1. Pariser „Würdigung seiner Selbst zum siebzigsten Geburtstag“ am 26. Juli 1935

Man stelle sich vor: der erfolgsverwöhnte und einst so populäre Mann, der nachweisbar noch bis 1930/31 auf seiner Visitenkarte „Reichsministerpräsident a. D.“ als Reminiszenz druckte, saß alt geworden und alleine auf seinem Hotelzimmer in der rue Molière neben dem Palais Royal zu Paris. Da er dort vom 18.-28. Juli 1935 inkognito als unerkannter Gast namens Henrik Philipp verweilte (was der *sureté national* bekannt war), und durch eine Postkarte an Luise vom 20. Juli nach Kopenhagen bestätigt wird, feierte er seinen runden Ehrengedurtstag während seiner Sommerfrische alleine und schnitzte sich in einem Zwiegespräch einen kleinen zweiseitigen „Denkstein“ [Scheidemann]. Aufbewahrt ist er unter dem obigen Titel im Privatarchiv Pirschel zu Bodman. Die Würdigung ist selbstkritisch und im Ton humorvoll, so daß man berechtigt ist anzunehmen, er wäre damals leicht beschwipst gewesen. Er liebte das dänische Bier und wird sich nicht nur der Authentizität halber als „Däne“ das beliebte *Stjerne Øl* auf sein Zimmer bestellt haben. Warum sollte der schriftstellernde nette alte Herr aus Kopenhagen ohne aufzufallen nicht Französisch sprechen? Dazu war er in der Lage. Er spendet sich wie ein Wikingerfürst, mangels anderweitigen Zuspruchs, auf zwei Seiten selbst Beifall; denn auch der wohlwollendste Scheidemann-Fan muß zugeben: dieser gut aussehende Mann war eitel. Seine Enkelin vertraute mir an, daß er sich in einem Lokal, wenn es sich

einrichten ließ, in die Mitte zu setzen pflegte, um aufzufallen und beifällige Blicke aus der Damenwelt (er war schon lange Witwer) auf sich zu lenken. Seine dänische Pension lag unter dem Lohnniveau eines Arbeiters, so daß er sich diese Frankreichreise via Le Havre eigentlich nicht leisten konnte, aber sich irgendwie abgespart hat. Er raunte sich zu: deine Würde hast du auch unter unwürdigen Umständen nicht verloren. Die Integrität ist dir nicht abhanden gekommen. Noch kannst du über dich selbst spotten! Seine Beobachtungs- und Widerstandskraft war ungebrochen geblieben. Und er war damals noch relativ gesund. Er hatte seine Ergänzungsschriftarbeit noch vor sich und sammelte für seine Abrechnung mit den Faschisten Kraft für bewährte und neue Argumente. Der Vorwurf Ribhegges und Lademachers und anderer Politikwissenschaftler, er wäre gedanklich nicht „analytisch“ genug verfahren, verfängt unter den Umständen nicht. Er konnte anders als Ebert – vergleiche dessen Ansprache als gewählter Reichspräsident - sehr gut schreiben. Übrigens könnte gegen seine eigenen Darstellungen als „vermischte Mitteilungen“ ein ähnlicher Vorwurf erhoben werden. Der exakt kalibrierende Kampf um eine politische Korrektheit in steifer Montur ist ihm fremd und hat wahrscheinlich zur fortgesetzten Ausgrenzung seiner wertvollen Schriften, die sich „niemand mehr ins Regal stellen will“, beigetragen. Die „Würdigung seiner Selbst“ ist unüblich, aber sie fällt viel bescheidener aus als die Ansprache, die nach seiner Rückkehr in einer zwei Monate später abgehaltenen öffentlichen Geburtstagsfeier zu Kopenhagen im Kreise seiner Freunde und einiger „Kampfgenossen“ abgehalten wurde. Etwa 240 weitere Sozialdemokraten hatten 1939 dort Asyl erhalten. Viele davon waren anwesend, um ihn zu ehren.

2. Öffentlich nachgeholte 70. Geburtstagsfeier in Kopenhagen 1935

Die SPD ehrte den Jubilar am 30. 11. 1935 mit einer Feier, die der Vorsitzende und *Staatsminister* Thorvald Stauning genehmigt haben wird, obwohl er nicht anwesend gewesen sein dürfte, um Berlin nicht mehr als nötig zu provozieren. Am gleichen Tag legt Scheidemanns Freund, der

Chefredakteur H. P. Sørensen, ein Extrablatt seiner Zeitung *Social-Demokraten* mit einer Auflagenhöhe von 56,880 Exemplaren auf. Wo die Feier stattgefunden hat, und welche Gäste anwesend waren, wird in der *Ekstranumer* nicht gesagt. Aber das Menü wird angegeben: Rehrücken, Salat und Dänisches Obst. Kredenz wurde *Stjerne Øl*, Rotwein, Madeira und Kaffee. Die Zeitung bildet den Reichstag als Stätte seiner Triumphe von Innen und Außen ab, sowie fünf Photos aus Scheidemanns Lebensstationen der zurückliegenden siebzehn Jahre. Drei Strophen des Liedes „Auf Sozialisten, schliesst die Reihen“ in dänischer Übersetzung werden gesungen. Die folgende Ansprache hat sich in Staunings Archiv in der *Arbejderbevægelse Bibliotek* [ABA] erhalten, die bisher unbekannt geblieben ist. Sie kann nur von einem SPD Mitglied, MdR mit Insider Kenntnissen, der die Reichstagsreden miterlebt hat, Ansehen und Autorität besaß, nachforschen konnte und sich damals in Kopenhagen aufhielt und Scheidemann verehrte, verfaßt sein. Es ist m.E. derjenige, der ihm vier Jahre später im Krankenhaus die Augen zugeedrückt hatte, weil der totkranke Scheidemann in seinen Freundesarmen gestorben war, Otto Buchwitz (1879-1964), MdR der SPD (1924-33), der sich ab 1933 bis 1940 in Kopenhagen aufhielt. Er ist auch der einzige, der noch 1963 einen Separatdruck über „Philipp Scheidemann in der Emigration in Dänemark“ drucken liess. Seine Festansprache auf Scheidemann [Sch.] hat folgenden Wortlaut:

Scheidemann.

„Scheidemann wurde am 26. Juli 1865 als Sohn eines Handwerkermeisters in Kassel geboren. Sein Lebenslauf war gewiß ungewöhnlich. Er besuchte eine Realschule und erlernte dann die Buchdruckerei, wurde Korrektor, Faktor, Journalist, Redakteur, Bürgerschaftsvertreter und Mitglied des Reichstages. Dem Reichstag gehörte Sch. vom Juni 1903 bis Juni 1933 an, also bis zu dem Tage, an dem die Nazi die sozialdemokratischen Mandate als erloschen erklärten. Nach den Anmerkungen im deutschen Reichtagshandbuch war Sch. seit Jahren das dienstälteste Mitglied des Reichstages. Kein anderer war außer

ihm drei Jahrzehnte lang immer wieder, einmal sogar doppelt, gewählt worden.

Im Reichstag arbeitete Sch. noch lange Jahre zusammen mit den „Alten“: mit Bebel, Ignaz Auer, Georg v. Vollmar, Paul Singer, Molkenbuhr und vielen anderen. In den ersten Jahren bearbeitete er besonders agrarische und Zollangelegenheiten. Als Bebel 1908 schwer erkrankte, schlug er Sch. als seinen Nachfolger für die ersten Etatsreden vor. Von der Fraktion akzeptiert, hielt er dann bis 1918 die politischen Reden, die ihn allgemein bekannt gemacht haben.

1911 wurde er in den Parteivorstand gewählt, dessen Vorsitzender er später (gemeinsam mit Ebert) wurde. Nach dem großen Wahlsieg der Partei im Jahre 1912 wurde zum ersten Male ein Sozialdemokrat in das Präsidium des deutschen Reichstages als erster Vicepräsident gewählt, die Wahl fiel auf Sch. Bei der, nach der Geschäftsordnung vier Wochen später zu wiederholenden Wahl fiel er dann durch, weil er sich geweigert hatte, den Kaiser um einen Empfang zu ersuchen.

Daß Sch. während der ganzen Kriegsdauer die Reichstagsfraktion rednerisch häufig vertrat, ist noch allgemein in Erinnerung. Daß er als Sozialist mit warmem Herzen auch vaterländische Interessen vertrat, haben ihm die Kommunisten, die jeden Tag versichern, bereit zu sein, für Rußland zu kämpfen und sterben, sehr übel vermerkt. Bekannt wurde Sch. besonders im Kriege durch sein Eintreten für einen Verständigungsfrieden. Sein Name wurde zum Schlagwort für die Radikalen von links und rechts. Sein Eintreten *für die Landesverteidigung* genügte den Kommunisten zu dem Schlagwort „von den Scheidemännern“, den Arbeiterverrätern. Seine *Ablehnung* aller *Eroberungsziele* genügte den Rechtsradikalen, den *Verständigungsfrieden* als „*Scheidemannfrieden*“, *Schandfrieden* der Landesverräter zu beschimpfen. Sch. hat sich nicht irremachen lassen, seinen Kampf für den Frieden, trotz aller Beschimpfungen, unermüdlich fortzusetzen.

Wir wollen an der Hand der stenographischen Protokolle des Reichstages einige Stellen zitieren, die klar und deutlich schildern, wie der

Verständigungsfrieden, den mit Scheidemann die ganze Partei verlangte, in Wirklichkeit beschaffen sein sollte: Scheidemann sagte im Deutschen Reichstag am 11. 10. 1916: „Was französisch ist, soll französisch bleiben, was belgisch ist, soll belgisch bleiben, und was deutsch ist, soll deutsch bleiben.“ Die Rede schloß mit diesen Sätzen: „Für ein Reich des Rechts kämpfen wir. Für das, was Deutschland zu werden hat, bluten draußen unsere Söhne und Brüder, kämpfen und darben wir daheim. Draußen und daheim, *ein Volk* und *ein Ziel: Friede und Freiheit.*“

Nachdem die sogenannte „Vaterlandspartei“ begründet worden war, wurde die gesamte Bevölkerung immer wieder besonders gegen Scheidemann aufgehetzt. Man belegte den Verständigungsfrieden *nur noch* mit seinem Namen, sprach *nur noch* von Schand- und Verzichtfrieden. Unser Genosse blieb ihnen die Antwort nicht schuldig. So sprach er im Reichstag am 15. 5. 1917:

Wenn die Herren von rechts jetzt gegen den Scheidemannfrieden reden und hetzen, dann heißt es stets: „Weiterkämpfen, keinen Verständigungsfrieden“. Zerschmetterung des Gegners, damit wir ihm den Frieden diktieren können, das ist ihr Plan. Sieg, Triumph und Beute, Beute! Das ist *ihre Losung*. Durch diese alldeutsche Porzellanpolitik sind wir in den wahrhaft törichten Verdacht gekommen, *ein Räubervolk* zu sein, sozusagen eine national organisierte Räuberbande von 70 Millionen.“ ... „Ich wiederhole, es wäre ein Glück für ganz Europa, wenn wir schnellstens einen Frieden der Verständigung haben könnten ... Für die Verteidigung unseres Landes, für die Verteidigung von Heim und Herd wird und muß das Volk eintreten. Von der Führung des Krieges für irgendwelche Vergewaltigungsziele will unser Volk nichts wissen. Dem werden wir Sozialdemokraten – darüber täuschen Sie sich nicht – uns aufs entschiedendste widersetzen ... Was soll der Hohn über den „Verzichtfrieden“ eigentlich bedeuten? *Wir verzichten* auf die Fortsetzung des Krieges; wir verzichten auf die Hunderttausende Tote und Hunderttausende Krüppel; wir verzichten auf tägliche Lasten von Hundertmillionen; wir verzichten auf die weitere Verwüstung Europas; wir verzichten aber auf kein Stück deutschen Landes und kein Stück

deutschen Gutes; wir verzichten auf das, was wir garnicht besitzen; wir verzichten auch auf die Illusion, daß der Krieg einen Gewinn bringen wird, der uns nicht zusteht, für den wir weitere furchtbare Opfer bringen müßten und den wir doch nicht erreichen würden; wir verzichten darauf, andere Völker zu vergewaltigen und zu unterdrücken; wir verzichten aber nicht darauf, daß das deutsche Volk als ein freies Volk aus diesem entsetzlichen Kriege hervorgeht. Das nennen die Alldutschen einen „Verzichtfrieden“. *Worauf wir verzichten, das sind die Alldutschen und ihre dummen Schwätzereien ...* Zu dem entscheidenden Schritt, aus dem grauensvollen Elend herauszukommen, bedarf es des Mutes der Wahrheit. Den verlangen wir heute dringender als je von der deutschen Regierung. Nicht Vergewaltigung, sondern Verständigung! *Es lebe der Friede! Es lebe das freie Europa!*

Als die Bemühungen seiner Partei erfolglos blieben und die nationalistischen Eroberer bis zum Zusammenbruch siegestrunken Nordfrankreich bis Calais, ganz Belgien und die russischen Randstaaten verlangten, da hatte er das Recht auf seiner Seite, als er nun sich gegen den von ihm verlangten Eintritt in die Regierung des Prinzen Max sträubte. Wenn er schließlich dem einmütigen Beschluß seiner Fraktion dennoch nachgab, so zeigt ihn das als den Demokraten der alten Schule, der sich der Mehrheit fügt.

Nachdem Hindenburg und Ludendorff Ende September 1918 den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes und Frieden verlangt hatten, erwies sich der Präsident Wilson als ein hartköpfiger Unterhändler. Er gab den Bitten der deutschen Heerführer um Weitergabe des Antrages auf Waffenstillstand erst nach, nachdem die deutsche Reichsregierung versichert hatte, daß dem deutschen Volke unbedingte Demokratie auf die Dauer durch die Verfassung gesichert sei. Das Wirken Sch.s am 9. November 1918 ist bekannt. Er wurde Volksbeauftragter der jungen Republik, im Februar 1919 Reichsministerpräsident. Als solcher bildete er die erste republikanische Regierung. Er legte sein Amt nieder, weil er sich weigerte, das Versailler Diktat anzunehmen. Alle Ueberredungsversuche scheiterten jetzt an seiner Entschlossenheit. Geradezu ergreifend ist die

Schilderung seines Kampfes in seinen Lebenserinnerungen. Da lesen wir über seine Stellungnahme im Reichskabinett: „Ich bin wie an allen Gliedern geschlagen. Vermag ich vielleicht die ganze Furchtbarkeit der Situation, in die unser Volk kommen kann, wenn wir *nein* sagen, nicht zu überschauen? Sind Erzberger, Noske und David politisch so viel klüger und weitsichtiger als ich? Aber wenn es schon sein muß, was ich auch jetzt noch, nach der Aussprache im Kabinett, an der auch Ebert und die Preussen teilnahmen, bestreite, und zwar leidenschaftlich bestreite, müssen denn *wir* ja sagen, *wir*, die wir im Kabinett sitzen und vor aller Welt schon nein gesagt haben?“ Es heißt dann über seine Stellungnahme weiter: Wiederholt hätte ich öffentlich erklärt, wie freilich die anderen Herren auch, daß wir diesen Vertrag nicht unterzeichnen können. Wohl könne ich mir denken, daß das Reich der Gewalt weichen und schließlich *ja* sagen müsse. *Ich* werde es *nicht* sein, der es tut, ich nehme den Standpunkt ein daß wir der Entente ganz offen und ehrlich sagen: was ihr von uns verlangt, kann nicht erfüllt werden. Wollt ihr das nicht einsehen, dann kommt und versucht es selbst in Berlin. Mutet uns nicht zu, Euer Gerichtsvollzieher und Henkersknecht am eigenen Volke zu sein.“ das Reichstagsmandat behielt er bei, schied aber aus der Parteileitung aus.

Es folgen kurze Betrachtungen über seine besten Reden und größeren Schriften, wobei volle Übereinstimmung mit dem Verfasser besteht, daß sie schon ab 1917 auch von den Zukunftsaufgaben der SPD handeln. Dann geht der Redner auf die Bedeutung seiner kleineren Schriften, und auf die Infamie des Blausäureattentats ein und, daß der Angegriffene sich für ihre vorzeitige Begnadigung eingesetzt hatte. Die Rede gipfelt in folgendem Ausblick:

Ueberblicken wir die Laufbahn unseres Genossen, so sehen wir wirklich einen ungewöhnlichen Lebensweg. In den letzten Jahren war Sch. hauptsächlich schriftstellerisch und rednerisch tätig. Als die Nationalsozialisten an die Regierung kamen, gelang es ihm, aus der nächsten Umgebung eines der bekanntesten nationalsozialistischen Führer gewarnt, rechtzeitig zu fliehen. ... Daß ein im besten Sinne des Wortes so guter Patriot wie der Sozialist und Demokrat Sch. gezwungen ist, seinen

70. Geburtstag fern von der Heimat als Emigrant zu erleben, ist eine Schande, jedoch nicht für ihn.

Wir freuen uns der geistigen Frische unseres Freundes, der den „Berufsunfall“ mit hoffnungsgemäßigem Gleichmut erträgt. Wir wünschen, daß er den Tag, an dem er in ein freies Deutschland wird zurückkehren können, bei guter Gesundheit erlebt. In dieser Hoffnung gipfeln die guten Wünsche, die wir dem alten Kampfgenossen hiermit aussprechen.“

Der sonst so redegewandte Scheidemann wird in diesem Festrahmen ausser ein paar Dankesworte auf Dänisch zu äußern, geschwiegen haben. Es wird ihn vor Rührung hart angekommen sein. Denn bekannte Politiker sprechen gerne überall. Sind sie sehr bekannt, vor großen Versammlungen, wie diese eine war. Einer der einst zwischen 1913-1920 bekanntesten Volkstribunen, die am meisten in Berlin und Frankfurt sprachen, war „der Politiker der Rede“, der sozialdemokratische Volkstribun par excellence, Philipp Scheidemann, in Deutschland verfemt und ausgebürgert. Ist er heute zu Unrecht vergessen?

Vor zehn Jahren dachte der Verfasser, Scheidemann, dieser Ausrufer des geflügelten Worts „Es lebe die deutsche Republik!“ in der Reichsnot des Ausnahmezustands, wäre bloß vergessen. Heute sieht er klarer: Scheidemann wird übergangen, ausgelassen, „totgeschwiegen“ (außer von Professor Guido Knopp), er ist politisch unkorrekt über ihn zu schreiben, obwohl nicht einmal alle Angaben in politischen Lexika über ihn stimmen und damit in die Irre führen.

3. Totenfeier und Beisetzung in Bispebjerg, Kopenhagen 1939

Die sterblichen Überreste Philipp Scheidemanns wurden im Dezember des Jahres auf dem Bispjeberg Friedhof in Kopenhagen, geleitet von dem Folketingsabgeordneten H. P. Sørensen, eingeäschert und beerdigt.

Der krebskranke Philipp Scheidemann war im Krankenhaus am 29. November 1939 gegen vier Uhr Nachmittag verschieden. Am 2.

Dezember zeigte der *Social-Demokraten* sowie andere skandinavische, französische, englische und amerikanische Zeitungen, allen voran die *Washington Post*, in mehr als 25 Nachrufen sein Ableben an. Da es nach Anfang des Zweiten Weltkriegs in dem naziverhetzten Deutschland Goebbels keine Zeitungen, die diesen Namen verdient hätten, mehr gab, erschien dort kein Nachruf. Ein verspätetes Telegramm der Kieler *Stapo* hat sich erhalten, das von einer „politischen Demonstration“ bei der Beerdigung sprach, statt den Respekt vor dem großen alten Mann des deutschen Vorkriegssozialismus ‚mitzukriegen‘. Die Beisetzung fand am 4. Dezember 1939 statt und das Programm ist in der ASB aufbewahrt geblieben. Ein stilvolles dänisches Abschiedsgedicht des Arbeiterdichters Oskar Hansen (1895-1968) [bekannt durch „*Danmark for Folket*“, „*Stauning Igen*“, und der ein Gedicht Scheidemanns, „Lieber Gott, wir bitten dich...“ ins Dänische übersetzt hatte] zur Melodie des Liedes *I flugt gaar Tiden* folgt in meiner Übersetzung:

Zur Erinnerung (*Til Minde*)

Während die Welt blutet, Städte in Brand stehen,
und sich das Firmament des Himmels blutrot färbt,
wendet ein alter Kämpfer sich zur Rast
in guter Erde, zum sanften Mutterschoß.
Ein alter Krieger und erfahr'ner Kampfesmann
allein mit Geistes Waffen in seinem Schild,
ein alter Parteimann und altbackener Recke,
mit Kämpfen ohne Rohheit oder Gewalt.

Stille ging er längs auf dän'schen Wegen,
wenn auch sein Gang beladen, müd und schwer,
er hielt einst Stärke für sein eigen,
war gesund und sicher, strahlend und jung,
so reich an Gemüt, so zündend seine Rede,
so helle Träume um sein Volk und Land,
ein Adler im Steigflug über Berg und Tal,
flügelschlagend überstieg er Strand um Strand.

Aber Leben ist nicht nur ein Aufstieg,
und Volkskampf kann wogen hin und her,
bald sturmerfüllt heran, schwankend oder wankend,
aber Kämpfe leben im weiteren Sinne ewig fort.
Er kam zu uns mit schon gestutzten Wingen,
doch blieb er adlergleich bis zu dem letzten Blick,
blieb niemals unterdrückt, trotz tiefer
Schmerzen von der Wunde, die er trug.

Auch and're klangvolle Namen für die wir kein
Verständnis haben, wurden von den Zeiten, ausgebrüllt,
so barsch verlief der Kampf, so hart der Streit –
trotz allem, sein Name wird beständig weiterleben.
Sein Traum war Volkestraum: durch Frieden wird gebaut!
Gerechtigkeit war seine vornehmste Forderung,

wenn andere Namen verblühen weg im Schatten,
leuchtet seiner langwährend von dem dänischen Grab.
(s. Erste Abbildung im IV. Band Abbildungen)

Es ist ein Nachruf, den der Oberbürgermeisterkollege Kopenhagens angesichts einer großen Menge seinem Freund Scheidemann auf einem der berühmten Friedhöfe Dänemarks bereitete – so als ob ein alter Wikingeranführer mit Runen auf einem Leichenstein geehrt und verewigt wurde. Menschlich ergreifend setzt Sørensen ihm dort ein Denkmal, wo der *Exkansler* „eine zweite Heimat“ gefunden hatte und „lieben lernte“, Dänemark.

Aber seiner Asche war kein Friede beschert. Seinem Wunsch, neben seiner Frau in Berlin auf dem Dorotheen Friedhof bestattet zu werden, wurde nicht entsprochen. Stattdessen wurde er trotz H. P. Sørensens Pochen auf das *sepulchrum asyli* von Kassel als „größter Sohn der Fuldastadt“ von den Konservativen, die ihn, als er noch lebte, sogar als Narr [Abbildung 16] verhöhnt hatten, vereinnahmt. Jetzt heucheln sie Stolz! Er mußte dort in Kassel beerdigt bleiben, obwohl man es den Hunden des Alten Fritz's mit Verspätung erlaubt hat, in Sanssouci neben ihrem Herrn bestattet zu werden. Zwei Meisterexilanten formulierten den Zusammenhang zwischen Heimatliebe, Exil und Heuchelei der immer Dagebliebenen zugespitzt so:

- Sprachwaage, Wortwaage, Heimat
- waage Exil (Paul Celan)
- Die Wahrheit ist immer im Nachteil (Robert Musil).

4. Im Spiegel der Karikatur und Abbildungen

„Was gegen die [deutsche] Sozialdemokratie und speziell gegen ihre leitenden Persönlichkeiten an Angriffen, Unwahrheiten und Schmähartikeln aufgebracht worden ist, grenzt ans Unglaubliche – und doch wollte die Sozialdemokratie nichts anderes, als was dänische

Reichstag in außenpolitischen Fragen immer wieder guthieß.“ Stauning, „Deutschlands Nachbar“:⁹

Diese Angriffe verlagerten sich schon im späten 19. und noch mehr im 20. Jahrhundert auf die Angriffsflächen der Karikatur, die ja von der Übertreibung angetrieben wird, indem sie herrschende politische Klischés immer von neuem auflädt und weitertransportiert (Martin Warnke). Wir zeigen im folgenden Abbildungen und sich diese zunutze machenden Karikaturen von Scheidemann und Stauning, weil bekannt ist, daß sie beide diese politischen Waffen zu schätzen wußten. Wilhelm II. und Hitler, die wenig oder gar keinen Humor hatten, hassten Karikaturen über sich selbst. Doch Scheidemann fügte am Ende des Ersten Bandes seiner *Memoiren eines Sozialdemokraten* (1930) Anti-Karikaturen hinzu, Stauning seinem Grønlandfahrtbuch (*Min Grønlandsfærd*, (1930)), weil sie die beiden amüsierten. Sieht man sich Bilder von Ebert an, kann man nicht immer sicher sein, ob es sich um eine Karikatur von Fritz Ebert oder den wirklichen Reichspräsidenten handelt. Das berühmte Bild von ihm in der Badehose am Strandbad Wannsee hat ihm sicherlich in den Augen Vieler sehr geschadet. Bei einem humorvollen Menschen (auch Politiker), der über sich selbst lachen und spotten kann, kommen Karikaturen, in denen etwa der Kontrast zwischen der Bildwirkung und den Erfordernissen eines neuen Diskurses (z. B. Jugendstil; Bauhausstil; Expressionismus; Neue Sachlichkeit) nur durch Humor (Gelächter) überwunden werden kann, an. Bei Despoten nicht. Es kommt noch hinzu bei der Beurteilung und Abwägung, daß unser solider deutscher Humor manchmal steifledern herüberkommt, weil er eigentlich ohne einen landsmännischen Kontext (hie Baier – hie Hanseat) nicht ohne weiteres überall gleich verständlich ist.

Waren schon Karikaturen von Politikern und über Mißstände, die einige von ihnen angerichtet hatten, in der Weimarer Republik beliebt, so wurden sie in der Öffentlichkeit, etwa auf Litfaßsäulen oder in Zeitungen,

⁹ Thorvald Stauning in: *Die Neue Zeit*. 39. Jahrgang, 1. Band, Nr. 17 (1921) S. 393-399, 397.

noch bei weitem von Plakaten übertroffen. Gerhard Paul, *Aufstand der Bilder* (1990) hat ausgerechnet, daß fast zwei neue Plakate pro Tag in den Großstädten Deutschlands erschienen und genossen wurden. Die NS-Propaganda hat sich schon lange vor 1933 auch dieser Waffe bedient, andererseits, sobald sie an die Macht kam, abweichende Abbildungen untersagt und unter Strafverfolgung gestellt, ein Zeichen völliger Humorlosigkeit und Diktatur. Wir zeigen im Folgenden wichtige Karikaturen und Plakate, insofern sie in einem Zusammenhang mit dem dänischen Präludium zu Scheidemanns nicht-herausgebbaren Werken stehen.

Nachwort zu Abbildungen: Ich danke Herrn Professor Martin Warnke für seine Erlaubnis, in seinem Warburg-Haus Hamburg seinen sehr lehrreichen „Index zur politischen Ikonographie“ durchzuarbeiten und einige Abbildungen ablichten zu dürfen

III. Öffentlichkeit bei Scheidemann und Veröffentlichung

1. Interview Philipp Scheidemanns durch und bei Roger Madol 1932 ¹⁰

Scheidemanns Aufenthalt vom 18.-28. Juli im Pariser Hotel Molière blieb der sureté nationale ebenso wenig verborgen wie sein im Juli 1937 auf dem Rückweg von einer Erholung in Budapest vorgenommener Besuch im Spiegelsaal von Versailles. Versailles als „vergifteter“ Erinnerungsort (und nach Theodor Heuss 1931 „die Geburtsstadt der [NS]

¹⁰ Eine Vorstufe für die Bearbeitung dieses Abschnitts findet sich in Gellinek, Christian, *Kultursolidarität über Grenzen: Dänemark und Deutschland*. Waxmann Verlag Münster 2008, S. 110-116. Zum Hintergrund siehe Pollak, Oliver B., „The Biography of a Biographer: Hans Roger Madol (1903-1956),“ *Germanic Review*, 77,1 Winter 2002, p. 74-85.

Bewegung“) lag im Wettstreit mit dem noblen Vierzehnten Punkt des früheren Princeton Professors, Präsidenten Woodrow Wilsons!

Es gibt über das gallische Versailles, das im deutschen Erinnerungsfries mehrere Plätze hat, mehr zu berichten, als Hagen Schulze, der die Reichskanzlerakten Scheidemanns als Herausgeber genau kannte, einräumen möchte. Im Sommer 1937 guckte sich der inkognito reisende 72jährige Pass-Däne Henrik Philipp den deutschtrüben Spiegelsaal von Versailles an und hätte die abgeseilten Möbelstücke mit seiner Hand, wäre sie dort verdorrt, nicht berühren dürfen. Sogar sein hochadeliger Außenminister hatte hier einst bei der Bestätigung der Vertragsannahme die Handschuhe nicht ausgezogen, um „die Scham der Hand zu schonen“ und sie dann der Legende nach liegengelassen. Der alte Exkanzler a. D. mit dem dänischen Hilfspass (*hjælpepass*) wird den unheimlichen Ort ebenso stumm verlassen haben wie der Außenminister, dem von Clemenceau kein Stuhl angeboten worden war. Dessen Ablehnung der Wilson'schen Positionen hing auch mit einer in Connecticut mit einer Yankee-Amerikanerin geschlossenen, gescheiterten und danach geschiedenen Ehe Clemenceaus zusammen.

In dem von Dähnhardt und Nielsen¹¹ herausgegebenen Buch, *Exil in Dänemark* (1993), wird behauptet, dass in einem Werk von einem Schriftsteller namens Hans Roger Madol, [im Ganzen sechzehn]¹² das am Anfang der Nazizeit in Berlin 1933 erschien, ein Interview mit Philipp Scheidemann enthalten wäre.

Meine Nachprüfung ergab jedoch ein negatives Resultat; es ist dort nicht enthalten. Das ist nicht weiter verwunderlich, weil Scheidemann nach der Machtergreifung am 26. Februar 1933 Deutschland fluchtartig verlassen hatte. Deshalb konnte ein nach der Machtübernahme der

¹¹ *Geflüchtet unter das Dänische Strohdach*. Hg. Lohmeier, Dieter. Band 3 (1988) S. 123ff.

¹² *Gespräche mit Verantwortlichen*. Universitas Deutsche Verlags-A.-G. Berlin 1932.

Nationalsozialisten um acht Monate zurückliegendes Interview nicht mehr veröffentlicht worden sein. Indes hatte Professor Steffensen, von dem diese Information an Dähnhard und Nielsen, stammt, dennoch eine verfolgbare Spur gelegt. Selbst wenn das Interview, das der Franzose Madol 1932 entweder noch in Berlin oder schon während Scheidemanns traditionellen „Sommerferien von Vorträgen“ in Dänemark oder der Schweiz veranstaltet haben dürfte, nicht mehr erschien, so konnte es anderswo auffindbar geblieben sein. Meine Anfrage an das Bundesarchiv Koblenz ergab, daß ein solches Interview dort tatsächlich hinterlegt worden wäre. Um mit Verständnis darauf einzugehen, muss zunächst geklärt werden: um wen es sich bei Roger Madol handelt? Der politische Schriftsteller Hans Roger Madol ist heute so gut wie unbekannt. Das liegt zum Teil auch daran, daß er von seiner Geburt, 1903 in Berlin, bis 1920, bevor er nach Paris gezogen war, einen anderen Namen getragen hatte. Hinter seinem 1920 angenommenen Pen-Namen, der anagrammatisch gebildet ist, verbirgt sich sein Geburtsname Gerhard Salomon. Von Frankreich konnte Madol sich 1928 in Dänemark eine kleine Halbinsel namens Agernæs auf Fyn (Fünen), auf der sich der Herrensitz Avernæs befand, kaufen. 1933 war er aus Deutschland geflohen. Er interviewte dort auf seiner Insel berühmte Gäste aus ganz Europa, da er sich in mehreren Sprachen fließend verständigen konnte. Zu seinem Schloß gehörten vierzig Zimmer, so daß es die Dimensionen eines Hotels besaß. 1936 verkaufte er es wieder und verließ Dänemark 1939 in Richtung England.

„Verantwortliche“, d. h., berühmte pensionierte Staatsmänner, Politiker, Maler, abgedankte Könige und berühmte Flüchtlinge aus Europa und auch bekannte Persönlichkeiten aus Dänemark (ebenfalls Premierminister Thorvald Stauning) und Deutschland (Philipp Scheidemann), die beide seit langem befreundet waren, wurden dorthin ebenfalls eingeladen und interviewt. Dieser begabte Schriftsteller erlernte so gut *Dänisch*, dass er auch in dieser Sprache interviewen, Bücher schreiben und veröffentlichen konnte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Hans Roger Madol zum Presseattaché des Großherzogtums Luxemburg ernannt. Später gab er das

Yearbook of the United Nations 1945 heraus. 1956 starb er an einer Gehirnerkrankung in London.

Die dreiseitige Typoskript-Quelle befindet sich als Interview, datiert auf „ca. 4. Mai 1932“, im Bundesarchiv Koblenz, mit handschriftlichen Korrekturen Scheidemanns.¹³

Meine Transskription lautet: (Auszüge aus dem Interviewtext mit handschriftlichen Korrekturen Scheidemanns)

PHILIPP SCHEIDEMANN, 1918 Staatssekretär der letzten kaiserlichen Regierung, 1919 Ministerpräsident

„Wir deutschen Sozialisten haben nach unserer festen Ueberzeugung das unsere getan.

Noch am Vorabend des Weltkrieges haben wir Hermann Müller nach Paris geschickt; ihm haben die französischen Genossen so amtlich wie möglich zu verstehen gegeben, dass sie die Kriegskredite bewilligen werden. Was sollten wir tun, während die russische Walze auf Ostpreussen zurollte! Als stärkste deutsche Partei konnten wir nicht gegen unser Land stimmen; wir wären für ewig unmöglich gewesen. Das war damals wohl auch die Empfindung Karl Liebknechts, der am 4. August 1914 die Kredite im Reichstag mit bewilligt hat.

Uebrigens hat nach 1917 die französische Regierung anlässlich des Stockholmer internationalen Kongresses der Sozialisten erneut ihre Unversöhnlichkeit bewiesen.

[Dies wird von Thorvald Stauning, dem dänischen sozialdemokratischen „Kontrollminister“ von 1917, in einer Sitzung v. 8./9. Juni 1917, auf einer Friedenskonferenz, die Ebert und Dr. Simon, nicht aber Scheidemann besuchte, bestätigt]. Mir hatte Bethmann-Hollweg bereits im Oktober 1914 seine unbedingte *Friedensgeneigtheit* -- *[im*

¹³ BAarchiv, Nachlass H. R. Madol, Kl. Erw. 664 Nr. 591/1158.

mündlichen Protokoll steht „Friedenswillen“] –ausgesprochen; er wollte nur nicht öffentlich davon sprechen, um nicht den irrigen –[*steht nicht in der mündlichen Fassung*] -- Anschein zu erwecken, dass wir schon nicht mehr weiter könnten. Doch er wünschte den Frieden, je eher desto besser und er bewies es durch die Bewilligung der Pässe -- [*mündlich: selbst an Liebknecht*] -- selbst für die Unabhängigen. Er forderte uns auf, überall dorthin zu gehen, wo wir für den Frieden arbeiten könnten. Den Franzosen dagegen wurden, wie den Engländern, von ihrer Regierung die Pässe verweigert.“

Scheidemann betont erneut, dass er niemals seine Bemühungen um den Frieden eingestellt hat.

„Allerdings hatte ich mir den Frieden anders gedacht. Nach den unaufhörlichen Versicherungen der Franzosen, dass sie nicht gegen das deutsche Volk, dass sie nur gegen die kaiserliche Regierung und den „preußischen Militarismus“ kämpften, nach den Programmreden Wilson’s durfte man etwas anderes erwarten. Als dann das Versailler Vertragswerk zur Unterzeichnung vorlag, da habe ich öffentlich gesagt, dass ein solches Monstrum unannehmbar sei. Ich war von Anfang an von der Unerfüllbarkeit überzeugt. Mit mir alle andern, auch Ebert, der es gar nicht nötig gehabt hätte als Reichspräsident öffentlich das Wort zu ergreifen. Ich habe ihm wiederholt gesagt, Mensch, rede nicht, ich bin leider der Sprechminister; du, als Präsident kannst du dich in Schweigen hüllen -- [*mündlich: das Maul halten*] -- . Das konnte er in Folge seiner Erregung aber nicht: schon am nächsten Tag stand er wieder auf dem Balkon und sagte: Wir können und werden nicht unterzeichnen! [Als dann das Kabinett und die Nationalversammlung unter dem furchtbaren Druck der Entente und angesichts der unbeschreiblichen Not im Inneren ihre Meinung änderten und der Unterzeichnung zustimmten, trat ich als Ministerpräsident zurück. Vielleicht ist meine Ansicht, dass auch in der Politik aus einem Ja oder Nein nicht das Gegenteil gemacht werden darf, veraltet. Leider hat mein Rücktritt die Beziehungen zu Ebert noch mehr getrübt (Dies nur *handschriftliche Marginalie* auf S. 2)]. Mein Wort, dass

ich mich nicht zum Gerichtsvollzieher der Entente am eigenen Volke machen lassen wollte, ist mir zunächst sehr übel genommen worden

Ohne das wenig versöhnliche Verhalten Frankreichs hätte der Faschismus in Deutschland sich nicht bis zu seiner jetzigen Stärke entwickeln können. *(Nur handschriftliche Marginalie).*

„Der Faschismus ist die Vorstufe des Bolschewismus!“ --[
Kommentar: Diese fragliche Einschätzung Scheidemanns, die er sich nicht selbst erdacht haben dürfte, machte ein Erscheinen dieses Interviews 1933 in Berlin ausgeschlossen. Die Nähe beider diktatorischer Ideologien wurde von dem führenden dänischen Schriftsteller und Intellektuellen, Johannes V. Jensen, dem späteren dänischen Nobelpreisträger für Literatur, für noch viel enger gehalten.]

Frankreich wird sich auch gegen die Gefahr des Bolschewismus geschützt fühlen, wenn seine starke Armee am Rhein steht.

„So breit ist der Rhein nicht! Wenn wir den Bolschewismus in Deutschland einmal bekommen sollten, dann würde er an Frankreichs Grenzen nicht Halt machen.“

Nachwort zum Interview

Es fällt auf, dass er Stresemanns Einschätzung des Völkerbunds früher nicht so schneidend negativ angesehen hatte. Neu nuanciert erscheint das Ausmaß und die Bemessung der Spannung zwischen ihm und Ebert. Früher hatte es nur geheissen, Ebert rede zu viel. Näheres dazu wird in des Verfassers *Philipp Scheidemann: Gedächtnis und Erinnerung*. Erster Teil. Scheidemann und Ebert, S. 15-55 ausgeführt.

Der Gesichtspunkt einer Umgruppierung der reaktionären Wählerschaft ist pointierter als früher. Eine Kenntnis der dänischen Presse ist schon erkennbar. Auch die, wie gesagt, fragliche Einschätzung Scheidemanns, die er, wie vermutet, nicht selbst erdacht haben dürfte, machte ein Erscheinen dieses Interviews 1933 in Berlin ausgeschlossen.

Johannes V. Jensen hatte schon früher „Nationalsozialismus“ und „Bolschewismus“ in *Retninger i tiden* (Nov. 1930) S. 152, ideologisch als „Zwillingsbrüder“ eingestuft.

Die wichtigste Neuinformation ist die scharfe Definition des Faschismus als eine Vorstufe des Bolschewismus. Dieser Verfasser hätte gedacht, daß Scheidemann erst 1934 zu dieser Ansicht gekommen wäre. Tatsächlich hätte er dieser Überzeugung schon acht Monate vor der Machtergreifung von 1933 angehangen oder sie auf Avernæs revidiert. Mit diesem Interview müsste sein Aufsatz, „Faschistische Regierung?“, der fast am gleichen Tag in der <Volksstimme Frankfurt> erschien, verglichen werden. Wenn Professor Steffensen Recht hatte, daß Scheidemann, der erst im August 1934 in Kopenhagen eingetroffen war, von Madol auch auf seinem Schloß Agernæs während früheren Sommerreise interviewt worden wäre, so konnte Scheidemann damals dort seinen dänischen Decknamen Henrik Philipp noch nicht benutzt haben, als er das Interview vom Mai 1932 als *re-interview* noch einmal gegeben und damit bekräftigt hat. Möglicherweise bespitzelte die Gestapo auch dort schon damals „Gefährliche“ Gäste und natürlich auch den Schloßherrn, dereinst deutschen Staatsbürger Gerhard Salomon. Zuständig wäre die Stapo in Kiel bzw. Flensburg gewesen. Später waren dann dänische Kollaborateure (z. B. Olga Eggers), ja selbst deutsche Tarnflüchtlinge (z.B. Kurt Lischka) Spitzel in deutschen Diensten. In dem späteren anonymen dänischen (Pro-Nazi) Schwarzbuch, „*Farlige Personer og Terrorister*“ ist Scheidemann aufgeführt, wie Willy Dähnhardt und Birgit S. Nielsen in *Exil in Dänemark*, zeigen. Es ist unwahrscheinlich, daß ein vollständig neues Interview zwischen Roger Madol [Salomon] und Philipp Scheidemann auf Agernæs ohne Staunings Patronage hätte veranstaltet werden können. Der Scheidemann später in Kopenhagen gewährte Asylschutz wurde schon hier als eine neutrale Solidarität zweier befreundeter Sozialdemokraten erprobt und getestet. Er gewährleistete in Grenzen eine bestehende Tradition unter politisch veränderten Umständen, und dehnte sie später aus Rücksichtnahme auch auf eine Bildungsreise nach Paris, Versailles und Budapest aus. Der

springende Punkt: verabredungsgemäß wurde diese gefährliche Veröffentlichung in Dänemark zurückgehalten.

Man sieht aus diesem erhaltenen Interview mit Korrekturen und handschriftlichen Zusätzen, daß Scheidemann über die Lage der Dinge in Dänemark schon vor seinem Exil gut orientiert war und „skandinavische“ Meinungen verstand, aufnahm und vertreten konnte. Diese frühen Kontakte halfen, eine spätere „Isolierung und Entwurzelung“ nicht aufkommen zu lassen. Diese frühen dänischen Kontakte zeigen sowohl Vorsicht, als auch, daß eine Fremdheit in Kopenhagen später während der Exilzeit nicht entstanden ist. Diese wird von Reitzle und Krohn zu Unrecht unterstellt. Sie paßt nicht zu Philipp Scheidemanns Charakter.

2. Scheidemanns Revisionsansichten mit „beschwörendem“ Exilstil 1936-39

Im dänischen Exil hatte sich der anonym Deutsch schreibende Schriftsteller Henrik Philipp die Frage vorgelegt, ob die SPD die Machtübernahme und damit den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hätte rechtzeitig als während der Abstimmung im Deutschen Reichstag verhindern können. Es ist kaum vorstellbar, daß es dabei ohne einen Bürgerkrieg hätte abgehen können. Feststeht, daß das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold an Stoßkraft der SA Röhm's nicht gewachsen gewesen wäre. Geistig war es um die politische Waffe, die der <Vorwärts> gegen Rechts bildete, nicht sehr gut bestellt, denn er wurde in seiner unscharfen Redaktionspolitik auch nur autoritär geführt, und ging deshalb ins Leere. Er wirft sich selbst und seiner SPD (Typoskript S. 80) vor, „nicht einen einzigen wirklichen Führer seit dem Tode [August] Bebel's“ (1840-1913)] gehabt zu haben. Da die SPD ab 1931, anders als die NSDAP ab 1933, den Reichskanzler aus Mangel an der Stimmenmehrheit nicht stellen konnte, blieb ihr ein legaler Aufstieg in die Verantwortung verschlossen. Aber gerade den hatten die Nazianführer scheinlegal in Anspruch nehmen können und durch Hindenburgs Nachgeben wider dessen besseres Wissen erreicht.

Um die Langzeitwirkung seiner Beredsamkeit ist es besser bestellt als um diejenige seiner schriftlichen Abrechnungen mit seinen Gegnern und Feinden. Das Vermächtnis eines zum öffentlichen Verstummen gezwungenen Zeitkritikers hinterlegt für ein literarisches Erbe den Sachverstand eines zwar politisch, aber nicht menschlich abseits stehenden, jedoch noch immer zutreffend urteilenden Sprachkämpfers um die Wahrheit. Lange hatte er sich um Deutschland und sein Schicksal bemüht. Die Politik seiner „rechten“ Gegner hielt zu keiner Zeit eine friedliche Versöhnung für ihn bereit, sondern hätte ihn gerne wie seinen Amtsvorgänger Kurt von Schleicher umgebracht. Aber einen solchen Mord an dem alten Scheidemann in einem neutralen Land wirklich zu begehen, trauten die Drahtzieher in Berlin sich nicht. Im Grunde hat er seine politischen Ansichten über den Ausbruch und das Ende des Zweiten Weltkriegs nicht zu revidieren brauchen, da er recht behielt, und für ihn das Verbrechen der Naziregierung vom ersten Tage an feststand. Daran gab es auch im Kopenhagener Exil nichts zu deuteln. Er durfte nur nichts unter eigenem Namen veröffentlichen. Heute, 70 Jahre nach seinem Tode, ist seine Arbeit gesammelt und sicher hinterlegt. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, wenn das Bedürfnis nach Mitwissen und Teilnahme wieder nachgewachsen ist. Spät im Leben habe ich gelernt, daß heute, anders als in der Weimarer Republik, dann, wenn die Veröffentlichungsfreiheit auf ihre wirtschaftlichen Grenzen stößt, sie in Zeiten der Krise stark eingeschränkt wird.

Der „geborene Schriftsteller“ und „begnadete Redner“ Scheidemann hatte sein Handwerk als Drucker und Druckleser oder Korrektor gelernt, auf der Waltz und in den Parteibürostuben erspürt, und in Marburg in seiner freien Zeit bis 1894 Abendkurse über Volkswirtschaft und Geschichte an der Universität genommen. Die epigrammatische Kürze von Tagebucheintragungen war ihm vertraut. In seinen <Erinnerungen> gibt es „Portraits, die zu den Meisterstücken politischer Memoirenliteratur

gehören“¹⁴ Sein Hauptwerk, <Der Zusammenbruch>, das er hauptsächlich auf der Insel Schwanenwerder schrieb, die damals dem Millionär und SPD Sympathisanten Dr. Alexander Helphand-Parvus (1867-1923)¹⁵ gehörte, wird im allgemeinen als quellenkritisch zuverlässig angesehen. Denn damals konnte er sich auf seine Kriegstagebücher und andere Notizen berufen. Aber es ist nicht das Buch eines Historikers, sondern das eines Politikers. Schon bei seinen <Memoiren> werden nach Eberts Tod andere Akzente gesetzt. Sein z. T. sehr persönlicher Memoirenstil wird ab 1934 etwas weitschweifiger und die ursprünglich eher herausfordernde, ‚freche‘ Schreibweise wird selbstgefälliger. Für manche Beschreibungen bis 1928 mag der in Basel promovierte Sozialwissenschaftler Dr. Helphand noch Anregungen geliefert haben. Helphand band ihn an seinen Verlag für Sozialwissenschaften und veröffentlichte Scheidemanns größere, sehr bekannt gewordene Broschüren. Helphand war ein Fachmann der Revolution, Transport-Unternehmer, ‚Reisemarschall‘, Millionär und Dunkelmann. Sehr bemerkenswert ist ein Empfehlungsbrief Staunings über und nicht an Dr. Helphand nach Deutschland, den Grelle, S. 185, anders gelesen hat und infolgedessen als an Parvus selbst gerichteten Brief interpretierte. Der nicht namentlich genannte Adressat dieses Empfehlungsbriefs vom 19. Sept. 1919 ist wohl niemand anders als Scheidemanns Amtsnachfolger, der neue Reichsministerpräsident [ab August 1919 Reichskanzler] Gustaf Adolf Bauer (1870-1944), den als Gewerkschaftsvertreter Stauning schon seit 1917 bei sich in Kopenhagen kennengelernt hatte. Dabei war Helphand in Berlin notorisch. Als Exilant hatte Scheidemann mehr Zeit als früher, in Ruhe und ungestört mit der Hand zu schreiben, was ihm Fräulein Friedel Thieme später abtippte.¹⁶ Er

¹⁴ Mann, Golo, *Philipp Scheidemann Gedenkrede* gehalten am 26. Juli 1965. Im Auftrag der Stadt Kassel [sic].

¹⁵ Sein 1915 vom Berliner Polizeipräsidenten und der Kaiserlichen Botschaft in Kopenhagen gestempelter deutscher Hilfspass findet sich im ASB Stauning Archiv wieder. Siehe dazu Anhang.

¹⁶ Vgl. Gellinek, Christian, *Philipp Scheidemann: Eine Biographische Skizze*. Böhlau Verlag 1994, S. 10.

hat seine Typoskripte ständig überarbeitet, d.h., diese Tendenz zur Korrektur oder Verbesserung nahm mit seinem Alter noch zu. So wurde in seiner Erinnerung die Problematik um sein Verhältnis zu Fritz Ebert immer weniger wohlwollend, und letztlich feindselig bis unkritisch. Aber nur seine Formulierungen wurden ätzender. Der Verdienste Eberts um die Führung der deutschen Übergangs-Demokratie bleibt er sich auch in Kopenhagen bewußt, wo Ebert bis 1919 noch in guter Erinnerung war und auch von Stauning als zuverlässig geschätzt wurde. Scheidemanns Formulierungen wurden altersbedingt lockerer, und nicht kontrollierter.

Zwei Hauptgedanken umkreisen sein schriftstellerisches Bemühen in Kopenhagen. Erstens, das sichere Wissen, daß Ebert und er das Aufkommen einer linksradikalen deutschen Republik 1918/19 zusammen verhindert haben. Zweitens, die Selbstreflektion, die zu Selbstzweifeln führte, wieso er mit seinen Reden gegen den schrillen Nationalismus von den Rechten im allgemeinen, und den Nazis im Besonderen, im Deutschen Reich bis 1932 nicht Herr werden konnte. Die Herausgabe seiner Gesammelten Schriften würde diese Fehlentwicklung in den einzelnen Etappen genauer belegen können. Sein Exilstil, sofern er sich mit dieser komplizierten und bis heute ungelösten Frage beschäftigt, ist eher noch bewegter als früher, ja, beschwörend, d.h. zu dieser Zeit expressionistischer geworden. Der Selbstspott ist vor dem tief sitzenden Widerwillen gegen die rechte Ruchlosigkeit gebändigt, aber nicht gewichen. Er blitzt auch im Alter auf. Scheidemanns gesamt-schriftstellerische Entwicklung verlief stilistisch von Kurzgeschichten, die er phonetisch korrekt auf hessischem Platt aufschreiben konnte, bis zu meisterlichen hochdeutschen Porträts und operierte manchmal nahe am Pasquill. Sie reifte auf dem Wege von seinem Jugendpseudonym „Henner Piffendeckel“ zu „Exzellenz“ Philipp Scheidemann, zu Kanzler, Oberbürgermeister, Wahlredner, Flüchtling, Exilant, zur Anonymität, und verwendete zuletzt einen dem Exil geschuldeten und passenden Samisdatt-Stil „Henrik Philip(p)s“ mit entsprechenden Abstrichen wegen des Jochs einer zur Vorsicht und Disziplin genötigten Pseudonymität. Sein testamentarischer Ränkeschwur, den er seinem Freund Hans Peter Sørensen, dem Kollegen in Kopenhagen, am 3. April 1939 schickte,

richtet sich gegen die Nazi Verursacher des Zweiten Weltkriegs, also die Verderber seines Vaterlandes. Sie müßten zur Schullektüre gehören. Tun es aber nicht. Denn niemand kennt diese Grüße, die lauten:

„Meine letzten Worte.

Herzlichen Dank allen Freunden, die mir den Aufenthalt in Dänemark ermöglicht haben, so dass ich eine zweite Heimat, die ich auch lieben lernte, fand.

Den in alle Welt vertriebenen deutschen Kampfgenossen, wie den der Freiheit beraubten oder in der nazistischen Freiheit geächteten Freunden die letzten Grüße. Keiner soll die Hoffnung verlieren, der Tag der Abrechnung kommt!

Mögen bei dieser Abrechnung unerbittliche Richter ihres Amtes walten. Die ehemaligen Vertrauensleute der deutschen Arbeiter, die sich in schicksalsschwerer Stunde als unzulänglich erwiesen, werden mildere Richter finden. Die sich als Feiglinge erwiesen haben, werden in einem Meer von Verachtung vergeblich nach einer rettenden Insel Umschau halten.

Fluch den Erbärmlichen, die die Republik einem Geisteskranken ausgeliefert haben.

Dreifacher Fluch den Schuften, die Deutschland geschändet, den deutschen Namen entehrt haben! Hundertfacher Fluch den Verleumdern und Ehrabschneidern, den meineidigen Verrätern und Meuchelmördern, die an der Spitze ihres Verbrecherstaates als dessen Führer standen.

Ph. Sch.“

3. Rezensionen passieren Revue

Die Kehrseite der manipulierten öffentlichen Meinung ist die weit verbreitete Meinungslosigkeit über unsere politische Vergangenheit. Z.B. wäre es mir in meinen beiden Scheidemann Skizzen (1994 und 2006) nicht gelungen, schrieb mir eine ablehnende Verlegerin, „das Interesse an

diesem Politiker im Publikum zu erwecken.“ An den beiden mich stets vorzüglich betreuenden Verlagen, Böhlau und Waxmann, hat das sicher nicht gelegen. Hatte ein sonst verdienstvoller Widerstandslexikon Herausgeber ihn nicht auch vergessen zu erwähnen? Es ist unschön wahr, in einer einzigen Rezension zugestanden zu bekommen, „daß die Deutschen ... eine[m] ihrer verehrungswürdigsten Patrioten keine Kränze geflochten haben.“¹⁷ Es ist schon erstaunlich zu erfahren, daß der „eigentliche biographische Teil“ meiner Skizze überhaupt nichts [präsentiert], was nicht schon grundsätzlich bekannt wäre und manches Bekannte und Interessante fehle [sic!]. Wenn die inzwischen verstorbene Enkelin des Reichsministerpräsidenten dem Verfasser nicht 1993 im letzten Moment die ihm zum Nachdrucken und Kommentieren überlassenen Typoskripte wieder abverlangt hätte, hätte er gerne die ganze Arbeit, die jetzt vollständig gemacht ist, schon damals zuende geführt. Aber Scheidemann bloß „einen Bären dienst erwiesen“ zu haben, ist starker Toback. Der biographische Teil sei „in der Zielsetzung ...“ „...altbacken“, „von sachlichen Fehlern durchsetzt“ – man fand mit Mühe nur einen einzigen – und werde „den Ansprüchen an eine moderne Biographie in keiner Weise gerecht“.¹⁸ Erfreut konnte man andererseits lesen: „Es war an der Zeit, Scheidemann einer breiten Öffentlichkeit nahezubringen“.¹⁹ Immerhin wird u. a. bestätigt, „eine nützliche Lektüre ruft ... einen Mann in Erinnerung, der des Erinnerns und der intensiveren Beschäftigung wert ist.“ (1995). Fand ein Rezensent schon den Skizzenband von 1994 „dürftig in der inhaltlichen Substanz und unbeholfen in der Diktion ...“, so erlaubte man sich das gleiche Urteil auch für die zweite Publikation von 2006 zu Scheidemanns Gedächtnis

¹⁷ Michael Wettengel, Literaturbesprechung in: *Nassauische Annalen* 106 (1995) S. 404f.

¹⁸ Torsten Oppeland, Rezension in: *Neue Politische Literatur. Jahrgang 41* (1996) S. 154.

¹⁹ Ralf Stremmel, Rezension in: *Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins* . Band 96 (1993/94) S. 313f.

und Erinnerung. Es handele sich auch hier bloß um „ungeschickt strukturierte’ vermischte Mitteilungen’ über Scheidemann, teils zutreffend, teils schief, teils falsch“. Kein einziger Beleg wird dafür beigebracht. Doch wäre mir zu meinem „großen Ärger ein Konkurrent zuvorgekommen,“ an dessen Edition ich „kein gutes Haar gelassen hätte mit meiner doch etwas kleinkarierten Kritik.“ Mein dort skizzierter Vorschlag der Gesammelten Werke – der für das aufbewahrende Archiv der Universität Münster genau ausgeführt wurde – wird dort für „absurd“ erklärt.²⁰

4. Anmerkungen zu Frank R. Reitzle, *Philipp Scheidemann, Das historische Versagen der SPD* Schriften aus dem Exil. Zu Klampen Lüneburg (2002)

In Wirklichkeit habe ich mich in meinem Erinnerungsband, außer ganz kurz in zwei Fußnoten, bisher noch nicht öffentlich zu Reitzles Exilschriftenausgabe geäußert. Die Willy-Brandt Witwe, Frau Brigitte Seebacher-Brandt, rezensierte dieses Überraschungselaborat in der FAZ vom 8. März 2003 als „dürftig“ und in Unterstellungen „wichtig-tuerisch“. Die Ausgabe ist nun einmal erschienen und man muß sie als kleinen Fortschritt einer noch nicht professionell gelungenen dänischen Ergänzung willkommen heißen.

Ich hole hier meine bisher zurückgehaltene Rezension nach. S. 7: Nicht die Jahreshefte der Weimarer Republik Aufzeichnungen sollten Scheidemann in die CSR nachgeschickt werden, sondern seine Tagebücher von 1914-19; S. 9 „die Pirschels [rückten] von den Typoskripten nichts mehr heraus“. Frau Johanna Pirschel und ich haben sie in Bodman mehrere Tage lang 1992 alle abgelichtet und ich habe meine Zweitkopien einem Universitätsarchiv zur Sicherstellung und Aufbewahrung (*safekeeping*) übergeben. In der Tat hat der Urenkel,

²⁰ Wolfgang Elz, *Historische Zeitschrift*. Band 261 (1995) S. 283f. und Eberhard Kolb, Band 285 (2007) S. 239f.

Ingenieur Hans Pirschel, ab 2002 „den Weg für die längst überfällige Publikation freigemacht.“ Darüber freue ich mich; denn jetzt gehören sie zur *public domain* und sie haben die Ausarbeit meiner <Gedächtnis und Erinnerungs> Schrift befördert und mich zur Verteidigung des *Exkanslers* auf den Plan gerufen, und damit mehr Interesse geweckt.

In Fairness darf man sagen: Krohn und Reitzle können einen Neuheitsgrad für sich in Anspruch nehmen. Wieso meine Vorarbeit von einer Zeit, die bereits acht Jahre zurücklag, unter „Weiterführender Literatur“ nicht genannt werden konnte, bleibt ein Geheimnis. Darauf kommt es aber jetzt nicht mehr an. Was schwerer wiegt: ihre Aufzeichnungen sind nicht sorgfältig genug zum Abdruck befördert worden. Ich werde zeigen, daß von einer in jeder Hinsicht „getreuen Wiedergabe“, wie von den beiden Herausgebern in Anspruch genommen, leider nicht die Rede sein kann.

S. 12: das Bild seiner Ausrufung vom Balkon des Reichstags ist eine Photomontage. Sein Wahlkreis war nicht „Düsseldorf“, sondern „Solingen“; S. 18 die „Enthüllungen“ erfolgten nicht in, sondern nach seiner Kasseler Zeit, nämlich während des Kabinetts Marx III 1926. Daß Scheidemann als Kassels OB „kaum Akzente setzen“ [konnte], ist unzutreffend. Daß, wie Claus-Dieter Krohn auf S. 19 meint, Scheidemanns Aufzeichnungen „einen prägnanten Eindruck von Hilflosigkeit und Entwurzelung im Exil“ . geben, ist unrichtig. Die dänische SPD „prunkte besonders anfangs mit ihrem hohen Gast, der oft eingeladen wurde.“ Seine Kopenhagener Adresse, auf S. 22 mit „Strandboulevard 14“ angegeben, lautete Nr. 16. S. 25 u. 23: „Über mögliche Kontakte dorthin [nach New York] kann nur spekuliert werden.“ Wieso? Er schrieb sich seit Jahrzehnten mit dem Sozialisten Ludwig Lore (1875-1942) und wurde von ihm 1937 in Kopenhagen besucht. Er schrieb auch 1937 für die amerikanische Zeitschrift, *The Nation*, vol. 145, No 5 vom 31. Juli 1937 im Sinne Scheidemanns, ohne ihn namentlich zu erwähnen. Seine Ausführungen über „Will Europe Go to War?“ vergraulten die Leserschaft und verloren Abonnenten, denn es war, auch in der *New York Times*, die Zeit der Hitlerbegeisterung. Dieser

Freund hatte Scheidemann namens der „German Language Federation of the Socialist Party“ 1913 in die USA eingeladen und selbst in New York abgeholt. Schwerwiegender ist es: die beiden Herausgeber Reitzle und Krohn kennen sich in Bezug auf die dänischen Verhältnisse von 1935-38 nicht gründlich aus und unterschätzen Scheidemanns innere Anteilnahme im Kampf um die demokratische Landesfreiheit. S. 27 Den Untertitel „Aufzeichnungen In der Emigration“ läßt Reitzle ohne Begründung weg. Der Text wurde auch nicht „etwa 1935/36“, sondern nur 1936, also erst drei Jahre nach der Flucht, aufgezeichnet. Die Kapitelnummerierungen und einige fehlende Überschriftbezeichnungen haben Frau Johanna Pirschel und ich in meiner Handschrift in die Typokripte in eckigen Klammern klar sichtbar hinzugefügt. Er übernimmt sie einfach ohne zu wissen woher und von wem [sic!]. Auf S. 28 fehlt III, 9 „Jahren“. S. 32: dieser geschilderte Vorfall fand am 23. Febr. 1932 im Zirkus Essen statt; S. 35 es handelt sich um das Büro des Parteivorsitzes der SPD, Lindenstrasse 3 in Berlin S.W. 68. S. 61: auf S. 66-67 behandelt Scheidemann eine unangenehme Fragebogenaktion, welche deutschorientierte Nazianhänger, die in Dänemark wohnten, ohne Genehmigung von Regierungsstellen oder Fremdenpolizei schriftlich durchführten. Dabei verwendet der *Exkansler* auf S. 67, II, 1 für „Führer“ dänisch *Formand*, was Reitzle als „Fermann“ mißversteht, weil er kein Dänisch versteht. Dabei wird auch eine polizeiliche Frist von 48 Stunden falsch als 40 Stundenfrist gelesen. Es fehlen 30 Zeilen des Typoskripts S. 53-54 mit den Stellen, in denen drei der 37 Fragen ausgeführt werden. In den nächst folgenden Seiten drückt sich der deutsche sozialdemokratische Schreiber höchst kritisch über den dänischen Außenminister von 1929-1940, Dr. Peter Munch (1870-1948), Vorsitzenden der liberalen *Radikale Venstre* Partei, und seine zu laue Pressepolitik gegenüber Nazideutschland aus. Abermals fehlen ein paar wichtige Zeilen über das Liliputanertum in der Presseberichterstattung nach meinem Typoskript auf Scheidemanns S. 60-61. Jedenfalls hätten diese Stelle klar vermerkt werden müssen, und die Kapitelnummerierung XII nicht zweimal verwendet werden dürfen – womit die Konfusion vielleicht zusammenhängt?

Bei der Bewältigung des sog. III. Bandes, der längsten Exilschrift des Reitzleschen Buches, unterlaufen den Herausgebern einige Eigenmächtigkeiten. Die Schrift beginnt auf S. 75. Die gewählte Überschrift, „Kritik der deutschen Sozialdemokratie und ihrer Führung“, ist nicht von Scheidemann und infolgedessen kein Titel der verwendungsfähig oder zulässig wäre. Es ist eine Karthotheksbezeichnung des Archivs der sozialen Demokratie (ASD) in Bonn-Bad Godesberg, wahrscheinlich von Herrn Cartharius selbst. Der „Titel“ ist also gerade nicht „sachlich korrekt“ und Scheidemann hat diesen Text auch nicht, wie Reitzle schreibt, „wahrscheinlich in den Jahren 1935/36 verfaßt“, sondern 1936-1939. Dadurch wird der Leser auf eine zu kurze Spur gelenkt. Auf S. 80 vor dem letzten Absatz fehlt eine wichtige Passage des Typoskripts S. 7a, dass „der vieljährige Chefredakteur des „Vorwärts“, der als Politiker wie als Chefredakteur Schiffbruch erlitten hat wie kein zweiter in der SPD, mit nach Prag in die Emigration gehen konnte – versteht sich gegen Monatsgehalt, um dort in der ‚Parteileitung‘ wieder mitzuwirken und auch den „Neuen Vorwärts“ zu redigieren, das geht über das Begriffsvermögen wahrscheinlich auch der wohlmeinendsten Sozialdemokraten hinaus.“ Eine sehr harte, nicht ganz gerechtfertigte Kritik Scheidemanns spricht sich hier aus. Auf S. 85 fehlen Einschübe S. 14a, 14b, 14c, , 14cc, 14d, 14e, die in der sorgfältig gescannten DVD meiner Scheidemann Unterlagen im Archiv der Universität Münster hinterlegt sind. Die Überschrift „3.“ auf Reitzle S. 89 „Reichskanzlerwechsel zu Prinz Max“ stammt von mir, bei Scheidemann hieß es „Freiherr v. Hertling ging, und Prinz Max kam“. Auch die Überschrift von Punkt „4“, die bei Scheidemann fehlt, „Friedrich Eberts Taktik“, stammt aus meiner Feder. Der Titel von Prinz Max’ Schrift auf S. 94 lautet <Erinnerungen und Dokumente>, der Zusatz „Dokumente“ stammt von mir, nicht von Reitzle. Der Zusatz „Zwei Perspektiven“ als Überschrift von „5.“ auf S. 97 und auf S. 120 „Das Repräsentative am Reichspräsidenten“ ist ebenfalls von Reitzle übernommen.

Auf S. 131: statt „Vulpers, 25. Juni 1919“ müßte es heißen: Vulpera, [im Engadin] 25. Juli 1919; wie sich aus S. 235 bei Reitzle ergibt, ist der mit „Lieber Freund“ angeredete Empfänger Otto Wels

(1873-1939), der im gleichen Jahr wie Scheidemann gestorben ist. Dieser Mitvorsitzende der SPD ab 1919, MdR von 1920-33, war als tapferer Mann, der in der Kroll Oper gegen das Ermächtigungsgesetz auftrat und stimmte, bekannt. Auf S. 135 wird der rechtssprachliche, ein Mündel betreffender Ausdruck „pupillarisch“ als „popularisch“ mißverstanden.. Die Nummer des Resumés müßte nach Reitzles eigener Zählung „11“ lauten.

Die Überschrift der nächsten, ab S. 161 gesetzten, Streitschrift lautet in dem von Scheidemann selbst durchkorrigierten Endtyposkript „HITLERS POLITIK führt zum NEUEN WELTKRIEG xxx Von einem europäischen Staatsmann Verlag von vvvvvvvvvvvvvv in New York 1937.“ Reitzle erlaubt sich, statt dessen „Warnung eines europäischen Staatsmannes“ zu setzen. Auf S. 190, III, 5 fehlt das im Ms. erwähnte „Spanien“. Das bei Reitzle auf S. 191 unerklärt fehlende Ende des Schlußworts findet sich auf meiner abgescannten DVD in der besagten Archivsammlung.

Zum Bildteil. Auf S. 196: die „Urkunde zur Beschlagnahmung der Tagebücher ... durch die Gestapo [vom 28. Mai 1934] nach seiner Flucht“ ist eine irreführende Angabe an den Leser und zeigt die Ahnungslosigkeit des Hauptherausgebers. Die Tagebücher waren schon 1933 an der deutsch-tschechischen Grenze konfisziert worden; S. 218 aus dem Briefinhalt ergibt sich, daß der Empfänger in Prag sitzt. Reitzle ist nicht geläufig, daß der Adressat Alsing Andersen der Sekretär des Matteotti Komiteés war, von dem Philipp Scheidemann 200 der 260 Kr. erhielt. Die Abrechnungsunterlagen haben sich nach Auskunft des *Arbejderverælse Arkiv* (Henning Grelle schrieb über Pensionszahlungen dieser Zeit eine Broschüre) nicht erhalten. Reitzle hält auf S. 233 den angeschriebenen Namen „Lore“ für einen Vornamen. Es ist aber der bereits erwähnte Ludwig Lore aus New York gemeint. In Absatz II heißt es peinlicherweise „Die Verbreitung der Hitlerschen Sprache halte ich jetzt für dringlicher als je zuvor.“ Im Ms. steht G.s.D. „Sprüche“! Auf S. 235 fragt sich Reitzle, „warum Scheidemann Sörensen mit H. P. anschreibt. Das sind die Vornamen Hans Peter des Chefredakteurs der dänischen

Zeitung *Social-Demokraten*, dem späteren Oberbürgermeister von Kopenhagen, der Luise bei der dänischen Einbürgerung half, und die Urne ihres Vaters nach Kassel brachte. Auf der letzten Seite 236 ist die Unterschrift im Typoskript nicht voll ausgeschrieben, sondern abgekürzt zu „Ph. Sch.“ Der letzte Gruß hätte wörtlich genau sein sollen.

Die Hauptthese von Reitzle, daß es seitens der SPD ein generelles historisch nachweisbares Versagen von 1914 durchgehend bis 1933 gegeben hätte, wird vom Exilanten als Verfasser einer Rechtfertigungsschrift in Kopenhagen nicht vertreten, sondern Scheidemann wollte ausgeführt haben, daß der Untergang der Republik „objektiven Ursachen“ geschuldet war, daß die deutsche Arbeiterklasse „zersplittert“ gewesen wäre, die republikanischen Regierungen „unfähig“ gewesen wären und die Arbeiterführer der Sozialdemokraten – also auch er selber – aber eben nur bis 1919 im Reichsamt – {mit}“versagt“ hätten. Reitzles Pauschalurteil bezieht sich aber in erster Linie auf den Zusammenbruch der Weimarer Republik, nicht auf den Übergang zur Weimarer Republik.

Leider haben die unzusammenhängenden und widersprüchlichen Veröffentlichungen Gellineks und Reitzles die Chancen für eine, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Scheidemann-Gesamtausgabe so lange hinausgezögert, bis jetzt in der eingebrochenen ökonomischen Krise kein Verlag es mehr wagt, ein so hohes unternehmerisches Risiko der Ausgabe einer vierbändigen Werkausgabe in vier Bänden von 1600 Seiten zu riskieren. Ein angeschriebener Verlag begründete seine Sammelwerk-Ablehnung mit dem Urteil „abgesehen von den Bibliotheken wird sich heute so gut wie niemand mehr die Schriften Scheidemanns ins Regal stellen.“ Woher weiß man das so genau? Zugegeben, Schiller steht dort heute auch nicht mehr, vielleicht wegen überhand nehmender Unterhaltungsliteratur und DVDs? Ja, Scheidemanns Gesammelte Werke sind bisher nicht einmal ‚hoffähig‘ in der Friedrich-Ebert-Stiftung. War nicht „die Öffentlichkeit“ einmal Scheidemanns „Feld“? Ohne die Durchsetzungskraft einer Gesamtveröffentlichung, die

dem Verfemten angemessen wäre, schrumpft die Gruppe der politisch Informierten weiter und läßt die Überlieferung verwaissen.

Anhang:

Bisherige Primärliteratur Scheidemanns als Entscheidungshilfe

Die zu sammelnden Schriften Scheidemanns erschienen einzeln in Buchform 1910, 1920/1926, 1921, 1928/1929/1930; sämtliche deutschen Verlage sind aus dem Handelsregister gelöscht; ich besitze den mir von der Enkelin Scheidemanns ausgehändigten Restnachlass seit 1993, der ab 2002 frei verfügbar geworden ist.

Alle Schriften Scheidemanns, die wie auch sein Archiv auf Geheiß Goebbels' 1933 von der Gestapo konfisziert wurden, mussten entfernt, vernichtet oder sogar verbrannt werden. Es ist also eine unwahre Ausrede, wenn alle ablehnenden Verlage immer wieder behaupten, seine Schriften fänden sich „in jeder deutschen Bibliothek“. Im Gegenteil, sie stehen noch heute auf einem politischen Index.

Vorarbeiten

Archivreise zum Warburg Institut Hamburg, zur *Dansk Centralbibliotek Flensborg*, zum *Rigsarkiv* und zur Stauning Sammlung im *Arbejder Museet* Kopenhagen Sommer 2008. Rücktritt des ehrenwerten Waxmann Verlags Münster vom zur Herausgabe geschlossenen Vertrag wegen Finanzkrise im Nov. 2008.

Begleitende Maßnahmen in der Lehre

Erster Kursus SoSe 2009 Anti-Totalitarismus: 48 eingeschriebene Studierende; Geschichtsabteilung, Zweiter Kursus Vorbereitung Integrationsleistung Dänemarks, WiSe WS 09/10, Sozialwissenschaften, an der Universität Vechta.

Christian Gellinek, Professor emeritus

Lehrbeauftragter Universität Vechta, den 28. Mai 2009

Philipp Scheidemann

Zwischen
den Gefechten

Berlin SW 68

Verlag für Sozialwissenschaft



V o r w o r t

Das große Publikum ist gewohnt, einen Menschen stets so zu schauen, wie er ihm im Leben gegenüber zu treten pflegt. Das trifft nicht nur für den Privatmann zu; es ist auch für den in der Öffentlichkeit Stehenden in hohem Maße von Bedeutung. Er wird einseitig gesehen, einseitig beurteilt. Man vergißt nur allzuleicht und allzugern, daß der Betreffende — mag er nun Schriftsteller, Politiker o. ä. sein — auch Mensch ist. Und doch muß man für die gerechte Beurteilung eines solchen Mannes alle seine Charaktereigenschaften, ihre Wurzeln, ihr Herkommen, das Milieu, in dem sie sich bildeten, kennen. Nur so formt sich das Bild des Parteimannes zum Menschen. Alles das trifft auch für den zu, aus dessen Feder der Inhalt dieses Büchleins stammt, für Philipp Scheidemann. Es ist daher nur warm zu begrüßen, daß er — vielfachen Anregungen seiner Freunde nachzukommen — die nachfolgenden Geschichten, Skizzen und Aufzeichnungen zu einem Bande vereinigt hat, aus dessen Inhalt wir ein wesentlich anderes Bild seiner Persönlichkeit zu ersehen vermögen, als wir es sonst an ihm als Parteimann und Politiker zu schauen gewohnt sind. Diese rein menschlichen Züge, die sich uns hier offenbaren, wollen wir festhalten: die sonnige Heiterkeit, die Liebe zur Natur, den Sinn für Lebenshumor, die

Freude am Dasein. In diesem Boden wurzelt die Kämpfernatur unseres volkstümlichen Politikers, der stets aufzuräumen bestrebt war mit allem Trüben und Häßlichen, um allen Menschen Schönheit und Freude ins Leben tragen zu können. Hier rauschen die verborgenen Brunnen seiner sicheren Kraft und seines zähen Willens. Und gerade vieles, was er in den letzten Jahren Großes und Gewaltiges für Deutschland und die Kriegzerfleischte Welt geleistet hat, versteht sich leichter und besser, wenn man sich an der Hand der vorliegenden, harmlosen Geschichten zu Scheidemanns ureigenstem Wesen geleiten läßt.

Der Inhalt dieses Buches ist in drei Gruppen gegliedert. Die mundartlich geschriebenen „Casseler Jungen“-Geschichten zeichnen die Welt der Scheidemannschen Jugendjahre. Ein froher Übermut pulst in ihnen; ein goldenes Leuchten und Lachen umsonnt all die Kleinen Geschehnisse und Bilder seines Kinderlandes. Die meisten dieser Geschichten erschienen zuerst im „Casseler Volksblatt“. Ganz gelegentlich, in spärlich zugemessenen freien Stunden sind sie niedergeschrieben worden. Scheidemann selbst hat über ihr Entstehen an anderer Stelle (Vorwort zu Henner Piffenedekels mundartlichen Geschichten „Casseler Jungen“. Karl Vietor. Cassel) folgende (hier ins Hochdeutsche übertragene) Auskunft gegeben: „Manche Erinnerungen an die schöne Laufesjugendzeit habe ich auf langweiligen Eisenbahnfahrten geschrieben, andere, wenn Ärger und Verdruß so haufenweise über mich kamen, daß Gefahr für meine gute Laune bestand. Dann habe ich meine Schritte in die Reviere gelenkt, wo ich, frei von allen Skrupeln und Zweifeln, meine Jugend und anderer Leute Äpfel und

Zwetschen genossen habe. Da wurde mir dann wieder wohl und die alte Lustigkeit kam über mich . . . In froher Laune habe ich die Geschichtchen geschrieben und in der Absicht, denen Vergnügen zu machen, die sie lesen."

Diese aner kennenswerte, menschenfreundliche Absicht, anderen etwas Vergnügliches, aber trotzdem nichts Oberflächliches mitzuteilen, waltet auch in den „Plaudereien“ vor, der zweiten Gruppe unseres Buches. Hier ist der Ton jedoch schon ein wenig ernster gestimmt. Eine größere, geweitetere Lebenserfahrung kommt zu Worte. Der viel in der Welt Herumgekommene, der Parteimann spricht. Allerlei Geheimnisse werden uns offenbart: wie der Redner Fühlung mit seinen Zuhörern sucht und findet, wie bitter schwer in früheren Jahren die sozialdemokratische Agitationsbetätigung gewesen ist, wie reich sie an Überraschungen und Enttäuschungen war. Aber auch durch alle diese, nur ganz lose miteinander in Fühlung stehenden Plaudereien geht ein Lachen der Heiterkeit, das die Welt und die Menschen gerade so beleuchtet, wie sie in Wirklichkeit sind — keinen Deut heller und keinen Deut dunkler! Dieser scharfe Blick für die Wirkungen von Licht und Schatten ist in den ungezählten Erfolgen des Volksmannes Scheidemann sicher von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Er ließ ihn die Dinge sehen und nehmen wie sie sind; er gab ihm jene Überlegenheit selbst in heißen Situationen, die sich so scharf und beißend in dem prächtigen Brief „An meine Herren Mörder“ dokumentiert.

Den Schluß des Buches bildet die „Amerikafahrt“, die Scheidemann ein Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges angetreten hatte. Auch in diesen tagebuchblätterartigen

Niederschriften zeigt er, daß er die Welt nicht durch die Brille des Parteimannes ansieht. Das rein menschlicheerspähnen und Erfassen wirkt ihm als Triebfeder bei allen Eindrücken, mögen sie auf dem Schiffe, in den Straßen der amerikanischen Großstädte, im wilden Westen oder auf einer Eisenbahnfahrt durch die endlosen Steppen der Union gewonnen worden sein. Und alles klingt wesentlich anders, als wenn ein Weltenbummler uns seine Eindrücke erzählt. Der ganze Gegensatz zwischen der alten und der neuen Welt tut sich vor uns auf in: Stadtanlage, Bauweise, Speisehäusern, Versammlungswesen, Kulturbestrebungen, Arbeitsmethoden, industriellen Anlagen usw. Gerade dieser letzte Teil des Buches gibt ein beredtes Zeugnis für Scheidemanns rasches und gründliches Beobachtungs- und Erfassungsvermögen. Und an seinen flott niedergeschriebenen Eindrücken aus dem Lande jenseits des großen Wassers zeigt er uns, daß in der Welt die Einrichtungen und vor allem die Menschen keineswegs überall gleich oder doch so ähnlich sind, wie wir uns das oft und gern auszumalen pflegen. Es ist eben nicht alles über den gleichen Kamm zu scheren!

Aus den Tagen der Kindheit führt das Buch hinüber in die Jahre des reifen Mannesalters. Fern vom Dröhnen des politischen Alltagskampfes und des großen Weltgeschehens zeigt uns sein Inhalt die rein menschliche Entwicklung eines Mannes, der seit Tag und Jahr in der vordersten Reihe des öffentlichen Lebens steht. Scheidemann selbst hat — wenn auch unbewußt und ungewollt — diesen, seinen eigenen Entwicklungsgang beschrieben. Was ihm in den Weg kam, ist scharf beobachtet und prägnant

geschildert. Was er uns so zu sagen hat, wird nicht nur viele interessieren, weil sie Einblicke in privatere Verhältnisse eines bekannten und vielgenannten Volksmannes bekommen, sondern auch manchem, der lernen will, Belehrung bringen. Dem Verlag aber, der dieses Bändchen der Öffentlichkeit unterbreitet, war es in erster und letzter Linie ausschließlich darum zu tun, dem großen Publikum einen der bedeutendsten Politiker der Gegenwart menschlich näher zu bringen: seine selbst niedergeschriebenen Erlebnisse werden Philipp Scheidemann am besten als Mensch zeichnen!



Casseler Jungs





De Schmanddibberchen

De Osterwochen geheeren den Schmanddibberchen¹. Wo me hännegicket, do sieht me se rimmeschdirmeln. Awer verdebelt Kleine scheinen se disses Johr widder geroten ze sin. Ei, verbummig nochemo, 's scheint wahrhaftig, daß se jedes Johr Kleiner weren. 's hodd wohl vor'gen Sommer nit genug geregent, do hon se nit wachsen kenne. D'n Karduffeln äs's je au so gegangen, deshalb waren se auch so dhiere. Hergodd, was war'n mā vor lange Ladden, wie uns der Parrer Ebert Komfermiert hodd! Do war einer immer länger wie der annere. In der ganzen Mullbeerschanze war kein Aebbelbaum so hoch, daß mā nit hādden droffledern kenne. Un mā sin au nosgeddert, vor der Komfermadzjohn un noher au noch. Doch dodervonne wird vorlaifig noch nix verrotten, 's äs nämlich noch nit alles verjährt. D's Pāreschdehlen² un's Aebbelschdreifen verjährt for anschdännige Liede erscht no vierzig Johren, un die sin noch nit rimme.

Also wie ich de Schmanddibberchen disser Dage alle gesehn hon, do äs mā doch so mancherlei ingefallen, un das wāll ich erzählen. Mā wurden frieher of den wissen Sonndag Komfermiert, un bi mīnner Komfermadzjohn traf sich's so, daß der wisse Sonndag ziemlich schbeete fiel, 's war der letzte Sonndag im April. 's war'n brachdvolles Wedder,

's war grade, als wann se im Himmel for ludder Freide, daß so ahrdige Jungen — Herrgodd, wie mā gebaud war'n! — in de christliche Gemeinde ofgenommen weren sollden, d's scheenste Wedder angelossen hādden.

Am Middwoch vor der Komferinadzjohn war Examen. Mā beschdannen alle großahrdig, denn d'r Ebert hadde uns alles scheene ingeschustert; jeder mußte ganz genau, was ämme for'ne Froge vorgelegt wurde, un was hā ze schbrechen hadde. 's Flabbete alles wie am Bindseil. Nardierlich hadden mā am Middag'n Ausflug; wann ich nit irre, no Beddenhusen. Das weiß ich noch genau: geschdengelt homme uns in den neien Anziengen, wie de Döchchel im Hamfsoomen, un gedanzt homme, wie de jungen Herrgödder. Am wissen Sonndage seliver ging's us der Kerche heim, un von derheime bi'n AebbelKlaus, wo dann hinnen of der Wisse „Herrn un Damen“ geschbählt wurde. Am anneren Morgen mußden erscht „Visitten“ gemacht wer'n, das heißt: mā mußden bi der ganzen Verwandtschaft rimmelaufen un sahn: „Gut'n Morgen, Dante (oder Onkel), ich bān gestern Komfermiert, ich fall mich au vorschdellen!“

Dann wurde me von owen bis unneu, von hinnen un vorne begoßen, wie'n lahmer Sull, der vom Pärehänneler als fehlerlos verlobbet wer'n soll. Un dann wurde me usgefrogt bis of d's Hemmed.

„Von wem hoste dann de Schdiweln, sin die ahngemessen?“

„Jo, die sin vom Klaus.“

„Was koston se dann?“

„Ich weiß nit, die gehn of Segenrechnunge.“

„Na, do dhiet mā dīn Vadder leid, do wīrde scheene ahngeschmāhrt, wann's of Segenrechnunge geht; das kānnen mā. Bāste dann schonť bī der Dante Elīse gewesen?“

„Jo, do war ich au.“

„Wie vāhle hošte dann do gekřicht?“

„Fofzīg Pennīge.“ (Das war zwar nīt wohr, die hadde au nur dreīzīg rusgerīket; awer ich schlug 20 drof, weil ich de Mīmīl bī der Dante Marie kante: der Elīse gegen-
twer lieš die sich nīt lumpen.)

„So, fīmf Wīšpennīge hošte von āhr gekřicht, dā“ — schdolz wie'ne Schbanierin — „hošte von mā sechse. Griefš dīn'n Vadder un dīnne Mudder.“

„Ich danke au, adje Dante.“

Von der Kratzbīrschte gīng's bī'ne annere. Schließlich hadde ich mīch so lange beguckē un usfrogen lossen, bis ich so ungefāhr 20 Groschen zesammen hadde. Nu schīckete mā zwar des Anguckenlossen, awer d's Geld schīckete mā noch nīt, denn ich hadde groše Blāne for den Mīddag vor. Do solltes no Kīrchdītmer gehn, un ich hadde mīn Segenpaart (Segenpart: die Konfirmandīn, die zu allen festlichen Veranſtaltungen wāhrend der Konfirmaťionszeit eingeladen wurde) derzu īngeladen.

Awer's kam anneršchter. Wie ich von der Fīschgasse wīdder of de Fullebrīcke komme, do schteht do mīn Freīnd Karle un gīcket īns Wasser. Ich schbrach zu āmme: „Weshalb gīckeste dann īn de Fulle, Karle?“

„Och,“ schbrach hā, „ich dhāt zu gerne'n baar Schdunnen Schīff fahren; d'r Kuhn hodd de Schīffe schonť druffen.“

„Du, Karle, do bān ich derbī; wahrte zehn Mīnuhden ich wāll nur dem Ebert sinne fīmf Marš bringen — —“

„Was widdede dem Parrer bringen, fünf Mark? Bäste dann doll? Fünf Mark? Host wohl'n Vochhel? Min Vadder hodd mā'n Dahler for'n Ebert gegewen, ich hon awer bloß zwanzig Groschen abgeladen; wann de ämme von dinnen fünf Mark drei giwwest, dann freit sich der wie'n Schneekeenig . . .“

„Du, Karle, nā . . .“

„Ach, halt's Mull; der hodd Geld genug; awer wann de ämme bloß drei Mark giwwest, dann kennen mā uns was leisten. De Schdunne of der Fulle kost drei Groschen. Wann mā vier Schdunnen fahren, dann komme'me bis of de Neie Mähle; mā nehmen uns'n baar Mohrenkäßberchen un'n Baßehd Zigaredden midde. Si doch kinn Frosch. De Nase kimmest au . . .“

„Nā, nā, Karle, so lange hon ich keine Zidd; 'ne Schdunne dhāt ich middefahren, länger nit; imme eine muß ich derheime sin, dann esse'me. Un imme drei geht's no Kirchditmer, ich hon mā extra Klingelbietels Christine ingeladen . . .“

„Ach, du bāst jo verrickt; was widdede dann mit dem ekeligen Oos? Loß'se laufen un geh midde of de Fulle, do homme mehr Schbaß.“

Grade in dissem Augenblicke schobb de Nase immer de Abedhekenede, un den schählen Emil hadde hā bi sich. Nu setzten se mā alle drei zu:

„Seh doch midde, dann fahre'me bloß 'ne Schdunne; hernoch kannste immer noch bi d'n Ebert gehn; dann kimmeste au noch imme eine heim.“

„Na jo, dann wäll ich midde gehn, aber nur bis imme dreiviertel eine, dann stich ich us.“

Nu gab's'n langen Rot von wegen dem Schiffe. For drei Groschen gab's nämlich nur'n ganz Kleines, wo eigentlich nur ein Mann drinne sitzen sollte: 'n greeßeres kostete glich fofzig Pennige. Mā kamen also iwerein, daß ich bi d'n Kuhn gehn sollte, imme so'n Kleines Schiff for drei Groschen ze mieten. Die drei anderen sollten dann in den Zägenshdall*) laufen un erscht do instichen, so konnte'me dann doch for drei Groschen alle viere de Fahrt of der Fulle machen. Ich sollte den Kuhn holen, weil von den annern drei sich keiner bim Kuhn sehen lassen durfte. Se hadden'n nämlich schont alle drei ningelegt: For 'ne Schdunne hadden se schont'n baarmo d's Schiff im vorus berabbet, un dann hadden se den ganzen Sonntag gefahren un's Schiff Owends an der Drohtbrücke oder im Zägenshdalle angebunnen; do hadde sich's dann d'r Kuhn widderholen missen.

Ich also in de Mähleugasse bi'n Kuhn, die anderen bi'n Ely, imme Zigaretten ze kaufen.

„'n Dag, Herr Kuhn.“

„'n Dag. Na, was widde dann?“

„Ich wäll'n Schiff hon!“

„So, 'n Schiff widde hon? Hoste dann au Droht?“

„Jo, ich hon au Droht!“

„Dann deboniere mo'ne Mark; ich hon keine Lust mehr, mich von och Lusejungen ansch—en ze lossen.“

„'ne Mark? Ich wäll doch nur'ne Schdunne for drei Groschen fahren.“

„Jo, die fahr' nur; wann de widder kimmest, kricheste siemen Wispennige widder rus.“

*) Auswaschstelle einer Färberei an der Fulda.

Was sollt ich machen, ich berabbete zehn Groschen un gondelte los, no dem Zägenshdalle zu. Wie ich an den Isbrechern war, do heerte ich die drei Schämmerchen schon gabken:

„Wo blieweste dann?“

„Mache mo'u bißchen dalli!“

„Hoft wohl keine Bulljong in d'n Knochen?“

„Hurro, jetz kimmete!“

Rutsch — noch'n kräftiger Ruderschlag, un minne Fre-gadde glitschde mit der Spitze of den Sand.

„Nu awer nix wie 'nin,“ frisch der Karle un hibbete erscht of den Engelhardt sin Wäschebredd un dann in's Schiff. Doderbi kam de Sondel gleich so in's Kibben, daß of der linken Siede d's Wasser 'nin schlug.

„Ich wäll rudern!“ frischen nu de Nase un der schähle Emil ofemo.

„Nä, rudern tu' ich erscht,“ fiel'n der Karle in's Word.
„Bis an de Drohtbrücke rudre ich, dann wird immer gewechselt.“

„Ach, du bäst'n Lufesunge, du widd immer der erschte Mann an d'r Schbitze sin.“

„Du Großschnudde —“

„Dä, hofte was for de Großschnudde —“

Klatsch, Klatsch — ich hibbe us dem Schiffe rus, de Nase hibbet nin, un — — — der Karle triddet bi der Balgerei verbí un dabbst zum Wasser 'nin, awer gleich bis an d'n Libb. Hã Hammerde sich am Schiffe feste, das machte'ne Schwenkunge, un der Karle äs bis an d'n Hals verschmunnen. Krische hodde gedhon, daß me's of der Fullebrücke hodd heeren können.

Mā hon'n dann rusgezochen un's Schiff angebunnen. Dann hodd der Karle erscht sin'n Roß usgezochen un dann de Hose. Alles wurde of de Schdalehdendhäre geheuet zum Trocknen.

Dann hon se sich geschimbet: „Du bäst Schuld, Nase!“ „Lusejunge!“ „Schähler Hund!“ Das hodd so lange geduert, bis ich von jedem acht Pennige hon wollte, do waren se glich einig, daß ich uix ze foddern hädde; un's war Zidd, daß ich mich mit dem Kanonenboode drückete, sonst hädde se mich noch verhauen.

Ich also bi'n Kuhn, wo ich minne siwenzig Pennige widder zerückrichte, un dann bi'n Ebert imme deme de fünf Mark ze bringen. Wie der Karle in's Wasser gefallen war, do hodd mā d's Geld fermlich in der Kibbe gebrann. Vom Parrer ging's dorch de ahle Leibziger Schdroße widder in den Zägenshdall. (Ziegenstall hieß früher die Kleine Verbindungsstraße, die zwischen der Kri-nolinenfabrik und der Renterei von der alten Leipziger Straße [jetzt Kaufungerstraße] nach der Fulda führte; jetzt heißt der „Ziegenstall“ Christophstraße.)

Ich war doch neugierig, was das scheene Kleebladd noch alles anschdellen dhät. Wie ich unnen imme de Ecke kam, do sah ich schont, wie de Nase un d'r schähle Emil of d'r Muhre saßen un Zigaredden blotzden; un ferchterlich hon'se gelacht.

Wann sich die freien, denß ich, dann as dem Karle widder was bassiert. Ach un richtig: d's arme Luder flennte Rog un Wasser. Sinne Hose un sin scheener schwarzer Schlibbenroß war'n von dem Wasser ganz ingegangen. Me konnte orendlich sehn, wie de Hosensbeine un de Roß-

ärmel immer mehr zusammenschrumbelten. Zwischen Ellebogen un Handgelenke heerten de Aermel, zwischen Kniekehle un Fußgelenke heerten de Hosenbeine schont of. Un de beiden Rockzibbel hadden sich ganz verzochchen, die schdannen hiinnen iwmer dem Podex usenanner wie'ne Heckenschere. Un wann irgendwo was grade ziehen wollde, dann knacketen alle Nähte.

Der Karle war'n Bild des Jammers.

„Was for'n Hoffsnieder hodd'n den Anzoch gemacht?“ frogte jetz der schä le Emil, der'n ganz miseraweler Schboddvochchel war.

„Den hodd iwverhaubt kinn Schnieder gemacht,“ fiel ämme de Nase ins Word, „den hodd sinn Vadder im Fimfgroschenbazar geborgt; das äs'n Anzoch, den hodd'n Schrinner gemacht. Basz of, wann de Sonne noch'n bißchen drof scheint, dann gehe ganz us'm Limm, dann klabbete usenanner.“ — —

Mã dhat der Karle doch leid; ich bãn dann mit ämme heimgegangen un hon sinner Mudder blaustiwel gemacht, daß hä ganz unschullig weer; daß hä ganz von selwer in's Wasser gefallen äs. Das hodd se nit geglaumet; se meinte, wann ich derbi gewesen wär, dann wißte se genug. Ich sollte machen, daß ich nus kãm, sonst dhät se mich nus schmissen. — — —

So hon ich immer min Lewen lang Unrecht lieden müssen.





D'r Quetschenfrieder

Mã saßen vor der Unnerneischtädter Kirchendhäre un baafsten Zigaredden. „Mã“ — das waren der rote Schänkel, de Bohne, der samste Frieder, der Heint Schäfer, der lange Karle, ich un dem Bäcker Happel sin „Ammi“. Der Ammi baafte nadierlich nit mitte. Mã hadden ämme vöhle Kunsticker angelernt, awer wamme ämme 'ne Zigaredde vor de Schnudde hielen, dann finge an ze bellen un rickete us. De Bohne war vollschtännig us dem Hißchen twer dissen Unverschtand vom Ammi. Hã hadde schon vorgeschlahn, daß mã twerhaupt niemand mehr in unser Gesellschaft dulden sollten, der nit au Zigaredden baafen konnte.

De Bohne hadde awer kein Glücke mit dem Vorschlage. Der rote Schänkel bruchte bloß de Froge ofzwerfen, wer dann ofbassen sollte, wamme dem Malkemes sinne Quetschen browieren wollten? un der Bohnen-Vorschlag war abgedohn.

Richtig, de Quetschen! Mã hadden vor ludder Zigareddenrauchen ganz vergessen, dem Malkemes sinne Baime zu reffedieren. Am Dage vorher, wie mã bim Liewenz de Eierblummen³ browiert hadden, do war extra beschlossen, daß mã heite den Malkemes mit unsem Besuche beehren wollten, weil sin Christel of dem Schulwege erzählt hadde, daß in ährem Garten so firchterlich vöhle Quetschen

wachsen dhäten. Dem Iwerfluß sollte abgeholfen wären, so wit mā dodertzu in der Lage waren.

Imme viere wurde bi den Gärtner Kaffee gedrunken, das wußten mā. Fünf Minuten no viere waren mā an Ort un Schtelle. Der lange Karle hadde kaum iwer de Hecke gegoßen, imme ze sehn, ob de Luft au reine war, do war der Heini au schon wie d's Gewidder drüwer, un der rote Schänkel ging mit dem Ammi an der Hecke 'nof no dem Huse zu, daß se glich Schbektafel machen konnten, wann einer Kommen dhät. Dann hädde der Schänkel den Ammi gehauen, der hädde gegauzt, un mā hädde gewußt, was lose äs.

Jo, mā. Der Karle, de Bohne, der Heini un der samste Frieder, die schlugen als zu mit Knibbeln in de Quetschen, un wie die mā als imme den Kobb rümme fochchen, do hon ich se nadierlich ingeschtobbet. Erscht in de Hosenklibben, un zwischendurch allemo eine ins Mull, dann in de Rockklibben un dann in de Mize. Do gingen zwei Maßerchen 'nin. Des Fudder war nämlich von mā zum Ausnehmen ingerichtet. Do ging also erscht'n Maßchen in's Fudder un's annere in de eigentliche Bezel. Das war 'ne Badentkappe for d's Streifen. Wie ich wirklich nix mehr unnerbringen konnte, do drückete ich mich un schbrach: nu machet schnell, daß dā a u noch was Fricht, eh se Kommen.

Do god' mich der Heini an, als wanne mich fressen wollte.

„Mā a u noch was Frichen? Du meinst wohl, die geheerten alle Dā? Die geheeren — — —“

„Die geheeren uns alle zesammen!“ fiel ämme der sonst so samste Frieder in's Wort.

„Nochher wird gedheilt!“ Kräsch de Bohne.

Doderbi sacketen se als feste wecken in. De Bohne schimbete firchterlich, weil ämme de Quetschen, die hä owen in de Hosenklibben 'ninschtobbete, unnen us den Hosensbeinen widder ruskuchelten.

Wauwau, wauwau, wauwau!!

Das war der Ammi. Nix, wie 'nus — — hobb, hobb — schwabb — 'n Schibbensschdäh! fliegt mā an de Beine. „Lusejungen, verdaminte Lusejungen!“ heerte ich den ahlen Malkemes hinner uns hergahlen. Als feste wecken im Sa-lobb. Nu in de Fahrte. Dann imme de Ecke — bi Siegels in's Hus, trower den Hop, am Holzblaze bim Bäcker Seißler widder nus.

Seborgen! Rangewuh of dem Hop binu Heini Schäfer.

'n halwes Mäßchen hat ich of der Flucht, die uns alle menschlich widder näher gebracht hadde, verloren. De Quetschendheilunge ging ganz friedlich von shtadden. Mā entschlossen uns, widder an de Kirchendhäre ze gehn. Do saß me vor dreißig un mehr Johren nämlich recht scheene un ungeschdeert.

Ich konnte nit mehr wie fofzig Quetschen verdrahn, das wußt ich. 'n baar Dage vorher hat ich mo vierenzechzig Eierblummen bi mich gedricket. Do hat ich de ganze Nacht firchterliches Libbweh gehat, un minne Mudder, die von minner Leistung keine Ahnunge nit hadde, schbrach am annern Morgen for den Dr. Stiehl, ich hädde doch'n firchterlich empfindlichen Magen, in der letzten Zidd hädde ich schon't'n baar mo so'ne Art Ruhr gehadd.

Der Doktor hadde mā dann was verschriwwen, un ich bruchte nit in de Schule. Das baßte mā zwar, awer des

Buchzwicken hadde ich doch nit vergessen un deohalb sah ich mich nu vor.

Was ich immer fofzig Quetschen hadde, das gab ich rus.

Der samste Frieder schbrach kein Wort, der schbachtelte als zu Quetschen, als zu owen 'nin, als zu.

„Jetzt bân ich awer voll,“ schbrach hâ ofemo, „jetz finget's an, mich ze wirgen. 's âs schade, ich hâdde gerne noch'n baar bi mich gedricket.“

„Och, mußte mo orrentlich Wasser sussen,“ fiel ämme do de Bohne ins Wort. „Dann rutscht's widder.“

Mâ baßten nit mehr of den samsten Frieder of, fingen vielmehr mit den Mäderchen an ze schbâhlen. Mâ schenketen'en Quetschen, un do waren mâ owen un de Jungen us der ahlen Leibziger Schtroße mußten abbatschen.

Do wurden mâ ofmerksam of'n Haufen Menschen, die sich in der Kirchenallee angesammelt hadden. Mâ nadierlich im Salobb hânne.

Himmelgewidder nochemo, do lag der samste Frieder un krummete sich wie'n Wurm. Un de Menschen, die immer'n rümme schtannen, meinten: „Der arme Junge hodd de Krämpfe.“ Mâ wußten besser, was hâ hadde. Mâ schlebbeten des arme Luder heim un sahten sinner Mudder, 's wâr' ämme schlecht geworren, hâ mißte sich verhibbet' hon.

„Lusejungen, nixnutzige Lusejungen! Vom Verhibben riechte wohl au no Zigaredden un Quetschen!? Alle Dage weren se schlechter, disse Jungen! Na, wahr tet, morgen geh' ich in de Schule.“

Mâ dricketen uns, in der felsenfesten Iwwerzeugung, daß dem samsten Frieder sinne Mudder awer au keine Ahnung hâdde, wie einem de Schullehrer so schont des

Leven so schwer machten mit ähren dummen Rechen-
exembeln, die kein Mensch machen konnte, nu wollte uns
die des Leven noch schwerer machen! Awer do drüwer
waren mā uns einig: wann dem Frieder sinne Mudder
in de Schule ging, dann sollte der Frieder forchtbare Hiwe
hon von uns. Der Blosenkobb hätte ofheeren kennen mit
der Quetschenfresserei, wie hä fofzig im Liewe hatte. Un
dann au noch Wasser 'nin ze suffen, so'n Ochse . . .

Dem Frieder sinne Mudder war doch vernünftiger, als
wie mā erwahrtet hadden, se ging nit in de Schule. Awer
der samste Frieder hadde doch au sinne guten Lehren us
der Affähre gezogen. Wie mā'n baar Dage schbecter mo
dem Jakobi sinne Quetschen browierten, do hodde bloß
neinenvierzig geschnabbet; hä meinte: „Besser äs besser.“





De Drillerpiffe

Ich kann von jedem Casseläner verlangen, daß hä weiß, was 'ne Drillerpiffe äs. Den Heimatscheinern, die sich hier rimmerherdriewen un nadierlich nit wissen, was 'ne Drillerpiffe äs, wäll ich's Klar machen. 'ne Drillerpiffe äs 'ne Kleine Piffe von Holz mit 'ner Erweise drinne. Wann me 'nin blofen dhiet, dann pifft se. De Erweise wird vom Blofen verrickt un singet ahn ze tanzen; doderdurch gimwet's Schbektafel in der Piffe.

Imme ganz deitlich ze sin, domitte daß's au der greekte Blofenkobb verschtehn dhiet: der Piff, den me us der Piffe locket, äs gewirzt durch'n schnarrendes R. Was'n einigermäßen heller Kerle äs, der kann den Don au 'rusbringen, ohne daß hä 'ne Drillerpiffe hot. Hä brucht nur in der Kehle 'n R ze schnarren, als wanne schbrechen wollte: Rrrrus us den Karduffeln! Wann dann d's R schnarrt, dann machte de Schnudde schbitz, schnarrt d's R widder un pifft derzu. Grade so pifft 'ne Drillerpiffe.

So, nu weiß wohl jeder, der de Hose nit mit der Bißzange anzieht, was 'ne Drillerpiffe äs.

Ich wäll noch eins vorne wecken sahn: wann einer of 'ner Drillerpiffe pifft, dann können in zehn Minuten zwanzig Menschen doll weren. Wann awer zehne of Driller-

piffen piffen, dann können se hundert Menschen in 'ner Viertelschtunne wahnsinnig machen.

Ich kann mich an Christdage erinnern, wo bahle d's ganze Dörfchen hätte drillerpiffendoll woren können.

* * *

Mã wohnten im Bäcker Geißler sinnem Huse of dem Holzlatze, glich d's zweite Hus von der Ecke. Zwei Drebben hoch hadde min Vadder sinne Werkstelle, drei Drebben hoch dhaten mã wohnen. Of dem Gange vor der Schtowwendhäre schtand 'ne firchterlich große Kiste. Die schtand schont Johr un Dag do un kam mã oft zu schtadden. Wann ich mã bim Iwerkleddern iwer 'ne Hecke, hinner der scheene Aebbel oder Quetschenbaime schdannen, de Hose kabudd gerissen hadde, dann schbrach ich for minne Mudder: ich dhät immer an der Kiste of dem Gange hängen bliwen, ich hätte mã schont widder 'n Loch in de Hose geschtoßen. Einmo, als so'n Hosenloch vom Bobo bis in de Kniekehle ging, do frogte ich, was das dann eigentlich for 'ne Kiste sin dhät.

Do seifzde minne gute Mudder un sahde mã, daß ähr de Kiste au schont längst im Wege sin dhät, awer se mißte vorlaifig noch do schtehn bliwen. Imme de Kiste dhät prozeßt wären.

Nu war ich nadierlich erscht recht neugierig un dhat minne Mudder usfrogen, als wann ich'n Unnersuchungsrichter weer.

Un do erzählte se mã, daß de Kiste dem Dabbezierer Aul geheeren dhät. Der hätte alle Johre of dem Christmarkt 'ne Fimfgroschensbude. Bi 'ner Beschdellunge, die hä bi 'nem Fabrikanten in Dieringen gemacht hätte, hätte

hā nu 'ne falsche Nummer angegeben un infolgedessen schdatt 'ner Kiste voll hālzerner Päre 'ne Kiste voll Drillerpiffen gekricht. Die hādde hā nit nehmen wollen, der Fabrikante wollde se an nit widder hon, un nu dhäten se brozessieren. Bis daß der Brozeß alle sin dhāt, dhāt de Kiste bi uns schtehn bliewen, weil min Vadder doch dem Aul sin Freind weer, un der hādde derheime keinen Platz for so'ne große Kiste.

Aha, also Drillerpiffen waren in der Kiste. Nu Frichte ich de Kiste nochemo so lieb. Ich schtreichelte se manchemo un stehlte doderbi, ob se nirgens 'n Astloch hādde, wo villichte mo 'ne Pisse zufällig rusfallen kånnte, wamme'n bißchen Kräftig nochhelfen dhāt.

Nu hadde ich schon immer große Valente als Nadurforscher gehadd. Mit Bezug dodrof hadde au min liebster Lehrer, der ahle Dr. Klinderfus, gesahd: „Junge, was us Dā mo wird, das wissen de Södder!“ Ich suchte den Dingen immer of den Grund ze kommen, oder, was mā domols dasselwe schien: ich mußte immerall innemenig 'nin gucken. Daß alle Bubbelen minner Schwester Sägeschbeehne im Liewe hadden, bereitete mā 'ne große Entdaischung. Un daß min Schaukelgull Holz im Buchh hadde, Frichte ich auch bahle wecken. Das bißchen Fell, was imme den hālzernen Libb geschbannt war, blatzte gleich of, wie ich kaum mit dem Feddermesser mo drahne gedibbet hadde. Gar keine Ahnung von Schnieden, wie min Vadder alszu behauptete.

Un in de Kiste sollte ich nitemo 'ningucken kånnen?

Do hodd mich der scheime Christoff of 'ne Folder geschbannt. Der hadde zwei Glaswackeln, die mā zur Glück-

seligkeit grade noch fehlen dhaten. Un der blaue Emil reizte mich mit 'nem Dullerdobb“, wo noch drei kleine Dullerdöbbe drinne sitzen dhaten.

Herrgodd, hoste dann gar kein Mitleid mit mä! Was verstehn die zwei von Dullerdöbben un Glaswackeln! Verschaff se mä!

Do fiel mä de Drillerpiffen-Kiste widder in. Do sollten doch Dausende von Piffen drinne sin. Ach, wann ich bloß zwanzig dervonne gehadd hädde. Wann's au fimfenzwanzig gewesen wären! Do hädde ich'u feines Quankelgeschäft dermidde ahnfangen können.

Nu fing ich ahn, au mit den Absätzen de Kiste zeschtreicheln. Awer d's Doo war of allen Sieden wasserdichte. Do, eines scheenen Dages sah ich, wie am Deckel 'n Schtücke Holz abgeschbrungen war. Ganz von selwer war's abgehibbet. Ich packete mit zwei Fingern in de Kiste 'nin un hadde 'ne Piffen!

Bim Rusziehen awer rizte ich mä den Finger blutig, un do war's mä, als wann ich minne Mudder un den Dr. Klinderaus vor mä schtehn sah!

Ich ließ de Piffen drinne un schlich mich geducktet in de Schtomwe. Awer minne Dugend sollte glänzend belohnt weeren. Am Owend kam Herr Aul un erzählte, daß hä de Piffen behahlen mißte, hä hädde den Brozeß verloren!

Of die Frage minnes Vadders, was hä mit den Piffen machen wollde, antwortete hä, daß hä se unner der Hand midde verflobben un als Zugawen wecken gewen wollde.

Do hon ich gefrogt, ob ich mä eine nehmen dirfte. Do hodde gefahd: „Jo, Hennerchen, die baar, die du bruchest, kannst nehmen!“

Goddverbommig nochemo! Nu awer 'nus un ingepacket!
Dann nunner of de Gasse. Blauer Emil, wo bäfte?
Scheimer Christoff, wo hoste de Glaswadeln? Was
Kost's Dörfchen!?

Un das war am Festsonnowend! Ich hadde 'ne Schdunne
schbeeter schont'n Kleines Warenhus. Ich hadde minnen
Freinden blauiemel gemacht, daß'n Junge us anschtänniger
Familie immerhaupt gar nit ohne Drillerpiffe sin künnte.
Dodervonne künnte absolut keine Rede nit sin. Erschtens
mißte me se hon, weil me sich dermidde verschtännigen
künnte. Wann mich einer hon wollde, dann bruchde hä
nit mehr 'ne halwe Schdunne of der Gasse ze gahen:
Henner, Komm'n bischen runner! Dann bruchde hä bloß
of der Drillerpiffe ze piffen. Zweitens künnte me se au
zur Erhebung der Feierlichkeit benützen, wamme Schellen-
barade machden. Driddens künnte me de Kaufliete, die zu
wenig Bollerchen oder zu schlechte Zigaretten verkiesen,
ärgeru, wamme uns vor ähre Ladendhäre schtellten un
piffen. Un viertens — na jo, minne Freinde waren ver-
schtännige Jungen un se sahen in, daß ich Recht hadde.

Un do hon ich se dann mit Drillerpiffen usgeristet.
Manche Frichten drei Schtücker, je nodeme, was ich dervor
gefricht hon.

Vom blauen Emil hon ich den Dullerdobb un vom
Christoff zwei Glaswadeln gefricht. Der lange Karle
hodd 'ne ahle Blechfleete un der rote Schänkel 'ne häl-
zerne Schbitze geobbert. Vom grienen Willi Frichte ich
'ne firchterliche Indianergeschichte. Mä schtehn heite noch
de Hoore zu Berge, wann ich drahn denke, wie vāhle
Menschen se do drinne schkalbiert hon. De Bohne hodd

mã for zwei Drillerpiffen 'ne Zwiller' gegewen. Dodermídde hon ich dann am erschten Fesdage 'ne große Fenster-
schieme dohd geschossen. Vom Quetschenfrieder krichte ich'n
abgebrochenes Daschenmesser. Un so wídder.

Mínne Freinde, die zwei un drei Drillerpiffen inge-
hannelt hadden, die hon dann for sich wídder gequantelt.
Am erschten Feíerdage machden mã dann, so'ne zwanzig
Schãmmenchen, Konzertreisen durchs Dörfchen. Wo mã
fímf Mínuhden waren, do kamen Besenshdãhle us den
Husdhãren, un Wasser kam us den Fenstern. Von musíka-
líschem Vershdãndnis war domols noch níx ze schbíeren
ím Dörfchen. — — —

Am zweiten Feíerdage morgens do ging bí uns de
Schtomwendhãre alszu of un zu.

„Ach, Herr Píffendedel, was hodd Ihr Junge wídder
usgehecket!“

„Ach, liewe Frau Píffendedel, der Henner hodd uns
do awer 'ne Subbe ingebrocket! Mã sollen usziehen wegen
der Pífferei!“

„Wo hodd dann díe Henner díe vãhlen Drillerpiffen
her, Fríg?“ Mít díesen Worten kam lachend der Schrínner-
meister Klogbach ín de Dhãre. „Das ãs doch'n Sewídder-
bund. Díe Henner — — —“

Jo, awer wie ich mích gebessert hon!





Zappenschtreich

Willichte äs's des letzte mo, daß ich'n Brief us minnem liewen Dörfchen schriewen kann. Je nodeme, wie's am Sonntag zugeht, bän ich am Montag villichte schont 'ne dohde Leiche. 's äs nur'n Glücke, daß de Bollezeidiener ähre Säwel erscht scharf gemacht kriechen, sonst dhät's doch verdebbelt lange duern, bis se uns de Köbbe abgefäwelt hädde mit ähren schtumben Käsemessern*).

Daß's Reweluzjohn gimwet, schteht feste, do bißt keine Mus 'n Faden ab. Vor minner Husdhäre hon gestern middag de Jungen us der Mählangasse schont so 'ne Art Generalversammlung abgehahen, un do hon ich geheert, wie se einstimmig de Iwerzeigunge usgeschbrochen hon, daß's bis Sonntag losgehn dhät.

Einer wußte sogar ganz genau, daß bim Lottmann Dag und Nacht de Schleiffschteine laufen dhäten, un'n annerer, dem sinne Schwester 'n Schatz bi der Addollerie hodd, hadde ofgeschnabbet, daß de Kanonen extra geschmährt wären dhäten. Awer hä wußte au'ne verdrauliche Mitteilunge ze machen: die Addoleristen hädde nämlich heimlich de Kanonenkucheln gebolstert, daß's nit zu weh dhäte, wann se of Vadder un Mudder schießen wißten.

Wie minne Dante in der Zägengasse gelesen hodd, daß's Reweluzjohn gimwet, do hodd se mä'n Schutzbrief geschickt,

*) Es waren für den Sonntag Demonstrationen in ganz Preußen zugunsten des Wahlrechts angekündigt worden.

den fall ich of d's Herze legen, dann dhät mā nix bassieren, dann gingen alle Kucheln, Säwel un Lanzenschtiche rechts imme de Eke rümme. In dem Briefe, der vom Himmel gefallen äs — hä wird au for fünf Groschen an de Soldaten verlobbet, wann se no Afrika fahren — schteht drinne, daß im Namen Gottes, des Waters, des Sohnes un des heiligen Geistes alle Kucheln verbí geht mißten.

's äs schade, daß mā minne Dante den Brief nit vor drissig Johren geschicket hodd, do hädd ich villichte drahn geglaumet, un dann hädd ich'n mā do in de Hose geneeht, wo me drof sigt. Villichte wär' dann manchemo 'n Hieb verbígegangen. Himmel, Gewidder nochemo, eimo do hädd ich so'n Schutzbrief vor dem Hinnerquardiere wirklich gut bruchen kenne

Jetzt, wo ich den Dohd durch 'ne gebolsterte Kanonenkuchel oder'n frisch geschliffenen Säwel vor Augen hon, do seh ich min ganzes Lewen noch emo wie of'ne Mordgeschichtendafel gemolt vor minnen Augen erschtehn — —

Richtig, so war das mit den firchterlichen Hiemen:

Ich war zehn Johre alt un der Fritz, minnem Vadder sin Lehrjunge, war fofzehn Johre alt. Das war'n Lusejunge durch un durch; mā zwei baßten deshalb au großartig zesammen, un mā waren deshalb gute Freinde. Do war dem ahlen Willem sin Sebordsdag un am Owend vorher Zabbenschtreich. Min Vadder hadde mā shtrenge verbodden, weßen ze gehn, awer der Fritz hadde mā gesiht, do wär' „was lose“ un mā dhäten'en großen Jux hon. Hä hädde was ganz neies erfunden.

Nu hing ich sozesahn zwischen Hudd un Knochen. Awer der Fritz daht siegen; hä hadde mā nogewiesen, daß min

Vadder gar nix merken konnte, weil hä doch bi den Meisner in de Wirtschaft gehn dhät.

... Innerwegs dhat mich der Fritz inweih'n in sinnen Plan, un ich muß sahn: mä schdannen Mull un Nase of. Der Fritz hadde wirklich was lose. Von deme konnte me was dichtiges lernen. Deshalb war's unverantwortlich von minnem Vadder, daß hä unse Freindschaft kabbud machen wollte.

Of der Follenbrücke gab mä der Fritz 'ne scheiwe Dabberzierernadel un'n langen dicken Bindfaden.

„Siehste, das macheste so wie ich. Do ziehste den Faden 'nin, of der einen Siete bindste'n Knodden. Dä, guck hier, so —“

„Jo, was fall ich dann dodermitte?“

„Schofslobb, merkeste dann immer noch nix?“

„Nä.“

„Henner, was bäste schwer von Begriffen! Als dä wird im Lewen nix. Jez schieweme of den Friedrichsblatz, do sin schont vähle Menschen. Wo d's Sewiehle am dicksten äs, do —“

„— do mä midden 'nin, das äs klar wie Klofebrich, awer —“

„Awer — Herrgott nochemo, dann nimmeje dinne Nadel un ziehst se einem durch den Rock, un dann machest de dich an'n annern un —“

„Un dann kriech ich einen of de Vadderie, wann se's merken.“

„Ach, merken! Merken dürfen se's erscht, wann de dich gedrückt host. Du weißt doch, wie d's erste Gebot heißt: Loß dich nit erwischen.“

„Jo, awer —“

„Ach, wann de Angest host, dann geh widder heim.“

Do hadde mich der Fritz wo gepacket, wo ich nix verdrahn konnte: Angest!

„Fritz, Angest, das äs nit, also 's wird gemacht.“

„Na also. Mußt'n bischen ofbassen. Wann's Habbet, dann gimwets'n großartigen Fez. Bi mā Habbet's, do kannste dich drof verlossen. Ich hon sechs Bindfaden. Wann ich'r allemo viere oder fimfe ofgezogen hon, dann mach ich'n Knodden in's Seil un dann drick' ich mich.“

Ich god' den Fritze von der Siede ahn. Donnerwedder, das war doch'n Kerle! Wann ichemo so wāren kennte, wie der!

's war'n firchterliches Gewiehle of dem Friedrichsplatze. Mā midden 'nin. Un's Habbete au ganz gut. Ich hadde schon drei am Seile, ohne daß einer was gemerket hadde. Do heert' ich ofemo den Fritz firchterlich krischen:

„Au! Au!“

Un in demselwen Augenblicke, wie ich mich rimme drehte, — ich hadde wohl zu feste an minnem Faden gezogen — schwabb, do hadde ich au schon einen an den Laden gekricht, der nit von Babbe war.

Ununnerbrochen heerte ich den Fritz krischen: „Au! Au!“ Währenddeme Hobbeten se mā mit Schirmen un Schbazierschtäckeren immer hinnen drof un schimbeten als zu: „So'n Lusejunge! Hā äs kaum drei Käse hoch un hot schon so Schtreiche im Kobbe!“ — —

Dante us der Zägengasse! Wo haddeste domols dinnen Schutzbrief! Derheime hādde ich'u iwirigens noch besser bruchen kennen. Min Vadder war nämlich der ganz un gar falschen Meinunge, daß ich noch nit genug gekricht hādde. So hadde sich der im Lewen noch nit geirrt. 's hadde wirklich geschicket! — —





Schänkel Wurzelbaum

Geh zum Leib'zger oder zum Frankforter, zum holländischen oder zum Weserdhore 'nus — immerall äs freeliche Jugend ze sehn, die Allotria driemet.

Junge, Junge, was hon mā so vor mehr als vierzig Johren for Schticker geliwert!

Unse Gebiet war de Mullbeernschanze un was drangrenzt. Der Niemenz un der Silber, der Jacobi un der Kraft — die alle hadden keinen Aebbel oder Quetschenbaum im Garten, den mā nit gekannt hadden wie unse Hosenkibben.

Awer mā wußten nit nur Bescheid mit dem Owest, mā waren au Feinschmecker, sowidd de Karduffeln in Froge kamen, un die schbählten gar keine kleine Rolle imme de Drachenzidd. For uns kamen bloß de besten Bezugsquellen in Froge.

De Schbanschrohrschteckelerchen for unse Drachen bezochen mā us der Willemannsgasse vom Hellmuth. Sonst homme nix von usserhalb geholt, vielmehr alles im Dörfchen gekauft oder gefunnen. Den Bindfaden for de Jungen us drei Sassen mußte ich minnem Vadder usschbannen, und d's Siedenbabier for de Drachen, das wurde bim Kiffelbach in der Schingergasse gekauft. Unse Drachen waren

domohls beriehm. So hoch wie mā de Dinger in de Luft brachten, kamen se sonst in ganz Cassel nit.

De Schwanenwisse war for de Drachenzidd unse Lieblingsblag. Wann mā de Drachen „schtehn“ hadden, dann wurde der Bindfadenrest im Erdboden feste gemacht. Einer mußte bi jedem Drachen schtehn bliewen un de anneren machden de Mohlzidd zerechde.

Der eine mußte Holz holen un for de needigen Schwäwelhölzer sorgen. 'n annerer mußte mo gucken, ob bim Kraft de Quetschen schon alle abgemacht waren. De Piffigsten mußten beim Liewenz nosehn, ob hā noch Renādden ze verkaufen hadde. Wann der verdammte Kleine Sauschbitz, der mā mo de Hose zerrissen hadde, nit derheime wār, dann sollten se au'en baar Renādden „finnen“, awer nit zu wenig. Widder'n baar annere, die imme de Desperzidd sich mo derheime sehn lossen mußten, die krichen den Ofdrag, Karduffeln in der Mütze middezebringen. Vorusgesetzt nadierlich, daß mā in der Nähe nit selwer welche usmachen konnten. Wagen voll Karduffeln fuhren domols durch alle Schtroßen; au an vählen Hiesern von Kleinen Geschäftslieten, die'n Sahrten oder'n bißchen Ackerland hadden, schtannen Säcke voll Karduffeln. De Hautsache war, daß mā gude Sorden krichen. Wann's irgend ging, mußten se us 'nem ganz beschdimmden Dorfe sin. Ich wäll's hier nidd nennen, sonst glauwet villichte de Nase, ich krichte'n Saack voll for de Reklame.

Daß au Salz zur Hand war, verschdeht sich von selwer. Kurz un gud, 's war'n Lewen wie im Baradiese. Erscht wurden de Karduffeln gebrohdn, dann wurden Aebbel geschnabbet un zwischendorch mo Wasser gedrunken.

Gewürzt wurde d's Mohl hin un wider mo durch 'ne Kleine Klobberei. 's wurden Ringkämpfe veranschaldet un Weddrennen. Einmo — das vergeß ich im Lewen nit, do hon mā Zirkus geschbählt. Das war zu der Zidd grade Mode bi uns Jungen, weil kurz vorher der Zirkus Carré do, wo jetz d's Regierungsgebäude schteht, geschbählt hadde un dann abgebrannt war.

De meisten von uns konnten of den Händen laufen un vöhle konnten of dem Kobbe schtehn. De hohe Schule ridden mā au. Do nahm einer den annern of de Schullern, un dann ging de Mimiß los. Bloß den Saldomoraldo konnte keiner richtig. Die Geschichte Kabbete immer bloß halb. Mā waren der Verzweiflung nahe. Was war dann au'en Zirkus, in dem keiner'n Saldo schlahn konnte. Schließlich hadden mā's rus. Mā Großen mit unsen nein, zehn, elf un zwelf Johren — mā waren schon „zu alt“, unse Knochen waren schon „zu schtiff“. Awer naderlich! Mā mußten also 'nem Kleinen Junge den Saldo bibringen, un der Schänkel Zahn schien sich au derzu ze eignen.

D'r Schänkel ging d's erschte Johr in de Schule, dem sinne Knochen mußten sich noch biegen lossen.

Hā war's zefriden. Mā machten also erscht'n großen Haufen von Karduffelkrudd, un dann mußte der Schänkel Burzelbaime schlahn. Das konnte hā, awer wider au nix. Nu singen mā an, ämme de Knochen „ze biegen“. Das gefiel ämme nit, un mā mußten ämme schließlich de zwei scheensten Renadden gewen, domit hā ofheerte, ze Frischen. Ganz ohne Erfolg waren de Versuche nit. Wann mā ämme nochhalfen, dann fiel hā schon bis of den Buckel, ohne daß hā mit dem Kobbe of de Aere gekommen war.

Mã verloren de Hoffnunge nit un fudderten'n alszu mit Quetschen un Brohdkarduffeln un Aebbeln, domit hå de Versuche nit dicke Frichte.

Mã waren dicke am Ziele. Geschbannt schtand de ganze Zirkusmannschaft imme uns rümme. Do packeten der lange Karle un ich den Schänkel jeder an einem Hosensbeine, domit mã ämme bim Schbrunge den richtigen Schwung gewen konnten.

Der schähle Adam zählte: Eins — zwei — drei! — Der Schänkel hibbet — do dhiets'n Krach, ich hon'ne Hose in der Hand, un der Schänkel schtrecket sinne nacketen Schtorchbeine in de Luft. — — —

„So lange hon ich och zugegoßen!“ rief do der Feldhieter un kam hinner 'ner Hecke rus. Mã nadierlich usgericket mitsammet dem Schänkel — hurro — hostenitge-sehn iwmer de Wisse no dem Einsendich — der Schänkel nadierlich mit den nacketen Beinen mitten 'nin. Dann in de Tabbsgasse — — —

Bi unsen drei Drachen waren de Nase, der Heini Müller un der Schang Schreiber gebliwmen. Die kannten uns nadierlich nit, die hadden uns im Lewen noch nit gesehn, wie se der Feldhieter gefrogt hodd, was mã for Schämmerchen wären.

Am Owend Flobbetes bi uns derheime ahn. Dem Schänkel Zahn sinne Mudder war an der Schtowwendhäre; se wollte de Frau Diffendekeln gerne mo schbrechen. Ich wollte grade sahn, daß minne Mudder nit derheime wär, do kam se awer schon us der Kiche.

„Su'n Owend, Frau Diffendekel.“

„Su'n Owend, Frau Zahn.“

„Sucken Se nuremo de Hose ahn vom Schänkel. Do
henket noch d's halwe Leibchen drabne, wo se drahn ge-
knäbbet war. Ihr Henner — —“

Mehr hon ich nit geheert, weil ich mich schleinigst drückete.
Ich ging dann minnem Vadder entgegen, der mußte bahle
heimkommen; der dhat mā nix, das hoffte ich.





Wie mā Oflaufe machden

Mā hadden widder mo'n Oflauf gemacht. Das war allemo'n Hauptschuß. Sodds verdohlei nochemo! Einer mußte sich vor irgend'n Hus schtellen, alszu drähne nos gucken un so dhun, als wann wunner was ze gucken weer. Doderbi mußte hā dann wichdig dhun un immer mehr Jungen herbi rufen.

Das duerde keine fimsf Minuhden, dann war'n großer Haufen zesammen; der schbektelte no Nohden, un alle Dheilnehmer gocken das Hus oder gar'n beschtimmes Fenster ahn. Eins, zwei, drei wurden dann in der Nachbarschaft de Fenster ofgemacht.

„Was äs'n do lohse?“

„Och, Kommen Se nuremo runner, was do ze sehn äs!!“ —

Ahle un junge Wiewer schtellten sich dann vor des Hus un gocken un gocken un frogten und Fallahtschten.

Einer von uns rief dann mo widder derzwischen: „Ewen hon ich se widder gesehn! Hurro! Hurro!“

„Schont widder, schon widder!“ Frisch dann'n annerer. Un der Oflauf dhat immer greeßer wāren, bis de ganze Gasse voll Menschen schtand, die alszu zu dem Huse nos gocken. Schließlich kam'n Butz, mā ricketen dabber us, un de Wiewer zänketen sich mit dem Butz rümme, weil se

doch nit au gleich wecken laufen konnden. Nadierlich schwöhren dann alle drof, daß wirklich do owen „was lohse“ gewesen äs, weil niemand zugewen wollde, daß hä sich von 'n baar Lusejungen hadde anschmähren lossen.

Nadierlich Habbeten unse Unnernehmungen nit immer, manchemo ging's au scheib un manchemo gab's sogar langen Hammer. Das dhat unsen Unnernehmungseifer awer nit lange lähmen. Wann's in der Schingergasse nit Habbete, dann konnte's doch in der ahlen Leibziger (jetzt Kaufunger) Schtrotze Habben.

Do hodd's au mo ganz ekelig geHabbed. Der Oflauf war wunnerscheene gewesen, un der Schbecktafel erreichte sinnen Heehepunkt, wie us dem Huse, vor deme mā den Oflauf machden, 'ne Källe voll Wasser of uns geschiddet wurde, die awer 'ne Frau us der Nachberschaft of d's Gedächtnis krichte. Ach, das Aehlend!

Nu gab's erscht'n Krach. Die mit dem nassu Kobbe schümbete nu nos^o, die Wasser usgeschiddet hadde, schümbete nunner, un mā machden de Begleitmusick derzu. Eins, zwei, drei hoch mitgesehn, war nu wirklich „was lohse“ un mā konnden doch gar nix derzu, mā hadden doch kein Wasser der Frau of den Kobb geschiddet!

Trozdeme kam us der „Krinoline“ *), die domols newen dem Zägenshdalle war, so'n scheiwer Klammerhooßen rus un verhaude mich ganz mordsmäßig. Ich sollte den ganzen Schbecktafel ingebroctet hon, hä hädde ganz genau gesehn, wie's ahngefangen hädde. Ich war nadierlich ganz un schullig gewesen. Ich hadde bloß minne Freinde gefrogt, ob me villichte mo wider'n Oflauf machen sollden, oder

*) Das Stammhaus der Federstahl-Industrie.

ob einer was anneres wüßte, wo me Schbaß drahne hon kennte. Un do hon se gleich ahngefangen, also konnde ich doch nix derfor!

Ich hon's ämme awer ahngeschtrichen, dem Scheiwen. Hã hadde nämlich au'en Junge, der hieß Willi; der durfte awer nit mit uns schbählen, weile sonst hãdde verdorwen wãren kenne. Disser Willi war'n guder Junge, so'n richdiges Schoof; wann mã ämme mo'n Aebbelkrüwizz gawen, dann mußte hã erscht sinne Mudder fragen, ob hã'n au bicken durfte. Der Willi war also wirklich'n brahfer Junge, awer'n dummes Lubder ware un neugierig ware au. Disser Willi solde mich rächen for die Hiewe, de mã sin Ahler ohne Beschdellunge geliwert hadde.

De neiste Nixnutzigkeit, die mã domols grade hadden, waren Sägen, die me selwer machden. D's Rohmadderjahl liwerte de „Krinoline“ in Geschdald von Blechschtreifen. Do wurden au den Druhfelschteinen Zähne 'nin geschrabbet. De Griffe wurden us Holluner gemachd. Wo's dann was ze sägen un Kabudd ze machen gab, da wurde nadlerlich gesägt. Ich hon noch sechsundreißig Johre schbeeter Schbuhren von der Sägearweit an'ner abi. Kommohde von minner Mudder gezeigt kricht.

Mit so'ner Säge un dem ahrdigen Willi hon ich den scheiwen Klammerhooßen us der Krinoline dann geärgert. Dem Willichen sinne Mudder hadde gewäschen un war grade derbi, uf 'nem Seile, das zwei Drebben hoch vom Dodderhuse imwer den Hop no dem Hinnerhuse durch Glasinge gezogen weeren konnde, ähre Hemmeder un Hoson un dem Willichen sinne Leimerchen ofzehenken. Wie mã ähr dodderbi vom Howe us zugooßen, do kam der

Deiwel in mich und flisterte mā zu, wie ich's ahnfangen
mißte — — —

So ungefähr fünf Minuhden schbeeter waren mā zwei
Drebben hoch of dem Gang un goßen zu dem Fenster
nus, wo de Frau Klammerhooken ähre Wäsche ofgehenket
hadde. Ich Hobbede so ganz zufällig un ohne jede beese
Absicht alszu mit minner Säge of den Glasring, wo des
Wäscheseil derdorch ging, awer des Dos ging nit kabudd.

Do fuhr ich mit der Säge mo ganz zufällig iwover des
Seil, un do gab's en scheenen Dhon.

„Geere mo, Willichen, was for'ne Musicke, grade als
wamme Seige schbählen dhät. Browier's doch au mo!“

Un do fing des Willichen ahn ze browieren, un mā
dricketen uns vorsichtshalwer, der schähle Adam un ich.
Un grade wie mā unnen waren, do flochen wisse Hem-
meder un Hoson un Leimerchen in den Hop un in den
Dreck 'nin.

D's ahrdige Willichen hodd noch am selwen Owend
firchterliche Hieme gekriecht. Ich kriechte se erscht am anderen
Dage, wo ich schon längst an neie Unnernehmungen
dachte.





D'r Kleine Ballemuz

Seit vählen Johren loß ich mā de Hoore so kurz schnieden, daß me se kaum noch sieht. Awer me dhāt se au nit sehn, wann ich se nit abschnieden lossen dhāt.

Nadierlich hon ich se nit immer so kurz getrahn. 's gab mo 'ne Zidd, do gefiel's mā, of der linken Siete'n Scheidel un of der rechten 'ne große Holle ze trahn. Das war zu der Zidd, wo mā minne Mudder de Hoore noch kämme un de Baden schtdreichelte. Lange ās's her . . .

Erinnert bān ich disse Woche an minne langen Hoore von 'nem Ballemuz, an den ich im Lewen nit mehr gedacht hādde, wann hā sich mā nit vorgeschellt hādde als der „Kleine Ballemuz vom Schlundermuz“.

's ās merkwirdig, wie einem oft'en einziges Wort längest vergessene Geschichten im Gedächtnis widder offrischt.

„D'r Kleine Ballemuz vom Schlundermuz“ — an den Namen kennt ich'n ganzen Roman hāngen.

Zuerscht muß ich den Schlundermuz vorschellen, der in Wirklichkeit nadierlich annerschter hieß. Das war'n rot-nasiger Ballemuz; hā wohnte im Dörschen un war bekannt als Krawallschachtel. Disses Schlundermuz hadde'n Lehrjunge, der nur'n baar Johre älter war wie mā. — „Mā“ das waren der schähle Adam, der scheiwe Chrischtoff, der rote Schänkel, der lange Karle, de Nase un ich.

Der Lehrjunge war nur'n Dreikäsehoch, hieß Heia un wurde von uns bloß der Kleine Ballewutz genannt.

Hinner dem Schlundermutz sinner Ladenschiewe shtannen drei Fläschcherchen mit Hooröl, drei Shticker Seife, zwei Birschterchen un'n baar Bomadendibberchen. Usserdeme hingen noch zwei Zäbbe hinner dem Fenster. Das alles hing so lange do, wie ich zericke denken kann. Nur eimo gab's was neies hinner der Schiewe: Korze Zidd, nodeme der Heia in de Lehre gekommen war, do wurde eines Dages 'n Blakat hinner de Schiewe gehänket, do shtand droffe, daß Schuljungen sich immesonst de Hoore schnieden lossen kennten! Disses Blakat vom Schlundermutz sollte uns zum Unglücke wären — —

In Beckers Laden am Renthop — jetz äs 'ne Wirtschaft drinne — do kiesen mā unse Bedirfnisse an Modellierbogen un ähnlichen Dingen, die'n Casseläner Junge nit entbehren kann. Eines scheenen Dages nu lagen bi Beckers hinner dem Schaufenster ganz neie Bistolen, mit 'nem messingernen Laufe drahne, der'n Finger lang war. Wie mā die Dinger gesehen hadden, do gab's keine ruhige Shtunne mehr for uns. So Bistolen mußten mā hon. 's kam uns ofemo vor, als wann'n Flitzebogen doch'n recht armseliges Schießdingen for d's Reimer un Schandarmen schbählen sin dhät. Me konnte zwar dermidde schießen, awer's knallte doch nit. Un was piffen mā schließlich of d's Schießen, wann's nit knallen dhät.

Mā simmelierten hinne un her, awer keiner mußte, wo mā d's Geld for de Bistolen herkrichen konnten. Ich hadde bi minnem Vadder mo wegen 20 Hellern for'ne Bistole of den Busch geflobbet, awer do hadde hä mich lachend

an den langen Hooren gezubbelt un gesabt: was brucheste 'ne Bistole, du host doch'n Flizebogen un'n Blosrohr. Der blies mā also was.

's war wirklich zum Verzweifeln. Mā waren sechs helle Jungen un wußten keinen Rot, wie me jeder 20 Heller for'ne Bistole abnschaffen konnten. Jo, wann de Bedern sich of d's Quankeln inlossen dhāt un for 20 Aebbel oder Beeren 'ne Bistole rusticken dhāt, dann wollten mā bahle de Schießdinger hon. Dann hādden mā bīm Liewenz oder bīm Malkemes, bīm Silwer oder bīm Jakobí 'n Heinen Vorschuß im Sahrden genommen — na, den dhaten mā dann zum Droste of alle Fälle so wie so nehmen. Wo krichten mā die Bixtaulen her? — Wo?? — Wo???

Schwer simmelierend schtannen mā vor dem Schlundermuß sinner Dhāre un fobbeten den Heia. Der dhat ganz freindlich un zeigte erscht immer of des Blakats hinner der Ladenfensterschieme, un dann dhate uns au noch usdricklich zum Hooreschnieden inladen. Do kam de Erleichdunge twwer uns.

Wann ich nit irre, war's der lange Karle, der d's Ei des Kulumbus of de Schbitze setzte: „Wißte was? Mā lossen uns derheime Geld for d's Hooreschnieden gewen, un dann lossen mā uns vom Heia immesonst scheeren! Of de Art gíwvet's Geld for de Bistolen.“

Erscht machten mā große Augen, dann lange Beine. Nix wie heim. — — —

„Mudder, mich uz en se alszu wegen minnen langen Hooren, ich wāll se nā schnieden lossen. Bidde, geb mā 20 Pennige.“

„Ach, was brucheste dich uz en ze lossen, du Dummkobb.“

„Ach, lieew Mudder, geb mā doch die 20 Pennige, einmo missen de Hoore doch geschnidden weren.“

Dann nahm se minnen Kobb zwischen de Hānne, gab mā'n Kuß un 20 Pennige.

„Awer nur nit so Korz schnieden lossen, das beschtellste extra, heerste?!“

„Jo“ — ich war schon halb widder of der Sasse.

Zwei waren schon unnen, von denen jeder sinne zwei Silbergroschen hadde. Bis de Nase kam, homme erscht noch 'ne halwe Shtunne wahrten missen. Bim langen Karle un bim roten Schänkel, die ohne Droht verkrischen runner kamen, mußten de Nase un der schähle Adam nochemo midde 'nof, imme āhr Geld ze zeigen, domidde de Frauen au glauweten, daß der Lehrer gesahd hadde, es sollte keiner widder mit so langen Hooren in de Schule kommen . . .

Dann awer ging's mit Hurro imwer de Fullebrücke bi de Bedern.

„Sechs Bistolen mit Zindblädderchen!“ — Eine Schachtel gab's nämlich immesonst derzu.

Vor der Dhäe wurde geladen, un dann ging de Schießerei los — helle wecken mit Franchen. Wie mā widder of den Holzplatz kamen, do war minne Bistole schon kabudd, und der schähle Adam hadde schon sinne ganzen Zindblädderchen verblaxt. Der Katzenjammer schtellte sich firchterlich schnell in — — —

Do sah'n mā grade den Schlundermutz in de Schinger-gasse 'nin schiemen — der ging bi d'n Zuschlag in de Wirtschaft, das wußten mā. Nu schnell nin bi den Heia.

Der Lusejunge klabberte firchterlich mit allerlei Scheren un behannelte uns ganz von owen runner. Hā ließ uns

of Schtiehle setzen, dann nahme 'ne Schere, schbüdete in de Hanne un fing daun de Nase an ze scheren. Dem sin Kobb wurde 'ner Kohlriewe immer ähnlicher. Dann kam der lange Karle drahn. Wahrscheinlich hadde der Heia ahngenommen, daß der'n Kobb voll Liese hädde, deshalb schnidde ämmer ludder Drebber am Hinnerkobb, domidde die Dhiererchen leichter rof un runner Beddern konnten. Nu kam der schähle Adam an de Reihe; der sah in simf Minuhden us, als wanne de Raude hädde. Dann mußte ich of de Schlachtbank.

„Awer nit so Forz abschneiden, hod minne Mudder geschbrochen.“

„Bruchest Finne Angeft ze hon, ich schniede nit so wenig ab“ — schnibb schnabb, schnibb schnabb. Ich fiehlte, wie's mā Fiehle am Hinnerkobb wären dhat. Schnibb schnabb — schnibb schnabb.

Nu kam der Heia vorne hanne un do konnte ich im Schbiegel sehn, wie mich der Lusejunge zerechte machte. Ich Frichte'n Kobb, der hadde mindestens acht Ecken. Wie ich dann ahnsing ze treten un ze schimben, do schbrach der Heia:

„Jo, wann ich erschtemo hunnert Jungen de Hoore geschnidden hon, dann Klabbet's besser. Du bäst awer erscht der vierte, dem ich se schniede. Ich fall's doch erscht lernen, deshalb Kostet's au nix.“

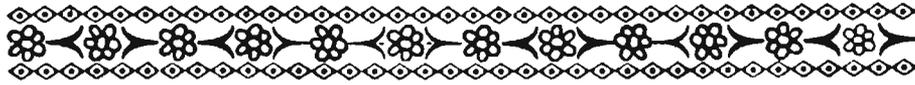
Wie ich dann offschand, do war's mā, als wann ich gar nit mehr ich selwer wär. Un de Bistole war au schon Tabudd!

Inzwischen hadde der Heia dem scheiwen Christoff sinnen Kobb zerechte gemacht wie 'ne Wurzelbirschte. Zehn

Mínubden später sah der rote Schänkel us, als wanne u'sm Zuchthuse wecken gelaufen weer.

Wie ich derheime ofgenommen bân, das geht keinen was ahn. 's hot vâhle Dage gegewen, an denen minne Mudder freindlicher zu mǎ war. Awer wie mich der Heia — jetzt ässe usserhalb 'n gemachter Mann — neilich widder drahn erinnert hodd, wie hǎ an unsen Kǎbben d's Hoore-schnieden gelernt hodd, do hon ich Ohrānen gelacht. Un ich muß immer noch lachen, wann ich mǎ die Wurzelbirschte vormohle, die der Heia us dem scheiven Chrīschtoff sinnem Kobbe gemacht hadde.





D's Hosenknobdheader

Zu manchen Zieden hon se in Cassel for de Künstlerischen Bedirfnisse gradezu iwermäßig wähle gedhon. So zum Beischbiel mo im Johre neinzehnhunnertunsiemene. Do hon se im Hofdheader geschbählt un im Kessedenzdheader au. Drussen in Wahlersch-Wehlheiden un Kirchdítmer hon se'n Zirkus gehadd un of'm Siechenhop au. Usserdeme war gegenríwter der Schwanenwisse, wo frieher d'r Einsendich war, au noch'n anadomisches Museum ofgebaud, wo me de needigen Schdudien machen konnde, domidd me bím Sulwerknochenschbachteln besser weiß, wo me mit d'r Sammel 'nin ze schtechen un mit dem Messer hánne ze schnieden hodd, domidd me nit immer nur auf Knochen kímmet.

Na, also kurz un guhd, for de Künstlerischen un wissenschaftlichen Bedirfnisse, so sollde me meinen, war vorlaifig genug gedohn. Broste Mohlzidd! Das schidEt'n immer noch nit. D'r Kunst hunger war in Cassel gar net imme zu bringen. In aller Schdille war nämlich má gegenríwter noch'n ganz neies Dheader ofgemacht, in deme nur guhde Klassische Schtücke in iwerus realistischer Wiese geschbählt wurden. Se schbähltten ohne Suffleer un de Schauschbähler schbähltten sich sozesahn selwer, wie die Tegernseer.

Awer wann ich iwerhaupt von dem neien Kunstdembel

was ze heeren und ze sehn gekricht hon, so war das d'r reine Zufall. Also baßtemo of.

Kimmert do am vierten Feiertage min Freind Willem bi mich un wäll mit aller Gewalt hon, daß ich mit ämme no Sangerschhusen fall. Hã mißte unbedingt hãnne un ich mißte midde gehn. Mã dhät der Schbaziengang guhd un ämme wãre geholfen, hã bruchte dann den widden Weg nit alleine ze machen. Usserdeme wißte hã ganz genau, daß's guhde Lewerwurscht un Handkäse gewen dhät.

Ich helfe immer gerne us d'r Verlegenheit, schmiß also de Arweid hãnne un sahte: „Willem, ich geh midde, du bäst min Freind, un wer sinnen Freind im Schdiche läßt, der äs'n schlechter Kerle. Wahrde nur'n baar Minuhden, ich wäll nur schnell Doaledde machen.“ Mit der ahlen Hose konnde ich wirklich nit guhd midde gehn. — Doch —

Der langen Rede Korzer Sinn:

Ich schmäß de ahle Hose hin;

Nahm us dem Schrank de neie graue

Und schtribb' se ahn. Ich siehlte, schaue:

Weiß Sodd, do sin sechs Knäbbe wed,

Verdebbelt jo, äs das'n Dreck.

Ich hinf se widder in den Schrank,

De Hose, die so Knäbbekrank.

Behände griff ich no'ner annern,

Ich wäll mit minnem Freinde wannern.

De schwarze her! — Und wie im Nu

Bän ich au drin, Knäbb vorne zu.

De Träger her! — Bän ich von Sinn?

Wo sinn dann nur de Knäbbe hin?

Sechs sollen's sin, zwei sin nur dran,
Was fang ich armes Luder an?
Ei Himmel, Herrgodd Saffermant!
Frißt de Modde Knäbb' am End'?

Karline kimmt un äs entsetzt,
Daß minne Hose so verlegt.
Se schiddelt ähren Kugelkobb,
Schdellt of den Tisch den Kaffeedobb:
„Henner, glaub's mā, liewer Mann,
Es war'n noch alle Knäbbe dran
Am dridden Ostermorgen!“

Se hibbet an d'n Tisch geschwind,
Do, wo sonst hunnert Knäbbe sind.
Se zieht de Lade schnell herus —
Macht'n Gesicht, als lief 'ne Luß
Aehr iwwer Herz un Lewwer.

Ich schbier's, mich packet kahles Grausen,
Da missen beese Geister hausen.
Kein einz'ger Knobb im Schubfach mehr,
Karline wird des Herze schwer.

Das äs'ne rätselhafte Chose
Bedriebt griff ich zur ahlen Hose.
Doch kaum hon ich se au am Bein —
Verbommig, nā! Kann's meeglich sein???
— Es ziddern Beine mā un Hand —
Von ähr sogar'n Knobb verschwand
In wenigen Minuhden!!!

Mā heerten leise de Dhāre gehn
 Un konnden dann noch grade sehn,
 Wie um des Huses Eck' verschwand
 D'r Kleine rohde Frieder.
 Dann heerte mā'n vergnüglich Frischen:
 „Noch einen konnd' ich grad erwischen!
 Jetzt geht's von neiem in's Dheader!
 Mā hon's, mā konn's, mā hon de Knäbbe!“

Glücklicherweise war also keine Hexerei im Schbähle, de Knäbbe waren of ganz naderliche Art verschwunnen. Mā schnabbeten erleichterden Herzens Luft un folgten dann heimlich dem Kunstbegeisterten Frieder.

Verbommig, jo! Do schdanne, d'r Musendembel: „fest gemuert in der Aehre“, zesammen geflobbet von Ladden un Breddern, un of den Breddern, die de Welt bedieten sollden, da flobbeten zwei Jungen sich rimme un Frischen sich gegenseidig an: „Lusejunge, schderben mußte, wann de d's Geld nit rustickest! D's Geld her, oder dinn ählen-des Lewen!“

Doderbi wälzten se sich of d'r Aehre rimme un schdreßeten de Beine in de Luft, daß de ganze Zuheererschaft vor Vergnügen sich den Buchh gehahlen hodd.

„Was schbählen se dann do?“ frogte min Freund Willem.

„Heide äs Schillerfeier, mā schbählen de Reimer!“ Frisch uns'n Reimer zu, der bi Siede geschdannen hadde un jetz sich of de beiden schmiß un nu d's „Geld oder's Lewen“ von allen beiden hon wollde.

„Was kost' dann d'r Intritt?“

„Zwei Hosenknaube for Känner, einen Knobb for Soldaten vom Feldwewel runner. Sie därfen immesonst 'nin!“

's war wirklich zum Kucheln.

„Na, un dā drei?“ so frug minne Karlíne ähre Schbräßinge, „dā sídd wohl abonniert hier?“

„Mudder, mā sín alle Dage dreímo ím Dheader, dann äs's billiger, dann bruche'me nur fofzehn Knäbbe zu bezahlen, sonst dhäts'er achtzehne Kosten.“

Mondag, Dienstag, Mittwoch — dreímo fofzehn Knäbbe, also fimfenvierzig!

„Jo, wo hodde dann de vählen Knäbbe her?“

„Och, die homme gefunden.“

„Gefunden? Wo dann?“

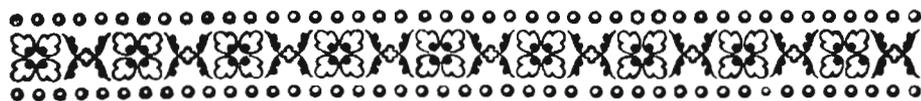
„Och, in der Schublade — un — un ím Knäbbebiedel — un — un —“

„Na, un —“

„Jo, am Vadder sinnen Hosén, do homme au'ne ganze Masse gefunden — —.“

„Se vaddern sích,“ sprach minne Able.





D'r Scheime Christoff im Manneher

Wer die kriegerische Schnudde minnes Freindes Christoff kennt, wer do weiß, daß hä'n Kawalleriesäwel immer sin Bedde genagelt hodd, der muß'n for'n firchderlichen Kriegsmann haben. Un wann dann zufällig einer hinner den Ladendisch gidet un sieht au noch den wehmiedigen Zug, den hä in den Beinen hodd — 's äs'n O zum Usenannerklappen —, dann kann gar kein Zweifel mehr beschdehn: der Kerle hodd bi der Kawallerie gedient.

Un doch äs's nit wahr, der Christoff äs domols wegen allgemeiner Unansehnlichkeit freigekommen, weil annerenfalls de ganze deitsche Armee verhunzt wären dhät. Das hodde zwar nie wahr hon wonn: hä hodd immer gesah, se hädden'n freigelossen, weile so'ne drockene Lemmer hädde.

Das äs amer schließlich Newensache; de Hauptsache äs, daß der Christoff sin ganzes Lewen lang for milledärische Dinge 'n ganz unglaubliches Indresse an den Dag gelegt hodd. Nadierlich hodde sich nit etwa imme Kleinigkeiten bekimmert, nā, nur große schdradegische Frogen hon's ämme ahngedhon.

Und do drimwer ging's au neilich widder los. De ganze Anlage vom Manneher dhät verkehrt sin und ob hä de

blaue oder de rote Armee ze Kommandieren hädde, sinne Segner dhäten firchderliche Hieme kriichen.

Zwar fiel ämme der samste Karle, der nie grob wird, in's Word un kündigt ämme ahn, daß sinne Revolver-schnudde exdrah dod geschlahn weeren mißte, wanne mo in's Gras bisßen dhät, awer das machde den Christhoff nit irre.

„Was verschdehst du dann vom Kriegsfiehren?“

Das schbrache so von owen runner, daß's doch Indruck of mich machde. Ich schlug ämme vor, daß hä dochemo als Mannehwerberichterichtadder for d's Volksblatt weßen gehn un dann sachverschdännige Briefe schriewen sollte.

'ne Vereinarunge kam richdig zu Schdanne, un der Christhoff äs dann au losgezochchen. Als sinner Berichterschdaddunge äs awer leider nix geworren, weile Bech gehadd hodd unnerwegs. Nu lichte im Bedde un machd kahle Immeschläge; mich hodde ins Vertrauen gezochchen un mā hoorleine erzählt, wie's ämme gegangen äs.

Wie ich von ämme weßen ging, do hodde mā de Hand gedricket un gefaht:

„Henner, du weißt, Diskrezjohn äs Ehrensache!“

„Kannst ganz beruhigt sin, Scheimer, Diskrezjohn äs selbstverschdändlich Newensache!“ — — —

Un nu wäll ich erzählen, was mā der scheiwe General gebeichded hodd.

• • •

„Also, Henner, ich hon mā nadierlich erscht'n ganz genauen Blan gemachd. Wann de rote Armee zwischen Dülmen un Lünen geschlahn un of d'n Deiteburger Wald

hänne gedricket äs, so kalkeierde ich, dann gehste liewer hinner de blaue Arme, die hodd gesiegt, un do givwet's dann erscht was guhdes ze acheln⁹. Usserdeme sin de Blauen au de Westfalen, die hon so wie so Schinken im Dornister, awer de Roten, de Hannoveraner, kenne unmeeglich liddge Lagen im Brodbüdel middenehmen.

Also hinner den Westfalen her. Do dhiesste mo zuerscht no Warburg fahren, sahte ich mā, un mit dissem sorgfäldig usgearweiteten Blane ging ich in's Volksblatt, imme'n Reisevorschuß ze holen. Sekricht hon ich keinen, so was dhät's brinzibjell nit gewen. Do hon se sogar Brinzibjen in Geldsachen.

Schdolz wie'n Schbanier bän ich 'nus: 's geht au ohne Schuß, hon ich gesaht. Dann bän ich heim, imme ze packen. 's ging alles in 'ne große Babbischachtel 'nin: 3 Paar Schtrimbe, 6 Däschendiecher, 6 Kragen, un Hemmeder, minem Jungen sin Schuladlas, domidde ich de Wege alle finnen dhät, 2 Borzjohnen Sulwerknochen, 8 Handkäse, 'n Reserwedohse voll Schnubbdewaß un'n halwen Schobben Keinen mit Wachholler.

Do der Zug imme 5.35 morgens abgeht, so sahte ich minner Soffie, se sollte recht frieh in's Bedde gehn, domidd se mich imme halb fimfe weßen kennte, ich selwer mißte erscht nochemo weßen, domidd ich'n Fernrohr borgen kännte oder wenigstens'n Oberngucker, sonst dhäten se mich im Manneher doch nit for voll angucken. Ich nahm mā awer heimlich vor, daß ich, wann ich heimkommen dhät, vorsichtshalwer vier mo feste un eimo leise unnen an de Beddschbanne treten wollde, domidd ich selwer imme halb fimfe ofwachen dhät. Das Treten hon

ich dann awer vergessen, wie ich imme halb zwei heim-
kam. Imme halb fimfe hodd mich d's Soffie nit munter
gefricht. Als ich imme halb achde dann ofwachde, do war's
mā, als wann ich de ganze Nacht schon Kanonenschiffe
geheert hādde, so hodd mā der Kobb gebrummet. Awer's
war von was annerem; wann ich Bier drinke, dann därf
ich keine fimf Sorden nit drinken.

Ich schdirmwelte also no der Bahne; imme 8.45 folde
der zweite Zug gehn. Weil ich schon zehn Minuhden
vorher do war, schdärkte ich mich nadierlich erschemo im
Wahrdesaale. Un was meinste, do treff ich de Bohne,
diffe Klammerakazje. Wie der sah, daß ich wecken mußte
un keine Zidd nit hadde, do hodde mā'n Glas Bier an-
gebodden. Wahrte, dachte ich, dich fall doch der Affe
lausen, die fofzehn Heller sadde doch los wāren. Ich nahm
also ahn, baaste des Debbchen nunner un wollte dann
'nustrennen. Do kimmert awer der Kellner hinner mā her-
gelaufen un schbricht, daß der annere sich gedricket, awer
bloß ein Bier berabbet hādde.

So'n schāwiger Kerle, so'n Schawehals. Ich packe also
ins Futschemanneh un hon nadierlich kein einzelnes Geld.
Bis der Kellner zwanzig Heller gewechselt hadde, do fuhr
grade min Mannehwerzug no Westfalen ab!

Ich dreestete mich so gut wie meeglich, weil imme 10.44
schon widder'n Zug mit vierder Siede wecken ging. Awer
nu wollte ich wenigstens mo orrendlich friehschdicken. Ich
nahm also minne Mannehwerfiste unner d'n Arm un schobb
widder los. Na, Henner, du weißt so, wie's geht; ich hon
mich dann'n bißchen verschbeetet, weil grade frisch ahn-
geschdedet wurde, un wie mich dann zwei Freinde, der

schähle Emil und der blaue Kasber, of de Bahne gebracht hon, da war's zwei Uhre. Umme 2.10 fuhr min Manneher-Bummelzug ab. Ich war'n bißchen miede un legte mich of de Bank zum Schlofen. Wie ich ofwachte, da waren mā in Brilon!

Ich machde Krach und schimbete. Do schbrach der Schaffner, wann ich in Warburg hätte usschdichchen wollen, dann hädd ich schon vor 'ner Schdunne ofwachen missen. Nu mißte ich rus und mißte au'n baar Mark nobezahlen. Dodermidde schobb hā mich us dem Wagen.

Das war 'ne scheene Bescheerunge. Awer wo war dann minne Manneher-Ursiftunge? Ich gabkede also in den Wagen 'nin: Minne Manneherkiste äs noch drinne!

Im selwen Augenblidde flochch mā au schon't'n Babbendeckel an den Dehts, dann fiel's Baket usenanner, un minne scheenen Handkässe dullerten of der Aehre rümme. Ich hadde kaum zwei von den Schusterkarmenahden¹⁰ ofgehownen, do krichte mich'n Beamter am Schlafiddchen un frogde, wo ich hāne gewolld hādde.

Ich schbrach, daß ich von hinnen an de Westfalen gewolld hādde. Do hodde mit dem Kobbe geschiddelt un hodd mich laufen lossen.

Jo, was awer nu machen? Na, ich wäll nur kurz sahn, daß ich schließlich mit 'nem scheenen Bummelzuge am annern Dage in der Nähe von Frohnhusen bi den Hambenheiser Heehen ahnkam, un beinah noch was gesehn hādde. Awer's kam annerschter.

Ich war kaum us der Isenbahne rus un hadde ewen minne Manneher-Babbendeckelkiste widder in Ordnunge

gebracht, da packete mich so'ne Art von Feldbieter am Arme un frogte, wo ich hånne wollde.

„Sie sin awer neigierig,“ sahte ich. „Wo ich hånne wäll? Ich wäll von hinnen an de Westfalen, ich bån Kriegsberichterschdadder!“

Do schbricht der Kerle: „Sie sähn mā gerade us, wie'n Berichterschdadder. Sie kommen mā verdächtigt vor, zeigen Se mo, was Se in der Kiste hon!“

Dodermidde hadde das freche Dos au schonnt minne Reiseschachtel wecken gerissen un den Deckel dervonne gemacht. Wie awer der Klomes de Hemmeder 'rus zoch un doderbi den Rest von den Sulwerknochen un au de Flasche mit'n Wachholler of de Aehre fiel, do packete mich de Wut.

„Sie verdammter Saubuhre!“ Frisch ich un schmiß ämme eine von den Schusterkarmenahden of de Schnudde. Awer do machte der Kerle'n Mordschbeftafel, un ofemo waren so'ne Schdicker sechs Adlehden do, die mich gepacket hadden. Na, do ging's awer heiß her, die hon ich vermeewelt, daß mā jetzt noch alle Knochen weh dhun. Eimo lag ich unnen, un dann lagen de annern widder owen. Ungefähr zehn Minuhden schbäter hou se mich in's Schbritzehus eingeschberrt . . .

Nu awer kam eigentlich erscht d's Schlimmste. 's ging erscht'n firchderliches Gekrische drussen los, dann gab's Drombehdengeblohse, dann Schießerei un Hurrogeruse, Kanonen dhat ich schießen heeren, min Schbritzehus war der Middelpunkt von der Schlacht, un ich konnte nix sehn! Schdunnenlang heerte ich de Schießerei un's Kommandieren, un ich merkte glich, daß se falsch Kommandieren dhaten;

wann se's so machen wollten, dann mußten se verlieren, das Konnde ich doch fermlich siehlen, wann ich au nit sehn Konnde, wie un wo de Drubben schdannen.

Wie's mā dann gar so dumm wāren dhat, do rief ich'n baar Offezieren, die am Schbritzenhuse schdehn mußten, weil ich jedes Wort von'n heeren Konnde, 'nus: „Dā BlosenKäbbe mißt mehr Hulanen of de feindliche Adollerie schmissen, dann rißt se us!“

Als Iwermut hon se minnen guten Rot nit beachtet, un richdig hon dann au āhre Feinde verloren.

Am annern Morgen, wie se mich widder us dem Schbritzenhuse 'rusgelossen hon, do war d's Mannehwer verbi. Un dann hon se gesaht, daß sich d's annere vor dem Landgericht sinnen dhāt. Se hādden mich angezeigt wegen Widerschdand gegen de Schdaatsgewalt un wegen Sachbeschädigung. 'n Feldhieter un Schdaatsgewalt — 'n baar Fensterchienen, die ich im Schbritzenhuse verbogen hon — Sachbeschädigung! 's ās zum Lachen!

„Awer Henner,“ so schloß der scheime Christoff sinne Beichte, „du wirst doch insehn, lieber Henner, daß ich nit dragne schuld bān, wann ich keinen Bericht iwver d's Mannehwer nit liwvern kann; 's kann kein Mensch gegen de heehere Gewalt nit ankämpfen. Awer, imme Godes willen, lieber Henner, Diskrezjohn . . .“

„Kannst dich drof verlossen, Scheiwer, ich schbreche kein Word, ich schriewe's of.“





Hirschfang mit Schnubbdewack

De Hoore schtehn mā bolzenschtrad zu Berge, wann ich dran denke. An'n Erlebnis nämlich, das ich neulich gehadd hon. Im Reinhardswalde äs's gewesen. Doch ich wäll ganz von vorne anfangen.

Mäh trafen uns etwa gegen elwe of der Isenbahne, imme no Immenhusen ze fahren. Mā — das war min Freind Henner, der Seckerdahr un beriehmte Bardiehslehrer, mit Frau, Känd un'nem Friedellenbiedel, der Sicherheitskommissar vom Weserdhore mit sinner Familie un zwei Rucksäcken; ich mit minner Karlina, sämtlichen Kännern un'ner Fudderliste.

Mäh hadden Glücke; der Zug, den mā benutzen dhaten, kam no nur dreimoligem Hahlen bis no Mönchehop. Dann dhate sich sozesahn in'n Blitzzug verwanneln, indem daß hä ohne nochemo ze hahlen un ohne us den Schienen ze hiben bis no Immenhusen in einer Duhre durchfahren dhat.

Der Zug hadde zwarn bißchen vähle gewackelt, awer das hadde deshalb nit vähle zu bedieten, weil mā uns an den isenleddernen Griffen, die an der Decke henken dhaten, feste hahlen konnten. Bloß zwei Schirmschbitzen sinn bi der Schaukelfahrt anderen Lieten abgetreten, awer die Kännern widder dran gelimmet¹¹ wären. Schlimmer war's schon, daß min Freind Henner von der vählen Rumblei

sin bekanntes Sodbrennen gekrichd hadde. Das hodde awer im erschten Wirtshuse in Immenhusen schon verdriewen Kännen. Dohet der Namen Driewer.

Mã dibbelten freehlich, wie's uns zukimmet, no Sahrenberg zu. Der Henner erzählte uns, daß's im Reinhardswalde vâhle Wild gewen dhât; au wilde Schwinne un Hirsche.

Un Sodd verdebelt, mã waren kaum im Walde drinne, do liefen au schon so'ne Schtäder fofzehn wilde Schwinne quer imwer den Weg. Eins hadde scheime Beine, grade wie der scheime Christoff, un eins, das midden of der Schtroße schtehen blibb un uns groß angock, war schâhl, wie min Freund Adam.

„So vâhle Schwinne“, schbrach do der Henner vergniegt, „bedieten Glücke. Komm, Sîmmerchen!¹² Komm Sîmmerchen!“

Awer de wilden Sîmmerâtzerchen kamen nit. Das schâhle Schwinn gock den Henner an, als wann's hâdde schbrechen wollen: du bâst wo nit von hier? un wecken waren se.

Der Weg bis no dem Sahrenberge zoch sich vâhle länger hânne, als wie mã angenommen hadden. Do immer mehr Magen ze knurren anfangen, homme uns unner'n Kirschbaum, der zum dridden Mo im selwen Johre bliehen dhât, gesetzt, imme ze friehschtücken. Mã waren heiter un guter Dinge. 's wurde ziemlich vâhle von den wilden Schwinnen geschbrochen.

Do, ofemo — mãh schtehn schon widder de Hoore ze Berge, wann ich dran denke — do ofemo gimwets 'n Se knacke, als wann drockene Aeste brechen dhâten un nit widd von uns do schteht'n Hirsch — so groß wie'n Pâhrd! Un'n Seweih hodd der Kerle mit wenigstens fimfenzwanzig Ennen!

's war nit ze verkennen, daß des Dhier beese Absichten hadde — wie im Handimmedreh'n waren mā alle hinner de nächsten Baime gehibbet. Bloß der Henner, der Rheima in den Beinen hodd, hadde nit schnell genug offschbringen können. Schneller wie ich das jetz beschriewen kann, war der Hirsch mit einem Satze bis of'n Meter Entfernunge of den Henner zugeschbrungen. Der hadde grade noch so vāhle Zidd gehadd, sich hinner den dinnen Kirschenbaum ze schtellen. Un do hon ich vor minnem Freinde Henner, der als Arweidersefferdāhr mā schon manchemo imponiert hodd, von neiem großen Reschbeft gekricht!

Hehnisch godde den Hirsch an un frogten dann Kaltblütig, ob hā villichte 'ne Uskunst hon wollte in 'ner Umfallsache? Doderbi muß der Hirsch sich forchtbar geārgert hon.

Hā riß de Schnudde of und dhat'n Krisch, als wanne frisches Wasser oder d's Blut vom Henner hon wollte. Doderbi dhate de Augen verdrehn — — d's Blut dhat uns annern in den Adern zu Glietebahnen frieren — — 's war gar kein Zweifel mehr meeglich: in den nächsten Sekunden würde das Dhier sich of den Henner schtirzen un dann — hādde hā sich d's letztemo Sodbrennen mit Konjad verdrimwen gehadd . . .

Ohne mit der Wimber ze zucken, rief do der Henner sinner Frau zu: „Schmiß mo d's Salz hierher!“

Der Hirsch schien das als'n neien Hohn ze verschtehn: hā schtellte sich of den linken Doderfuß, schtreckete d's Geweihe, die beiden Hinnerbeine un den rechten Doderfuß bolzenschtraß in de Luft, imme sich of minnen Freund ze schtirzen, der awer schmunzelte ganz vergniegt in der Schtunne der schlimmsten Lebensgefahr, packete in de

Hosenfibbe un schmiß mit den Worten: „Meinste dann, ich wär immesonst bie der Addollerie gewesen!“ dem Hirsch sinne Schnubbdewacksdose of de Nase —!

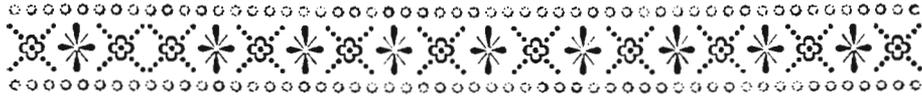
Mã waren baff. Wie awer nu der Hirsch einmo iwewers anneremo nießen dhat: Hazzzi! Hazzzi! Hazzzi! do schbrach der Henner ganz gelossen: Prost! Dann dhate d's Salz nehmen, das ämme sinne Ahle hännegeworfen hadde, un dhat's dem Hirsch of den Schwanz schtreien. Do wurde der Hirsch ganz zahm un dhat dem Henner 'n Wurschtzibbel us der Hand fressen.

Mín Freind drehte sich gelossen no uns imme un schbrach, als wenn gar nix bassiert wär: „Sehte, so finget me Hirsche!“

In Münden homme uns dann den Hirsch hibsch Knusberig brohden lossen.

Ich hon die Geschichte erzählt, weil ich's for minne Pflicht gehahlen hon, den Jagdgeschichtdenerzählern, denen ich bisher nit immer alles geglauwet hon, Abbidde zu leisten. Nodeme ich das, was ich ewen erzählt hon, beinah selwer erlewet hon, weiß ich, daß's gar kein Jägerladein gimwet, daß alles wohr äs, was de Jäger erzählen.





Casseler Utschdellungen

I.

Ich hadde domols Schuldenschdirmwelen ahne un'n Sammetanzoch mit'm Sirtel drimme. Of dem Bilde, das ich jetzt noch hon, äs ze sehn, daß ich den Scheidel of de linke Siede gekämmet un den linken Dumm in den Sirtel geschdecktet hadde. Ich sah of dem Bilde so samstmiedig us, als wann ich nie 'ne Fensterschiewe ingeschmissen oder den Schmand von der Mälch geschnucket hädde. Ich bän of dem Bilde sozesahn der reine Musterknabe. Awer's kimmet immer annerschter. Domols — das war im Johre 1870, 's äs also schon lange her.

Do war Utschdellunge in der Au un ich hadde'ne Sehnsucht no den Herrlichkeiten, die hinner der Dählenwand verborgen sîn sollden — das läßt sich gar nit beschriewen.

Immeso weniger konnde ich minnen Vadder begriffen; schtadd dass mit mā 'nin ging, siehrte hā mich drimme rimme un munkelte was von dem erschten billigen Sonn-dage, dann dhāt der Großvadder au midde gehn. Nu hadde ich minnen Großvadder gewiß gerne, von wegen den Dullerdöbben un Birtschenschnabben, die hā mā schen-kete, awer das baßte māh doch nit in den Krohm, daß

ich wegen ämme alszu of'n billigen Sonndag wahrten sollde. Endlich kamen se, der Großvadder un der billige Sonndag. Nu aber nix wie 'nin!

Glück am erschten Dische wurde Schdadzjohn gemacht, ich weiß's noch wie heide. Ich ging nit vom Blage, bis der Schbazierstoß minner war, 's war einer von Droht mit 'ner Kuchel dragne, von der us'n rot gefärveter Schdrang mit durchflochten war. 's gab au Schdäcker mit blau durchflochtenen Drähten; ich entschied mich amer for rot, zum erschten Mo in minnem Leben for rot.

Nu war ich feine ruffer; goddverbummig, was kost de Uschdellunge! Un dem Schlabbohre, dem Schäfer's Schänkel, der mit jinnem Onkel sich au in der Uschdellunge breit machte un mā mit so'ner Babierblaxbichse¹³ imponieren wollde, deme wollte ich schon bi der erschten Gelegenheit zeigen, daß me mit'nem Drohtschdoße mehr usrichten kann, als mit so'ner Blaxbichse. So'n Schlabbohre, was sich der Affe inbildete, weile noch'en großen Bruder hadde. Immer konnde der doch nit bi ämme sin. Wahrte nur, wann ich dich kriche! Dobí ließ ich min Schdäkelchen dorch de Luft piffen un kobbete'ner borzellanernen Maria Schduart, die so'n Borzellankrämer usgeschdellt hadde, de Nase ab. Nadiertlich machde der Schofskobb, der kein Schbaß verstand, Krach un min Vadder mußte de Maria laufen. Hā nahm mā dann das Schdäkelchen wecken un meinte, hā wolltes liewer selber trahn, bis mā widder drussen wären, sonst dhāt's ämme zu dhiere wären.

Doderfor durfte ich de Maria Schduart trahn. Se hodd schbäter of'm Eckbredde newen der Betroleumlambe geschdannen. Minne Mudder hadde ähr de Nase widder

abgehewet, aver do ich, wie ich alleine in der Schdomwe war, zu frieh bromiert hadde, ob de Nase schon feste sitzen dhät, hadde ich se'n bißchen verschommen un nu sah de Maria Schduart us, wie der Komiker Simmendinger, der domols in Cassel sinne Mäzgerchen machde.

Disser Simmendinger — doch das geht verbummig nit, das siehrt zu widd — Henner schdobb! Also's waren kaum'n paar Wochen ins Land gegangen, do gab's Krieg. Min Vadder mußte midde; minne Mudder frisch den ganzen Dag un ich sang immer feste weßen de Wacht am Rhein. Aver noch besser gefiel mäh das Lied von wegen: Haut se, daß de Labben fliegen! Ich durste's aver derheime nit singen, weil's minne Mudder nit hon wollde.

Do schlug's wie'ne Bombe in: Sedan! Der Nabooleon äs gefangen un kimmet of Willemsee.

Nu aver nix wie hänne, wanne erscht do äs! Un hä kam au bahle — —

Zwower Kirchditmer ging's nos. Min Großvadder, der Onkel Hennes, minne Mudder, 'n baar ahle Danten un ich.

Bim Meiß wurde ingelehrt. Ich war noch keine fünf Minuhden im Sahrden, do mußte ich mich schon for d's Vadderland schlahn. So'n Lusejunge us der Fullegasse wollde nämlich nit glauwen, daß grade min Vadder den Nabooleon gefangen hadde, wie hä im Bosche rimme gefrochen äs. Der Kampf duerte nit lange. In zwei Minuhden war min Schdolz, min Drohtschtedelchen, bim Deiwel un ich hadde'n großes Loch in der Hose. Of Willelmsee mußte ich nochher immer von der Siede no vorwärts schdrewen, domidde der Nabooleon nit sehn sollde, wie mā d'r Hemmedzibbel us der Hose goß.

Alle das fiel mā widdder in, nodem ich eines Omwends in der neien Casseler Utschdellunge (1905) am Schwälmerhus geseffen un'n Ardikel immer d'n Marokkoschbeftafel gelesen hadde.

Krieg! Krieg! Die Worde heerte ich nu au newen mā fallen, grade wie ich an min Loch in der Hose dachte.

Richtig, do saßen zwei ahle Schruhwen, die sich immer den Krieg unnerhielen. Die eine wirgte'n Wecke nunner, den se als zum Biere 'ninduckete, un de annere hadde d's Word:

„Verloß dich drof, Elise“, dann judete se erscht an der großen Warzel, die se of der Nase hadde — „verloß dich drof, wann in Cassel Utschdellunge äs, dann gimwet's Krieg.“

Ich gewew sonst garnix of ahles Wiewergeschwätze, awer diesmo hadde die ahle Schruhwe recht gehadd — recht hadde se — der Krieg ging sozesahn of der Schdelle los, nämlich zwischen minner Karlíne un mā. Ich war nadierlich der immerfallene Dheil un hatte also d's Recht of minner Siede.

Also ich hadde mich mit minner Karlíne verabredet; imme halb achte sollte ich an der Bude, die wie'ne große Schnabsflasche ussah, in der Utschdellunge sin, do wollde se hánne Kommen, weil se keine Zidd hädde, schon den ganzen Nommiddag mit mā rimmer her ze laufen. Nu hadde ich mich imme'n baar Minuhden verschbeetet. Schtadd imme halb achte war ich erscht imme dreiviertel neine an der Flasche gewesen un weil minne Karlíne nit do war, ging ich widdder an's Schwälmerhus bi d's Kathrinchen. Ich las ämme grade us'nem Utschdellungsbriefe von mā vor, daß se schdielwidrig am Nieder drei Knäbbe zu vāhle zugeknābbet hädde un wie ich ähr do us Versehn de Schirzenbänner ofgezogen hon, do schlugen kahler Blitz in minne Ohren: „Henner!“

Das war de Kriegserklärung, das siehlt ich, nit von Marokko, aber von den Karolinen, un do fressen se noch Menschen! D's Kathrinchen drückete sich un ich goß mich noch'm Bligableider imme — zehndausend Menschen un keiner, der mā helfen konude.

„Aber, liebe Frau, wo blieweste dann so lange,“ schbrach ich. „Ich hon —“

„Halt's Mull. Ich weiß, was de host. De Schmidten hadd dich wohl gesehn —“

„De Schmidten — —?“

„Halt's Mull, sa' ich nochemo! Erscht hoste drinne b der Wurschtmarie rümme scharwenzelt un dreimo Wurscht nunner gewirgt, domidde daß de dich immer noch an der Bude rümme drücken konntest! dann bāste bi den Kohlen-sauren Jungfrauen gewesen —“

„Karline, keinen Drobben Quatsch hon ich getrunken —“

„Nee, getrunken nit, aber geschwätzt hoste imme so mehr; dann bāste an der Schießbude gewesen — —“

„Karline, bloß weil ich do gelesen hon: On parle français und English spoken, du kannst doch nu mo nit idaljähnisch un —“

„Ne, das nit, aber deitsch kann ich, un deitsch wār ich mit dā reden, wamme erscht derheime sin — —“

„Ist hier Bier gefällig?“

„Ach, do äs je das scheene Freilein. Sahn Se mo, wie kennen Se sich dann von minnem Manne de Schirzenbänner ofziehen lossen? Hon Se nit gesehn, dasse verheiratet äs?“

„Na, so schlecht sieht er doch noch jar nich aus!“

„Siehste, Karline,“ sahete ich schmunzelnd un zoch de Weste gladd immer'n Buch.

„Siehste, Kathrínchen,“ sahste do minne Ahle un nahm mā den Schdrohhut vom Kobbe.

„Der Mond jeht uff!“ lächte do d's Kathrínchen un hibbete wecken iwmer de Schdeine in's Hus.

's kann keiner von mā verlängen, daß ich hoorleíne erzähle, was minne Karlíne an dem Owend noch alles geschbrochen hodd. Ich wäll nur so vāhle sahn: 's schíckete un jedes Word wog'n halwes Pund.

Mínne Duerfahrte for de Ulschdellunge hodd se mā verschdeckelt, awer ich finne se widder un dann gehts wídder hellewecken an's Schwālmerhus¹⁴.

II.

. . . De Kahrte for de Ulschdellunge hon ich widder. Bahle dhíets mā leid, daß ich se hon, denn, weiß der Deiwel, was in minne Karlíne gefahren ās, jetzt wäll se jeden Owend in de Ulschdellunge un ich armes Oos muß wohl oder iwmer mídde. Die schwārmes ofemo for de Musícke un for den Nußlíckör, daß mā angeßt un bange wírd. Nu ās des schlimmste noch lange nít, daß ich nít mehr an's Schwālmerhus dārf, nec, ich Friche au de Bohne, den scheíwen Chríschtoff, de Nase un minne anderen Freínde iwmerhaubt nít mehr ze sehn.

Von der vāhlen Musícke brummet mā den ganzen Dag der Kob und alszu Kíngelt's mā in de Ohren. Bahle geht's: „Martha, Martha, du entschwandest,“ dann wídder: „Behíet dich Gott,“ zwíschendorch heer' ich „Komm doch, Komm doch her zu mā“ — wann das noch lange duert, dann adje Chaise, dann bān ich reíf no Marburg.

Awer vergníegte Schdunnen hon ich doch au schon in

der Utschdellunge erlewet. Wann minne Ahle de Ohren offschberrt un begeistert no der Musike gidet, dann betrachte ich mā minne Nachberschaft. Na un do kamme wirklich sin blaues Wunner erlenen.

Do sitzt newen mā so'n ahler Klapperiger Schbießer. Hā hodd'ne wisse Weste ahne un of dem rechten Zeigefinger do hodde'n dicken Siegelring mit'm großen blauen Schdeine drinne. 's ās einer von denen, die min Freund, de Nase, der nit ganz so gebildet ās, wie ich, 'n Kaffer nennt. Newen āmme sitzt sinne Ahle, ne Kragbirschte allererschter Siede. Se hodd sich ofgebugt, wie dem Keenig Kalakaua sinne Kammerzofe: griene, blau un gähle; of'm Hut hodd se noch rot. Se wäll de gebildete Frau markieren. Nadierlich hodd der ahle Knickerige Siegelringskunne kein Programm gekauft un nu setzte se āhrem Manne bi jedem Musikschdicke usenanner, was angeblich geschbählt wird. Das war zum Hoore usrissen. Das Wiewesmensche hatte keine Ahnung von Musike un am Tische ficherde Männchen und Wibbchen. Wie se awer den Radetzkimarsch schbählt un se schbrach dann: das ās us der „Fledder-muß“, do konnt ich's nit mehr mit anheeren. Wahrde, denf ich, jetz kriecheste awer'n baar of's Dach.

Ich zubbelte also de Weste zerechte und dann ging's los:

„Heeren Se mo, ich hon Ihre musikalischen Kenntnisse schon den ganzen Dwend bewunnert, awer ewen hon Se sich doch glaubich geirrt.“

„So, war das vülleicht nicht aus der Flöhdermaus?“

„Nee, der Radetzkimarsch, den se ewen geschbählt hon, das ās doch de Umwerdiere us der Afrikanerin —“

„Ach, sollte ich mich so getäuscht haben?“

Das Frauenzimmer hadde also den ganzen Owend alles, was am Dische saß, mit ährer frechen Schnudde malträdiert un hadde'ne Ahnunge von Musick, wie'ne Kuh vom Danksuchenbacken. Jetzt sollde se awer ortalwert wären.

„Jo, Se kennen doch gewiß de Afrikanerin von Richard Wagner?“

„Aber gewiß!“

Am Dische hiel sich alles den Buch vor Lachen.

„Ach, das äs'ne reizende Oper. Wann se den Radetzki-marsch geschbählt hon un der Dankscheiser kimmet dann of'em Schwane geridden un singet: Ach wie so kriegerisch sin Weiberherzen! — das äs doch großartig!“

„Ja, ja, das ist reizend!“

Als wann'ne Bombe geblazt wär, so hodd disse Usenannersetzunge am Dische gewirket. Mäh gegeniwwer saß'en Drombehder, der äs vor Lachen bahle vom Schduhle gefallen, un so'n junger Kerle mit'm Schmiß iwwer'n Backen, also wohl'n Doktor oder so'n ähnliches Dhier, der hodd mich vor Vergniegen in de Siede gebaxt, daß ich drei Dage lang'en blauen Flecken hadde.

Der Siegelringskunne hodd keine Miene verzoehen, awer sinne Ahle hadde schließlich wohl doch den Brohden gerochen. Nu wurde se fuchdig un do ging der ganze Firnis runner. Aehre ganze Wut iwete sie nu an ährem siewen-jährigen Jungen us. Der gähnte vor Niedigkeit un do fuhr se'n ahn:

„Wann de de Schnudde ofrisset, dann sadde de Hand dervor hablen; das foddert der Anschdand“.





Der tote Onkel^{*)}

D'r Schuster Schänkel Wurschdefedd äs zu beduern, der arme Kerle wird sinnes Lewens nit mehr froh. Sinne Ahle, d's Sabinchen, äs'n wahres Scheisahl in Menschengeschild. Imme kein falsches Sabinchen in Verdacht ze bringen, wäll ich exbreeh sah'n, daß ich von Pefferduddens Sabinchen us der Schäfergasse schbreche.

Den ganzen Dag kratzt die Kragbüschte am Schänkel rimme. Wanne mo 'nus muß, imme Ledder ze kaufen, dann Knärwelt se ämme de Ohren voll. Aebr Vadder weer inwerhaupt am Dage nit 'nus gegangen, wann der was gebruchcht hädde, dann hädde's de Känner holen missen.

Wann dann der Schänkel inwennen dhat: „Jo, dinn Vadder äs amer au jeden Owend wecken gegangen,“ dann fiel se ämme ins Wort: „Min Vadder war au'n solider Mann, der ganz genau gewußt hodd, wie vähle hä usgewen un wie vähle hä verdrahn konnte.“

„Jo, amer liewes Sabinchen . . .“

„Ach, halt's Mull, ich bän je din liewes Sabinchen doch

^{*)} Wir haben diese Erzählung, die eigentlich keine Lausbuben-
geschichte ist, sondern einen Ausschnitt aus dem Kleinbürgerkreise
der Vaterstadt des Verfassers gibt, ihrer mundartlichen Vortrags-
weise halber den Dialektschilderungen angegliedert. Von der-
artigen launig, dem Leben abgelauchten Geschichten, sind weit
über Hundert in einem Zeitraum von vier Jahren im Casseler
„Volkblatt“ veröffentlicht worden.

nit. Du denkest doch blos den ganzen Dag an dinne liewen Freinde, du Suffschnudde."

"Ich bân drei Wochen lang nit vor de Husdähre gekommen."

"Na jo, nu hoste wohl schond widder Sehnsucht no dinnen liewen Freinden, den zwei scheenen Hennern. Wann ich disse Schämmerchen blos seh, dann hon ich schond genug, die hon den Kobb immer voll schlechter Schdreiche, von denen âs einer beinah so schlecht, wie der annere. Am schlimmsten âs nadierlich din liewer Briefenhener. Mit deme bâste je ein Herz un eine Seele."

"Nu schimb mā blos nit of die Zwei, das sîn wirklich . . ."

"Na jo, do homme's je! Was lîchd dā an dîner Frau. Die zwei Hener, das sîn feine Kerle, das sîn dinne Freinde. Un was bân ich, ich, d's Sabinchen Pufferdudde, das 'ne ganz annere Bardie hādde machen kânnen . . ."

"Na, was hāddeste dann for 'ne Bardie machen kânnen?"

"Ich? Du efliger Kerle, wann ich blos gewollt hādde, dann hādđ ich einen von der Isenbahne Krîchen kânnen, 'n Beamden, jetz ässe schonđ Heizer . . ."

"Wanne den blos genommen hāddest, der âs den ganzen Dag nit do, den hāddeste au nit den ganzen Dag Puffenieren kânnen."

"Du schlechter Kerle, ich un Puffenieren, hou ich dich villichte schonnemo Puffenierd?"

Dann fing se ahn firchderlich ze Krîschen, un der Schänkel Flobbede of d's Ledder, als wanne'n Dochchel hādde. So ging's alle baar Dage mo, un der Schänkel kam kaum noch vor de Schdowwendhäre, vâhle weniger of de Gasse.

Do kamen eines scheenen Dags de zwei Henner zu ämme. Se hadden was ze rebberieren und wolden mo gucken, ob hä immerhauvt noch lewen dhād. Wie d's Sabinchen dann mo schnell in de Küche hibben dhad, weil's ofemo so angebrannnd riechen dhad, do hon se dem Schänkel gesahd, daß am Montag 'ne Bardie gemachd wāren dhād of den Saurasen. Der Wirt vom suren Quetschenbaum hādde sinne Gäste ingeladen; hä mißte unbedingt midde.

„Ich komme doch hier nit wecken. Meint dā dann, minne Ahle dhād mich 'nus lossen?“

„Du, Schänkel, mā hon schond'n Blahn usgehedet, wie De mo los kimmest. Du krichest am Sonndag 'ne Kahrte us Veckerhagen, dodermidde kimmeste los, baß of.“

Do kam au d's Sabinchen schond widder in de Schdowwe gehibbed.

„Also, Schänkel, machest mā de Absätze awer nit zu hoch,“ schbrach do der eine Henner, un gab dem Schänkel 'n baar ahle Schdimwelen, die hä in'n Babier gewickelt unner dem Arme gehadd hadde.

Dann hon se noch'n bischen gebabbeld immer d's Wedder un de dhieren Zieden, un dann drickeden se sich mit vāhlen Hānneschiddelen.

Am Sonndag morgen kam 'ne Postfahrde us Veckerhagen. Nadierlich gab das 'ne große Ofregunge im Huhse Wurschdesfedd. Do kam nur alle Johre mo was von der Post. D'r Schänkel un's Sabinchen hādden sich bahle imme gebracht vor Neugierde. Se schowwen alle zwei an's Fenster un lasen:

„Lihwer Schängell

Am Freidag ist der Onkel Christian samst in den Herrn entschloffen. Hä ās an einem Schwāhren ge-

ſchtorpen. Hã hat dich unt teine Sabiene noch grüſen laſſen. Sinne Leiche iſt am Montach um 4 Ur.

Mit vielen Griefe deine lieve Dante Kathinka."

„Ach, der arme Onkel," ſchluchzte de Sabine.

„Jo, gegen den Dohd äs kein Krudd nit gewachſen," ſchbrach der Schänkel un ſetzte ſich geknicked of ſin Dreibein. Hinner der Schufterkuchchel blinzelde hã dann verniegd for ſich hãnne un murmelde: „Diſſe zwei Driewer!"

„Was meinſte, Schänkel?"

„Na jo, do muß ich nadierlich hãnne of de Liche."

„Jo, do bliewet dã nix anners iworig. Do muß ich möglich den ſchwarzen Ahnzoche zerechde machen. Verdebeld nochemo, wo dhu ich dann nur de Zwiwelen hãnne, die ich im Zillinder hon?"

„Och, die loß nur drinne; ich bruchche de Angestreehre nit."

„Du bruchcheſt den Zillinder nit? Nadierlich bruchcheſten. Die dhãden ſcheene gucken, wann de no Wederhagen of de Liche Kommen dhãdeſt ohne Zillinder."

„Na jo, dann mach nur alles zerechde."

Am Montag driekede d's Sabinchen dem Schänkel noch extra zwölf Silbergroſchen in de Pohden, daß hã au'en ſcheenen Kranz middenehmen ſollde. — — —

Of dem Saurafen ging's am Montag luſtig zu. Un am luſtigſten war der Schänkel. Sinne Angestreehre war der Middelpunkt vom Jux. Imme fimfe hadde ſe ſchond foſzig Beilen, jede ſo groß wie 'ne Schufterfußt. Un rubbig ſah ſe us, wie'n Igel, der de Krãge hodd.

Wãhrenddeme der Schänkel of dem Saurafen Buzelbalme ſchlahn dhat un's Sabinchen bedriewed usrechende,

daß's wahrscheinlich mit der Erbschaft nit wâhren dhâd, au dann nit, wann de Dande Kadinka mo de Augen zumachd hâdde, weil noch annere Verwandte do waren, Flobbede's an de Dhâre.

„Herein!“ rief d's Sabinchen.

Do ging de Schdomwendhâre of, und herin trat'n gesunder Mann: der dohde Onkel Christian us Veckerhagen!

Als wann'n Geschenk in's Hus gekommen weehr, so schbrang d's Sabinchen of und frisch:

„Hilfe, der dohde Onkel schbucked!“

„Was âs dann lose, Sabinchen?“ schbrach der Onkel un riß de Augen of.

„Wâren Sie dann nit begrahwen, heide middag? Sie sîn doch dohd!!!“

„Ich bân dohd?“

„Jo, sîn Sie dann nit am Freidag in Veckerhagen an'm Schwâhren geschdornen . . .?“

— — — — —

Wie der Schânkel so imme Middernachd heimgewackeld kam, schdernhagelvoll, de Angestreehre bladd gedricket wie'n Karduffelpannkuchen of dem Kobbe, do war de Schdomwendhâre zugeschlossen.

Hâ Flobbede. „Wer âs dann doh?“ gahlerte do sinne Frau.

„Mach of, liewes Sabinchen, ich bân's, der Schânkel!“

„So, du Schâmmchen bâst's, dann mach nur, daß de widder no Veckerhagen kimmest, oder bi dînne beiden Henner. In dinnem Bedde lichhd dinn dohder Onkel us Veckerhagen.“

Mehr därf ich nit verroden.



Erläuterungen

nicht allgemein verständlicher Wörter

¹ Konfirmanden. ² Pferdestehlen. ³ Eierpflaumen. ⁴ Versprungen. ⁵ Pferde. ⁶ Kreisel. ⁷ Katapult. ⁸ Hinauf. ⁹ Essen
¹⁰ Handkäse. ¹¹ Seleimt. ¹² Schweinchen. ¹³ Knallbüchse mit
Papierverschluß. ¹⁴ Haus aus der Schwalm.

Plaudereien



Die Plaudereien sind zwischen 1905 und 1911 gedruckt worden. „Mein Rock und meine Richtung“ wurde geschrieben, nachdem der Verfasser im Jahre 1912 als erster Sozialdemokrat zum 1. Vizepräsidenten des Reichstags gewählt worden war, aber nicht wiedergewählt wurde, weil er sich geweigert hatte, zum Kaiser zu gehen.



Der kleine Patriot

Es ist merkwürdig, wie sich ganz bestimmte Erlebnisse aus früher Jugendzeit unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen. Einzelne Erlebnisse aus meinen Schuljahren stehen noch so frisch in meiner Erinnerung, als lägen sie erst wenige Tage zurück. So kann ich mich noch ganz genau erinnern, wie der Gärtner Liebenz meinen Vater bestimmen wollte, mich zu verwickeln, weil etwa zwanzig Mitschüler unter meiner angeblich hervorragenden Mitwirkung ihm einen Zwetschenbaum ausgeplündert hatten. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen, wie mich damals mein Vater angeblickt und wie mir anderen Tages mein Klassenlehrer erst die Leviten gelesen und dann zwei Stunden Arrest aufgebracht hat. Meines Erachtens war die Geschichte gar nicht so schlimm, und der brave Dr. Ide hätte sich nach meiner damaligen Überzeugung auch gar nicht so furchtbar aufzuregen brauchen; es ist ja richtig, daß zwei Tage lang ungefähr 15 Schüler wegen allzu heftigen Bauchweidens nicht zur Schule kamen, aber das konnte ihm doch nur recht sein, dann brauchte er sich doch nicht, wie er immer behauptete, mit vierzig Lausbuben, sondern nur mit fünfundzwanzig herumzuärgern. Übrigens war er ein prächtiger Mensch, dieser Dr. Ide, und ich bin heute noch froh, daß er niemals erfahren hat, daß es auch seine Schüler waren, die dem Gärtner Schwarz die

nicht ganz ungefährliche Arbeit des Brechens saftiger Sommeräpfel abgenommen hatten. Die waren uns übrigens besser bekommen als die Zwetschen.

Ja, und dann erinnere ich mich noch ganz deutlich, wie die dicke Wirtsfrau uns gegenüber von meinem Vater unbedingt zwei Fensterscheiben bezahlt verlangte, die ich kaputt geworfen haben sollte. Das war der reine Schwindel, ich hatte die Scheiben gar nicht kaputt geworfen, ich hatte sie mit einem Pfeil eingeschossen, als ich, der „amerikanische Trapper“, gerade nach Breitbands Gottfried — der war bei den „Indianern“ und ich hatte ihn gefangen und an einen Laternenpfahl gebunden — schießen wollte.

Solche Episoden leben, wie gesagt, in meinem Gedächtnis fort, ich könnte noch eine ganze Anzahl der schönsten Kirschen-, Birnen-, Pflaumen- und Zwetschenbaumgeschichten erzählen, die meinem guten Vater ziemlich viel Geld gekostet haben. Übrigens, damit kein Mißverständnis entstehe: ich war auch ein großer Freund von Stachelbeeren; aus den Johannisbeeren habe ich mir wahrscheinlich deshalb nicht viel gemacht, weil der Gärtner Kraft die niederträchtigste Bulldogge im ganzen Obstviertel vor dem Leipziger Tor hatte. Ich könnte dem verdammten Kötter heute noch eins überziehen, wenn ich an die Kraftschen Johannisbeeren denke.

* * *

Doch ich wollte heute aus der späteren Schulzeit erzählen, Episoden, die mehr als vierzig Jahre zurückdatieren, in meiner Erinnerung aber noch deutlich leben. So sehe ich noch mir aller Deutlichkeit, wie um die Plakatsäulen herum die Menschen zu Hunderten standen, um die Extra-

blätter zu lesen, die über das Attentat des angeblichen „Sozialdemokraten“ Hödel auf den Kaiser Wilhelm berichteten. Und ich weiß noch ganz genau, wie uns in der Schule von unserem Klassenlehrer Dr. Credé später das erfolgreichere Attentat des Dr. Nobiling in seiner ganzen Ruchlosigkeit geschildert wurde. Und da uns auch im Religionsunterricht die Hödel und Nobiling in den schauderhaftesten Farben als Sozialdemokraten geschildert wurden, so war es kein Wunder, daß wir schließlich in einen Zustand überpatriotischer Raserei hineinpädagogelt wurden. Das um so mehr, als auch unser Geschichtslehrer nicht versäumte, den alten Kaiser uns als Halbgott zu schildern, der nicht nur das neue Reich gegründet habe, sondern dem es eigentlich auch zu danken sei, wenn wir Luft schnappen könnten.

Na, jedenfalls wäre es dem Nobiling nicht besser gegangen, wenn ihn unsere Klasse in die Finger bekommen hätte, als es dem Liebenzschens Zwetschenbaum zwei Jahre zuvor ergangen ist. Kein Fetzen wäre an ihm geblieben.

Außerdem steigerte sich auch unsere Wut gegen die Attentäter deshalb, weil plötzlich im Religionsunterricht verlangt wurde, daß wir die Sprüche, die wir einpauken sollten, tatsächlich in der nächsten Religionsstunde im Gedächtnis haben und hersagen mußten. Das war bis dahin nicht ernstlich verlangt worden, aber nun, da zwei Lumpen auf den Kaiser geschossen hatten, mußte der Religionsunterricht mit Dampf betrieben werden, damit so etwas nicht wieder vorkomme.

Übrigens, da fällt mir was ein. In 3B saß ein Knirps, dessen Familiennamen ich nicht nennen will. Er war der

Sohn eines höheren Beamten; wir konnten den Kerl nicht leiden, weil er ein Duckmäuser war. Und dieser Franz — die Kanaille hieß wirklich Franz — hatte unserem alten Geographielehrer, den wir alle wie einen Vater liebten, ein Taschentuch hinten an den Rock gesteckt. Wir haben den Buben schauderhaft verhauen. Mein Freund Vitus goß ihm zum Schluß einen Blechbecher voll Wasser über den Kopf, und ich taufte ihn feierlich den „Nobiling“. Denn daß eine Kanaille, die unserem liebsten Lehrer so hinterlistig mitspielen konnte, auf dem Wege war, ein Kaisermörder zu werden, das stand für uns bombenfest. Er hat es übrigens bis zum Direktor einer großen Fabrik gebracht.

Unser Patriotismus erreichte seinen Höhepunkt, als die Nachricht einlief; der Kaiser kommt, der verwundete Kaiser kommt. Nun wußten wir zwar, daß Kaiser und Könige schließlich auch nur Menschen sind, trotz der Aufsätze, die unser Geschichtslehrer uns schreiben ließ. Mindestens waren wir überzeugt davon, sahen wir doch fortgesetzt Königs-kinder, da die preußischen Prinzen Heinrich und Wilhelm — der letzte Kaiser — zur selben Zeit die nur wenige Minuten von unserem Schulhause entfernten Gymnasien besuchten.

Aber einen Kaiser zu sehen, auf den ein Doktor geschossen hatte, das war doch natürlich etwas Besonderes. Na, und als uns gesagt wurde, daß alle Schulen und Vereine vor dem Schloß, in dem der Kaiser wohnen werde, auf dem Friedrichsplatz mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen aufmarschieren sollten, da waren wir aus Rand und Band. Zunächst hatte ich zu Hause eine schmerzliche Stunde zu durchleben, weil sich meine Eltern sträuben weigerten, mir für den Festzug eine neue Klassenmütze zu

kaufen. Ich muß gestehen, daß der weiße Streifen auf dem blauen Felde bei einer Prügelei abgerissen worden war; aber ich konnte doch wirklich nichts dafür, wenn die Mützenmacher die Kappen so schlecht zusammennähten, daß die Streifen abgingen, wenn mir mal ein anderer auf das Gedächtnis klopfte. Ich kriegte also keine neue Mütze, es wurde vielmehr die alte wieder hergerichtet und mir mit der Weisung übergeben, daß ich sie jetzt besser schonen sollte. Als wenn ich sie zerrissen hätte! Das war der dicke Humburg gewesen; das Schaf griff bei der geringsten Hauerei gleich nach der Mütze, und was der in die Hand bekam, das war geliefert.

Der Tag kam schließlich heran, an dem wir am Kaiser vorbeimarschieren und Hurra schreien sollten. Der Weller und ich sollten abwechselnd die Klassenfahne tragen, weil wir die längsten in der Klasse waren. In der Turnstunde wurde uns eingepaukt, wie die Fahne zu tragen, zu senken und zu schwenken sei. Wir hatten die Geschichte bald heraus, und unser Turnlehrer war überzeugt, daß wir unsere Sache gut machen würden . . . Die Aufstellung auf dem Schulhofe begann. Ede Weller strahlte vor Freude, als ich gar keine Schwierigkeiten machte, ihm vielmehr die Fahne sofort überließ. Mein Entschluß stand nämlich fest: vor dem Kaiser da wollte ich die Fahne haben, und deshalb konnte sie vorher der affige Ede, der übrigens eine krumme Nase hatte und auch schielte, meinethalben tragen, bis er krumm und bucklig wurde. Nur hatte ich mir aus-
gebeten, daß ich die Fahne am Hause meiner Eltern vorübertragen könne.

Unverdrossen marschierte Ede neben mir, stolz die Fahne

tragend. So ging es Straße auf, Straße ab bis in die Königsstraße, nahe am Friedrichsplatz . . . „Jetz' wird's bale Zit, daß de die Fahne kriichest," kalkuliert ich. Ich sprach also zum Ede so „diplomatisch" wie möglich:

„Du, Ede, jetz' gimweste de Fahne her, jetz' wäll ich se au mo hon."

„Nā, jetz' gāw ich se nit her," sprach er, „nochher, wann mā vom Friedrichsplatze ronner sin, dann kannste se kriichen."

„Nochher piss ich Dā drof," gab ich ihm zur Antwort. „Jetz' glich wäll ich se hon."

„Nā, ich gewe se nit her."

„Du Nobiling, du ekeliger, du kimmst mā noch emo un witt Rechenexempel abschriemen!"

„Ich bruche von dā keine Rechenexempel mehr; ich kriiche se vom Humburg au, du Hödel Du."

„Was hoste gesa't? Hödel? Dā! Do hoste 'n Hödel —" und damit bekam der lange Weller einen so zünftigen Puff auf den Oberarm, daß die Fahne in bedenkliches Schwanken geriet.

Aber trotzdem gab der Kerl die Fahne nicht her. Und drüben über die Köpfe von vielenden Tausenden hinweg, die sich in Schlangenlinien auf dem Friedrichplatz bewegten, sahen wir schon auf den Balkon den Kaiser stehen!

Ich versuchte es nun mit einem anderen Mittel.

„Du kriichest zwei Zigaretten, wann De mā jetz' de Fahne gimwest."

„Ich wäll Dinne schlechten Zigaretten nit, ich hon selwer widder zwanzig Fennige Taschengeld gekriicht."

Herrgott, war der Kerl dickfellig. Aber bei dem ewigen

Auf- und Abmarschieren konnte es eine Viertelstunde mindestens noch dauern, bis wir an das Schloß kamen. Bis dahin mußte ich die Fahne haben, koste es, was es wolle. Ich war der längste in der Klasse: ich war Vorturner in der ersten Riege, Weller in der zweiten; ich war auch der patriotischste in der Klasse; wer das bezweifelt hätte, den hätte ich einfach verhauen. Es war also ganz natürlich, daß ich die Fahne vor dem Kaiser zu senken und zu schwenken hatte.

Es blieb mir nichts anderes übrig: ich mußte die Pufferei auf Wellers Arm wieder aufnehmen. Ich puffte also. Nun war der Weller auch nicht gerade von Pappe, so ohne zu müßsen, ließ sich der nicht puffen. Und da er die Hände nicht frei hatte, versuchte er, mich zu treten. Das glückte ihm einmal, aber dafür kriegte er gleich zwei auf den Arm, die nicht von schlechter Herkunft waren. Er war wütend und trat heftig nach mir; ich wich aber aus und so bekam den Tritt der dicke Humburg, der ein Glied hinter uns ging. Der verstand aber nun gar keinen Spaß und puffte den langen Weller ganz erbarmungslos auf den Buckel.

Es konnte noch fünf Minuten dauern, bis wir zum Schloß kommen mußten; unser Klassenlehrer, der mit einem seiner Kollegen vor uns herging, kam nun zu seinen braven Jungen und ermahnte sie, recht stramm zu gehen, die Mützen zu ziehen und Hurra zu schreien, sobald er den Zylinder absetzte.

Jetzt ging's also immer de Wurscht.

„Weller, gibweste jetzt de Fahne her?“

„Nä, ich gäwe se nit her!“

„Ekeliger Dickkobb, gibweest se her!“

Nun ging ein verzweifeltes Puffen und Balgen los. Es dauerte nur wenige Sekunden; der Lehrer bemerkte es; starr vor Entsetzen blickte er uns an; er begriff wohl nicht sofort, was los war. Aber ich atmete auf, als er, einen furchtbaren Blick auf Weller werfend, diesem zurief: „Willst du die Fahne loslassen!“

Ich hatte das blauweiße Tuch in der Hand — ach, welch ein Gefühl der Wonne beseligte mich! Jetzt gleich; noch 50, noch 47, noch 45, 40 Schritte, dann — — der Lehrer zog den Hut und nun brüllte auch ich mit meinen Kameraden in den unendlichen Hurra-Chorus hinein wie besessen: Hurra! Hurra! Hurra!

Und ich schwenkte meine Fahne, daß es vor und hinter mir Kopfwehen gab. Da stand ja der alte Kaiser, einen Arm in der Binde. Er grüßte zu uns herunter und es konnte gar keinem Zweifel unterliegen, daß er speziell nach mir gegrüßt hatte. Ach, wenn ich da den Nobiling gehabt hätte — und ich haute wieder mit der Fahne so patriotisch in der Luft herum, daß ich sie auf Geheiß unseres Lehrers wieder an Weller abgeben mußte, damit es keine Löcher in die Köpfe gab . . .

Na, der Weller machte ein Gesicht. Er hat sich später gerächt; er hat mich verpezt (angegeben), erstens weil ich Zigaretten geraucht und zweitens, weil ich eine Karikatur unseres Schulpedellen an die Wandtafel gezeichnet hatte. So'n gemeiner Kerl; ich mußte zwei Stunden brummen und mußte wirklich auch noch von meinem Vater unterschreiben lassen, daß er von meiner Bestrafung Kenntnis erhalten habe. Das war für mich das schmerzlichste.

Es wäre aber doch eine Schande gewesen, wenn der Peter Weller unsere Klassenfahne vor dem Kaiser geschwenkt hätte!

Ein Jahr später war ich schon in der Lehre. Nachdem mein Vater an den Folgen der Strapazen von 66 und 70/71 gestorben war, hatte ich die Schule verlassen müssen. Wie hätte meine arme Mutter auch das hohe Schulgeld aufbringen sollen!

In der Lehre hörte und sah ich gar mancherlei. Das Leben war doch wirklich ganz anders, als es nach dem in der Schule Gelernten eigentlich hätte sein müssen. Ja, wer richtete sich denn eigentlich nach all den schönen Bibelsprüchen, die ich hatte erlernen müssen! Scheinbar niemand, sicherlich nicht die Arbeitgeber, die ich kennen lernte. Ich selbst mußte als Lehrjunge täglich elf bis zwölf Stunden arbeiten, Sonnabends oft vierzehn bis fünfzehn Stunden! Jeden zweiten Sonntag hieß es früh morgens um 8 Uhr antreten. Dafür gab es wöchentlich im ersten Jahre 2 M^{rk.}, dann jährlich 50 Pf. Zulage, bis es im vierten Jahre 3,50 M^{rk.} pro Woche gab. Als Weihnachtsgabe wurden uns extra 5 M^{rk.} in die Hand gedrückt.

Mein armes Mütterchen ging morgens fort zur Kleidermacherei; tränenden Auges rechnete und rechnete sie oft, wenn wir Kinder abends mit ihr zusammen saßen.

Mir fiel es immer mehr wie Schuppen von den Augen. War nicht mein Vater ein geachteter Bürger gewesen, der sein Geschäft gründlich verstanden und fleißig betrieben hatte? Aber freilich! Und doch mußte nun nach seinem Tode unser lieb' Mütterchen wieder für fremde Leute

arbeiten, um sich und uns Kindern vor dem Hunger zu schützen.

Aber — wahrhaftig! Wohin ich auch blicken mochte in die Nachbarschaft, überall dasselbe: bei Schmidts und Müllers, bei Lehmanns und allen anderen! Und doch nicht bei allen. Die wenigen Fabrikanten in der Nähe vergrößerten ihre Betriebe immer mehr und erbauten sich immer schönere Villen. Und die Rittergutsbesitzer von den Nachbardörfern kamen mit immer eleganteren Geschirren und kostbareren Pferden in die Stadt. Den Kleinen Bauersleuten ging es aber entschieden nicht besser, wie den geringen Stadtbewohnern . . .

Das lernte ich zunächst sehen und allmählich auch verstehen. Die Gehilfen, unter denen ich lernte, lasen gar mancherlei, was sie sorglos liegen ließen. Das las ich dann mit großem Interesse. So lernte ich aus Lassalles Schriften begreifen, daß es Klassenunterschiede gibt. Das heißt: es gibt Menschen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, um sich und die Ihrigen ernähren zu können, und es gibt Menschen, die Arbeitskräfte kaufen, um möglichst hohen Gewinn daraus zu ziehen. Die letzteren sind die Kapitalisten in Stadt und Land, die Fabrikanten und Großgrundbesitzer; sie stellen nur einen winzigen Bruchteil der Bevölkerung dar, aber sie sind reich, sammeln immer mehr Kapitalien an und werden dadurch immer mächtiger. Die ersteren sind die Massen des Volkes. Solange die Arbeitskraft verkauft werden kann, solange ist dem Arbeiter und Kleinen Bauersmann die Möglichkeit gegeben, die Familie schlecht und recht ernähren zu können. Erlischt die Arbeitskraft, dann stellt sich die Not ein. Das war so beim Ur-

großvater und wird so sein beim Urenkel, wenn das Volk nicht inzwischen zur Einsicht kommt . . .

Die Reichen, die Großen und Mächtigen, haben die Klippen der Gesetzgebung und Verwaltung in Händen; in Dorf und Stadt, im Gemeinderat, im Stadtrat, im Kreis- und Provinzialauschuß, im Landtag und Reichstag haben sie die große Mehrheit. Die Gesetze werden so gemacht, daß sie den Großen zugute kommen. Es ist nicht wahr, daß es gleiche Rechte gibt, die gibt's in einem Klassenstaat nirgends. Wer das meiste Geld hat, der hat auch die meiste Macht und das größte Recht.

Durch allerlei Tamtam sollen die Massen des Volkes hinweggetäuscht werden über das, was wirklich ist. In sogenannten „patriotischen“ und „Kriegervereinen“ werden die geringen Leute eingeseift, dumm gemacht, damit sie ihre eigenen Interessen nicht erkennen und bei den Wahlen zugunsten der Großen an die Wahlurnen geschleppt werden können.

. . . Ich bin schnell von dem „Patriotismus“, der mir in der Schule eingetrichtert worden war, kuriert worden. Erst als ich in die Schule des Lebens trat, lernte ich, was es heißt, wahrhaft patriotisch sein. Das heißt: Sozialdemokrat sein!

Patriotismus heißt Vaterlandsliebe. Niemand kann sein Vaterland mehr lieben als wir Sozialdemokraten. Eben deshalb schütteln wir auch nicht den Staub von den Schuhen, um auszuwandern. Ganz im Gegenteil! Wir bleiben hier und kämpfen, bis der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ein Ende gemacht, bis gleiches Recht für alle errungen ist!

Der Erde Glück, der Sonne Pracht,
Des Geistes Licht, des Wissens Macht,
Dem ganzen Volke sei's gegeben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben!





Gerettet

Pflichtschuldig fühle ich mich nirgends wohler als im behaglichen Sessel meiner Redaktionsstube. Mit auserlesenem Geschmack ist sie von Künstlerhand ausgerüstet worden.

Wenn ich die Beine ausstrecke, so versinken die Füße im sorgsam präparierten Fell eines riesigen Eisbären. Das kolossale Tier wurde von einem meiner Freunde, der im Norden schon viele Bären angebunden hat, am 29. Februar 1910 erlegt. Der Gute schenkte das Fell mir, weil ich ihn besser verstände als jeder andre . . .

Meine Feder tauche ich in einen künstlerisch gearbeiteten Tintenbehälter aus echter Bronze. Und wenn mein Blick suchend nach oben schweift, dann grüßen mich von den Wänden herab die unbezahlbaren Werke unsterblicher Meister.

Nirgends fühle ich mich also wohler als in meiner Redaktionsstube*. Trotzdem habe ich noch einen andern Schwarm — die Berge.

Wenn ich, gezwungen durch meinen Vertrag, alljährlich mein liebes Arbeitszimmer verlassen und in Ferien gehen muß, dann schmiere ich meine Nagelschuhe, lasse neben jeden Trägerknopf an meiner Kniehose einen Reserveknopf nähen, hole den alten Rucksack vom Boden und streichle

* Eine blutige Ironie. Die damalige Redaktionsstube des Casseler Obl. war ein wahrhaft häßliches, niedriges und kahles Stübchen am Töpfermarkt.

ihn, bis mir meine Alte zu verstehen gibt, daß ich doch nicht mit dem Rucksack verheiratet sei.

Heuer war es das elstemaal, daß ich die Nagelschuhe streichelte und den Rucksack schmierte. Der Reiseplan war in großen Umrissen längst skizziert. Wo könnte es auch schöner sein, als im Karwendel, im Ög, und Zillertal oder in den Dolomiten! Ganz bestimmt wollten wir innerhalb vierzehn Tagen noch auf den Monte Cristallo und die unvergleichliche Marmolata kraxeln. Ich und meine bessere Hälfte, die eifersüchtig wird, wenn ich den Rucksack streichle.

Da der Sonderzug nachts um ein Uhr abfährt, hieß es frühzeitig schlafen gehen, um den Wecker nicht zu überhören. Die ganze Familie war natürlich in Aufregung. Gegen neun Uhr hatte ich mich schon niedergelegt. Ich war noch im Halbdusel, als ich hörte, wie meine Lebens- und Reisegefährtin sich in das Bett warf, daß die Sprungfedern stöhnten. Bei dem geräuschvollen Ticken des Weckers schlummerte ich ein.

Der Aufstieg auf die Marmolata ist doch verdammt schwierig. Es ist viel Neuschnee gefallen. Durch zwei böseartige Kamine sind wir glücklich. Der schlimmste steht uns noch bevor. Wir müssen ihn noch passieren, bevor die Sonne uns die Gletschermwanderung zu sehr erschwert, vielleicht unmöglich macht. Ich schwitze enorm und ziehe gegen jede alpine Regel unausgesetzt am straffen Seile meine Alte nach. Eine kurze Kletterarbeit, die kompliziert ist durch den gerade hier ebenso regelmäßigen wie heimtückischen Steinerschlag — darunter versteht man herabfallende Steine, die den Betroffenen erbarmungslos erschlagen —, hatten wir

bald hinter uns. Es folgte eine nur kurze, aber unvergleichlich schöne Gratwanderung. Die Haut schaudert uns, so schaurig ist der sich uns bietende Anblick. Wohl an tausend Meter tief fällt die Wand glatt ab, nur hin und wieder unterbrochen von entsetzlichen Felszacken. Tief in den schaudererregenden Spalten sehen wir bleichende Knochen . . . wir reden uns gewaltsam ein, daß sie von Emsen und Murmeltieren stammen. Die Breite des Grates, auf dem wir an der entsetzlichen Felsenwand dahinklettern, ist oft genug nur nach Millimetern zu messen. Schaurige, furchtbar-schöne, die Nerven peitschende Kletterei.

Kolossale, unbeschreiblich phantastisch geformte Bergriesen mit weißen Mützen auf den Gipfeln scheinen uns zu grüßen und gleichzeitig zu drohen. Ringsum nichts als Felsen, Schnee und Eis. Unter uns der furchtbare Abgrund mit den gebleichten Knochen. Und über uns kreisen die Adler, die die zahlreichen Knochen da unten abgenagt haben.

Ich wende ängstlich den Blick, um stillschweigend und stolz zu bewundern, mit welcher Sicherheit meine Frau den himmlisch schönen Teufelsweg bewältigt . . .

Mir ist's, als sei ich zum Eiszapfen geworden . . . Sie hat sich gesetzt . . . läßt die Füße den tausend Meter tiefen Abgrund hinab baumeln und pflückt Edelweiß! Als ob sie auf einer Wiese daheim Margueriten pflücke . . . Mir stehen die Haare zu Berge! Bolzenstrahl!

Oh, diese Alpenblumen — die haben schon Tausende verführt und dann abfallen lassen. Was tun? Sie sitzt so sorglos da, daß sie jeder erregte Zuruf erschrecken und in die Tiefe stürzen würde. Rufen darf ich nicht . . .

Leise zurückgehen, um sie zu fassen? Unmöglich! Ich brauche mich nur ein wenig zu wenden, und ich stürze totsicher ab, hänge ich doch eigentlich nur mit zwei, drei Schuhnägeln an der entsetzlichen Wand.

Aber je größer die Not, um so näher ist auch die Rettung. Meine Alte hatte längst abgeseilt. Lang baumelte das Seil von meinem Leib, um den es wohl geschlungen war, die Wand hinab. Ich ziehe sehr behutsam das Seil herauf und streife die Schlinge vom Leibe. Oh, ich hatte wohl in den Indianerschaustellungen bei Buffalo Bill gesehen, wie man den Lasso wirft. Ich nehme also das Seil in die Rechte und greife mit der Linken fest in die Wand. In einer Sekunde muß mein Weib sicher am Seile zappeln, gerettet vor dem furchtbaren Abgrund. Ich hörte, wie mir das Herz an die Ripppchen pochte, versuchte mich noch durch einen vierten Schuhnagel am Felsen zu sichern, und — nun warf ich mit Aufgebot all meiner jugendlichen Kraft das Seil nach rechts . . .

Dann war's mit, als ob ich die Besinnung verloren hätte. Das dauerte aber nur eine Sekunde lang, dann machte meine Alte, die ich beim Lassowerfen mit der geballten Rechten im Schlafe gerade auf die Nase gehauen hatte, einen solchen Krach, daß ich vollends aufwachte.

Na, Gott sei Dank, sie war wenigstens nicht in den furchtbaren Abgrund gefallen. Wie ich ihr das auseinandersetzte, gab sie sich zufrieden. Übrigens ging dann auch der Wecker, so daß wir aufstehen mußten, um den Zug nicht zu verpassen, der uns in die Nähe der Berge bringen sollte.





Meine Jubiläumsuhr

Sie ist mir in feierlicher Weise etwa zwei Monate nach dem Jubiläum überreicht worden. In herzergründender Weise wurde meine Vereinstreue den jüngeren Mitgliedern als vorbildlich gepriesen. Ich war sehr gerührt. Und wenn ich Zeit gehabt hätte, länger bleiben zu können, dann würde ich vermutlich eine ebenfalls ergreifende Rede gehalten haben. Aber ich konnte nur einige Dankesworte stammeln, weil gegen Mitternacht der Sonderzug fuhr, der mich nach München bringen sollte.

„Gute Nacht, Kollegen!“

„Gute Nacht! Möge dir die Uhr nur frohe Stunden weisen!“

* * *

Seitdem ich die Rube trage, bin ich meines Lebens nicht mehr froh geworden. Dabei sieht sie so freundlich aus, so zutraulich, so absolut zuverlässig. Schon die klaren Ziffern flößen Vertrauen ein. Sie sind nicht wie auf den meisten anderen Uhren falschen römischen Charakters, sondern „deutsch“, wie wir die arabischen Ziffern nennen. Der

Rand ist goldig anzuschauen, der silberne Rückendeckel ist kräftig genarbt und macht einen überaus soliden Eindruck. Seine Innenseite ist durch folgende Widmung ausgezeichnet: „Für fünfundzwanzigjährige treue Mitgliedschaft. 20. V. 1908.“

Doch klappen wir den Deckel wieder zu und freuen wir uns der Außenseite. Sie ist bestrickend. Aber das Äußere täuscht. Meine Uhr gleicht einem schönen Weib, das statt des Herzens einen Stein im Leibe trägt. In Wirklichkeit ist's noch schlimmer: fünfzehn Steine birgt das Innere meiner Uhr, meiner Jubiläumsuhr. Das Scheusal betrügt mich zielklar und konsequent. Meine freundlichsten Anreden haben nichts genützt. Die Verräterin lacht mir freundlich, ich könnte sagen: liebevoll ins Gesicht, aber das alles ist Maske.

Schon am ersten Abend legte sie mich hinein.

Ich drücke mich nicht gern auf Bahnhöfen herum und pflege erst zu kommen, wenn es wirklich Zeit ist. Ein Blick auf die neue Uhr sagte mir: du kommst pünktlich, eine Minute vor Abgang des Zuges. Als ich in die Bahnhofshalle eintrat, sah ich den Zug gerade davoneilen. Die Jubiläumsuhr humpelte zwei Minuten nach.

Das war ein vielverheißender Anfang am ersten Abend. Ich verlor nahezu einen ganzen Tag, hatte viel Ärger und endlose Schreiberei mit der Eisenbahnverwaltung wegen des Sonderzugbilletts.

Ich trottete wieder heim und brachte dadurch die ganze Familie, die kaum zu Bette gegangen war, in Aufregung. Vorsichtshalber hatte ich die Uhr nun genau nach der Bahnhofsuhr gestellt.

Am andern Tage fuhr ich dann fort. In Würzburg war längerer Aufenthalt. Ich stieß auf einen sogenannten Freund, der mich durch eine längere Ansprache auszeichnete. Und ich sehnte mich nach einer Tasse Kaffee.

Da rief ich verzweifelt dem Schaffner zu: „Wie lange haben wir noch Aufenthalt?“

„Bis 5.04!“

Ich schaute nach meiner Jubiläumsuhr: sie zeigte 5.01, ich habe also noch drei Minuten Zeit.

„Kellner! Kellner! Kaffee!“

Ich legte dem Kellner ein Fünfzig-Pfennigstück auf das Brett und wollte gerade nach der Tasse greifen, da heißt's auch schon: „Einsteigen! Höchste Zeit!“

Ich konnte gerade noch in den Wagen springen, da ging es auch schon heidi! Die fünfzig Pfennig hat der Kellner zum Andenken an mich in der Eile eingesteckt. Im Vorüberfahren verglich ich meine Uhr mit der des Bahnhofs — sie ging zwei Minuten zu spät, obwohl ich sie tags zuvor genau nach Bahnhofszeit gestellt hatte.

Ich stelle sie wieder und wieder. Alle Tage. Ich regulierte am Steuer im Innern. Ich schob das Steuer nach dem A zu. Ich wußte, wie man regulieren muß: geht die Uhr nach, dann schiebt man den Regulatur nach dem A zu, das heißt Avanzieren. Nach dem R zu rückt man die Nadel, wenn die Uhr zu schnell geht, wenn sie also Retrieren soll. Ich rückte die blizende Stahlnadel erst um einen Millimeter nach dem A, dann um zwei, um das Räderwerk zu schnellerer Gangart zu zwingen.

Die Uhr piff mir was. Ich drehte schließlich die Nadel im Innern der Uhr bis an den Rand. Wenn ich nun

hätte noch weiter drehen wollen, dann hätte an die Uhr erst angebaut werden müssen. Das Resultat blieb immer daselbe. Täglich blieb das Musterstück fünfviertel Minuten zurück. Ich verpaßte Züge. Ich kam zu spät ins Theater und mußte vor der Türe stehen bleiben, bis die Overture gespielt war. Ich gondelte einige Minuten zu lange und mußte den doppelten Ruderpreis zahlen. Ich mußte Unannehmlichkeiten hunderterlei Art über mich ergehen lassen.

Statt der Aufzählung all dieser bösen Erlebnisse lieber etwas Statistil. Sobald ich auf die Jubiläumsuhr schaue, steigen vor meinen Augen nämlich Ziffern auf. Endlose Zahlenreihen wickeln sich um die zwölf Stundenziffern. Mitunter scheinen die Ziffern sogar mir frech ins Gesicht zu lachen.

Ich erhielt die Uhr nach 25 Jahren. 25 mal 52 Wochen sind zusammen 1300 Wochen. 1300 mal 1,50 M. sind zusammen 1950 Mark oder 19500 Groschen oder 195000 Pfennige. Ich habe die Uhr jetzt 3 mal 25 Wochen. In dieser Zeit war sie 25 mal je 2 Wochen, zusammen also 50 Wochen oder 350 Tage beim Uhrmacher. Wenn ich annehme, daß in 50 Wochen zu je 6 Arbeitstagen gerechnet, der Uhrmacher pro Tag nur 10 mal ärgerlich in die Uhr hineingeguckt hat, dann hat er 3000 mal den Deckel geöffnet und denselben 3000 mal wieder geschlossen. Diese zusammen 6000 Handgriffe, zu denen noch mindestens 24000 rein technische Operationen kommen, stellen ungefähr den zehnten Teil der Uhrdeckelöffnungen dar, die ich selbst vorgenommen habe. Ich habe verzweifelt in die Uhr geblasen, hineingeredet, hineingesungen, hineingepfiffen,

hineingelacht und hineingeweint. Ich habe zu der Jubiläumsuhr gesagt: ich habe dich so lieb, du bist mir so teuer, du bist mir ein ehrendes Angebinde, du bist mir beinahe, was dem General von 70—71 das Eiserne Kreuz erster Klasse, was dem Mittelbeamten nach einem Vierteljahrhundert Dienstzeit und dem Hagenbeck'schen Neger nach seiner Vorstellung vor dem Kaiser die Verdienstschnalle ist. Du bist mein Stolz, meine Freude, mein Kleinod, mein Liebling, mein Schnudeken.

Das hat alles nichts genügt. Sie ging pro Tag fünfviertel Minuten nach. Dann ging ich wieder zum Uhrmacher, zum 21., zum 22. und zum 23. Male. Das Resultat war immer dasselbe. Ich mußte Vertrauen zu der Uhr haben, mußte mich an sie gewöhnen, sagte mir der Uhrmacher und drückte mir das herzige Ding in die Finger. Jetzt ginge sie auf die Sekunde.

Das alte Lied! Ich hatte sie von neuem gestreichelt, geherzt und flehentlich gebeten. Jetzt redete ich ernsthaft mit ihr. „Ich bringe dich noch einmal zum Uhrmacher, dann ist Schluß, dann mußt du sterben, dann hol dich der Teufel. Dann fliegst du an die Wand, da, wo sie am härtesten ist.“

Sie schien zu seufzen, sie pufstete hörbar und schien sich zu eilen. Nur eine Minute ging sie am ersten Tage nach, dann aber wieder fünfviertel. Mitleid kam wieder über mich. Ich konnte sie nicht töten. Ich schickte sie dem, der sie mir feierlich überreicht hatte, mit der Bitte zu: tausche du sie um, lieber Konrad, oder gib mir das Geld, das sie gekostet hat, damit ich mir selbst eine Jubiläumsuhr kaufen kann!

Der dickbäuchige Konrad war gerade so herzlos wie meine Uhr. Er ging wieder mit der Rube zum Uhrmacher, der sie nun zum 25. Male schmierte und feilte. Nach drei Wochen erhielt ich sie wieder: „Jetzt geht sie“, wurde mir gesagt.

Sie ging natürlich nicht. Sie konnte es einfach nicht. Sie konnte in 24 Stunden nicht mehr als 23 Stunden 58 Minuten und 45 Sekunden leisten.

Ich suchte mein stürmisch pochendes Herz zu beruhigen. Ich zählte bis hundert, als das nichts half, trank ich einen Steinhäger und einen Kognak, es können auch je zwei gewesen sein. Das war vor der Leipziger Kriegserklärung an den Schnaps. Ich beguckte mein Kleinod wieder, ich gab ihm die besten Worte. Liebes Uhrchen, sagte ich, geh doch nur einmal einen Tag ganz genau. Ich will alles tun für dich, was ich kann. Ich habe dich schon geschmiert mit Rüböl, mit Sparöl, mit Terpentin, mit Benzin, mit Petroleum und reinem Hausmacher-Wurstfett. Ich will nicht knickerig sein, ich will es nun auch noch mit bester Süßrahmbutter versuchen. Ich schmierte sie, schmierte sie splendid. Dann bettete ich sie behutsam in der warmen linken Westentasche, in unmittelbarer Nähe meines Herzens.

Als ich am andern Morgen den Zug verpaßt hatte, weil ich zwei Minuten zu spät kam, da warf ich, heimgekehrt in meine Klausur, die Jubiläumsumuhr an die Wand und machte so ihrem schändlichen Dasein ein Ende.

Ich hatte es längst kommen sehen das Unglück. Ich wußte, daß die Trennung zwischen ihr und mir nach einer furchtbaren Katastrophe eintreten würde. Ich wußte, daß

sie falsch, im Grunde ihrer fünfzehn Steine verdorben war bis auf das kleinste Rad. Aber die Heimtücke, die sie mir in der letzten Sekunde ihres erbärmlichen Daseins noch angetan, hatte ich nicht erwartet. Für den zertrümmerten Spiegel, in den sie von der Wand aus absprang, hätte ich gut zwei Jubiläumshren kaufen können.





Auf dem Podium

Wer jemals als Redner auf dem Podium gestanden hat, der wird auch seine guten und bösen Viertelstunden erlebt haben. Ich kann beispielsweise nicht leugnen, daß mitunter ein einziger Zuhörer meine ganze Rede beeinflußt hat. Wenn da inmitten einer großen Zahl von Versammlungsteilnehmern ein Mann gesessen hat, von dem ich wußte, daß er in bestimmten Dingen die von mir für richtig gehaltenen Anschauungen nicht teilte, dann habe ich wohl mehr Rücksicht auf diesen einen genommen als auf alle anderen, indem ich mich bemühte, gerade diesen einen zu überzeugen.

Dann wieder kann ich nicht bestreiten, daß mitunter auch mir gänzlich unbekanntes Versammlungsteilnehmer einen viel größeren Einfluß auf mich ausgeübt haben, als meinen Ausführungen dienlich gewesen sein dürfte. Man stelle sich vor, daß inmitten eines großen Saales ein Mann sitzt, der entweder durch sein Benehmen oder durch sein Äußeres den Blick des Redners immer wieder auf sich zieht und dadurch die Gedankenkonzentration erschwert.

Ich kann mich erinnern, daß ich während der Behandlung eines nicht alltäglichen, die ganze Aufmerksamkeit des Redners und auch der Zuhörer erfordernden Themas immer wieder versucht wurde, einen mehr oder weniger blutigen

Witz zu machen über — ja über den einen, der da saß und jeden, der Sinn für Humor hatte, zum Witzeln direkt reizen mußte. Dieser eine, an den ich jetzt denke, sah verdrossen auf mich. Kam ich zur Besprechung einer ihm offenbar schwer verständlichen Frage, dann verzog er das Gesicht zu einer furchtbaren Grimasse, kratzte sich erst in den Haren und nahm dann mit unbeschreiblicher Umständlichkeit eine Prise. Das ganze Gebaren des im übrigen aufmerksamen Zuhörers war so komisch, daß ich immer wieder, wie von einer geheimnisvollen Macht gezwungen, gerade zu ihm, zu dem einen unter den vielleicht fünfhundert Menschen, die den Saal füllten, hinschauen mußte.

Eine andere Szene wird mir gleichfalls unvergessen bleiben. Ich sprach unter freiem Himmel bei einem sehr reizvoll gelegenen Dörfchen. Auf einer sanft ansteigenden Wiese hatten die Freunde eine hübsche Kanzel für mich errichtet. Die Beine eines Küchentisches waren bis zu der unteren Platte in die Erde gerammt worden.

Die eigentliche Tischplatte stellte nun, wohl gut einen halben Meter über dem Erdboden, das Podium dar. Vier in die Erde gerammte, etwa einen reichlichen Meter über das Podium hinaufragende Pfähle waren nach drei Seiten unter sich wieder durch schwächere Leisten verbunden. Das Ganze war dann mit frischem Tannenreisig ausgeschmückt worden, so daß ich sagen kann, niemals zuvor auf einer naturschöneren, der ganzen Umgebung angepaßten Bühne gestanden zu haben. Den Rücken kehrte ich dem ansteigenden Gelände zu, während ich nach der abfallenden Wiesenseite hin, wo mehrere hundert Zuhörer standen, sprach. Über die Köpfe der Zuhörer hinweg blickte ich

auf die hinter ihren Rücken vorüberführende Landstraße hin.

Touristen gingen hin und wieder vorüber, nachdem sie minutenlang stehen geblieben waren, um das ihnen ungewohnte Bild einer Versammlung unter freiem Himmel zu betrachten und einiges von der Rede zu hören. Von den Versammlungsteilnehmern, die alle nach mir schauten, sah natürlich keiner, was auf der Landstraße sich abspielte.

Da sah ich, wie ein neuer Trupp, in dem einige mit Rucksäcken ausgerüstete Damen sich befanden, heranmarschierte. Die Touristen blieben stehen, guckten und hörten zu. Ich bemerkte, wie einige der Damen eifrig auf einen jungen Mann einredeten, der dann aus seinem Rucksack erst ein dreibeiniges Gestell und dann einen photographischen Apparat auspackte. Mir ging eine Ahnung auf. So eine Malefizbande!

Der Amateur richtete nun nach allen Regeln der Kunst seinen Apparat her, nahm mich aufs Korn und lenkte mich, da ich das Unheil immer drohender sich entwickeln sah, natürlich von meiner Aufgabe nicht unwesentlich ab. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich mich ärgerte, aber ich kann es nicht bestreiten, ich ärgerte mich. Das mußten die preussischen Junker, die ich gerade in liebevoller Behandlung hatte, büßen. Ich hatte die Fäuste geballt und fuchtelte ziemlich erregt mit den Armen in der Luft herum.

Das wird ein schönes Bild geben, sagte ich mir da — wie wird das aussehen, wenn man dich später „herumreich“ mit zum Himmel gereckten Fäusten! Hoffentlich ist das Bild nicht geraten — die Gesellschaft wird sich vermutlich gleich drücken . . .

Ja, Profit Mahlzeit! Das Stativ wurde gerückt und gerückt — gleich mußte ein neues, das zweite heimtückische Attentat erfolgen. Nun aber, so entschloß ich mich blitzschnell, spielst du ihnen einen Streich: ich neigte mich schnell mit dem Kopfe so tief als möglich zu den mir am nächsten Stehenden, die keine Ahnung hatten, was für einen eigenartigen Kampf ich ausfocht . . . Jedenfalls wollte ich verhüten, daß mein Gesicht auf die Platte kam, meine Glaze mochten sie meinethalben photographieren soviel sie wollten.

So mußte ich wohl eine Viertelstunde lang vor dem scheußlichen Apparat experimentieren, ohne daß mir einer hätte zu Hilfe kommen können . . .

Viele Wochen später wurde mir von einem Bekannten schmunzelnd ein „Bild aus Wiesendorf“ gezeigt. Das sei am schönsten geworden: der Redner hat die Arme seitwärts gestreckt, den Rumpf vorwärts gebeugt und zeigt eine riesige Glaze. Zwar ein abscheuliches Bild aber — leider sah es mir täuschend ähnlich.

Dann bin ich einmal für meine Zuhörer vom Podium plötzlich verschwunden. Man hatte eine leere Eierkiste herbeigeschafft und sie umgestülpt hinter einem Bretterverschlag aufgestellt. Ob die mich aushalten werde? „O, do hodd schon der dicke Schulze droffe geschdannen!“ Der dicke Schulze aber pflegte auf umgestülpten Eierkisten ruhig zu stehen, während ich, über die Volksverräterei der Segner sehr wütend, heftige Bewegungen machte und mit den Füßen aufstampfte.

Und so kam's. Ein Krach — und ich verschwand, wie von der Erde verschlungen. Aber ich war schnell wieder



auf den Beinen und setzte mit unvermindertem Eifer meine Rede fort.

Wie mich einmal fanatische Segner in einem Dorfe der Wetterau auf der hoch oben an der Saalwand angebrachten Musikantengalerie, zu der nur eine Treppe von der Straße aus führte, während meiner Rede eingeschlossen haben, das war auch sehr spaßig. Aber ich kann auf dem mir zur Verfügung stehenden Raume nur noch eine Episode erzählen: mein „Erlebnis unter dem Tannenbaum“.

Ende Dezember hatte eine große Gewerkschaft eine Weihnachtsfeier gehabt. Vor der Bühne des großen Saales waren auf dem schmalen Vorbau zwei riesige Tannenbäume aufgestellt worden und bis Mitte Februar, obwohl immer geheizt worden war, dort stehen geblieben. Um diese Zeit hatte ich einen Vortrag zu halten über die Wandlungen des Antisemitismus. Da Restauration während des Vortrages nicht stattfinden sollte, war verabredet worden, daß ich nach höchstens einstündiger Rede eine Pause machen müsse, um Gelegenheit zur Erfrischung zu geben. Vorsichtig schlüpfte ich zwischen Vorhang und Tannenbaum die paar Stufen hinunter, um gleichfalls einen Schluß zu trinken.

Die Viertelstunde war herum. Alle Zuhörer hatten ihre Plätze wieder eingenommen. Ich stieg die paar Stufen wieder hinauf, berührte aber unglücklicherweise einen der Tannenbäume. Der neigte sich sofort zur Seite; ich griff mit der linken Hand fest an den nahezu armdicken Stamm, während ich mich mit der Rechten auf das kleine Tischchen stützte. So stand ich, bis Hilfe hinzukam, wohl eine Minute lang. Aber in dieser Minute hatte der Baum alles über mich

ergossen, was er an Nadeln jemals besessen hatte. Ich war über und über mit Nadeln bedeckt. Nadeln in Rock- und Hosentaschen, Nadeln auf dem Kopf, im Bart, in den Ohren und Nadeln zwischen Haut und Hemde, auf Brust und Rücken. O, über den glatten Glaskopf schienen sie zu Tausenden unter den Hemdkragen zu gleiten. Je mehr ich mich schüttelte, um die Nadeln vom Leibe und aus den Taschen zu kriegen, um so mehr schüttelten sich natürlich auch — die Versammelten.

Nach einigen Minuten setzte ich meinen Vortrag fort. Aber da mich die Nadeln, die nun auf der Haut mehr abwärts rutschten, nicht wenig kitzelten, so machte ich ganz unwillkürlich Bewegungen, wie sie wohl jemand macht, den die Läuse beißen. Ich zuckte bald mit der linken, bald mit der rechten Schulter, bald zog ich auch beide Schultern in die Höhe. Ich sah, wie meine näheren Bekannten vergnüglich schmunzelten.

Da, als ich die Antisemiten sprechend ähnlich skizzierte und dabei erst die linke und dann die rechte Schulter hochzog, rief ein Freund, indem er gleichfalls die Achseln zuckte, mit Stentorstimme in den Saal: „Ja, 's is 'ne laufige Bande!“

Ich hatte zwar noch nicht alle Schlechtigkeiten der Antisemiten aufgezeigt, aber das war auch nicht mehr nötig. Der Zwischenrufer hatte in einem Lapidarsatz zusammengefaßt, was niemand mehr im einzelnen zu beweisen brauchte.





Mein Roß und meine Richtung

Zu einem halbwegs anständigen Karitätenkabinett habe ich alleweil die unentbehrlichsten Utensilien beisammen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß ich im Stillen schon daran denke, dem Castanschen Panoptikum Konkurrenz zu machen. Nein, wirklich nicht. Wenigstens vorläufig noch nicht. Ich binde mir aber auf keinen Fall die Hände für alle Zukunft.

Zunächst habe ich eine reichhaltige Autographensammlung. Ich bekam im Laufe weniger Wochen, an die ich mit Vergnügen zurückdenke, allerlei Zuschriften. Man hat mich beglückwünscht und verflucht. Einer hat mir geschrieben, daß ich und alle Juden aufgehängt werden müßten. Der Jüngling hat auch mich für einen Juden gehalten. Einige offenbar kränkliche Menschen, denen ich von ganzem Herzen gute Besserung wünsche, haben Gedichte auf mich gemacht. Das hat mir sehr wehe getan. Allen anderen, die die Verse lesen, wird es nicht besser gehen. Am freundlichsten hat es offenbar eine junge Dame mit mir gemeint. Sie erbat sich brieflich von mir eine Gefälligkeit: ich sollte ihr eine Locke schenken, dann wollte sie mir auch gefällig sein. „Ich bin wirklich nicht so,“ schrieb sie und nannte sich „Röschen aus Bayern“. Da ich weiß, daß es kein Röschen ohne Dörnchen gibt — ich bin verheiratet —

so suchte ich das bayerische Röschen zu vergessen und kaufte mir ein(ige) Glas Siechen. Die stammen ja auch aus Bayern und haben keine Dornen.

Dann erhielt ich aus Sachsen eine reizende Ballonmütze mit einer Aufschrift, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß sie wirklich für mich extra angefertigt worden war. Aus Stargard in Pommern schickte mir einer aus der zahlreichen Familie der Schulzen einen feuerroten Zylinder, der vom Portier getragen, vor jedem Panoptikum, Flohziirkus oder ähnlichen Kunst- oder wissenschaftlichen Instituten berechtigtes Aussehen machen mußte. Inmitten meiner Raritäten nimmt er sich ein wenig zu prozig aus.

Der Clou meiner Sammlung ist unbestreitbar mein Gehrock. Ich werde ihn von nun ab wirklich nur noch ausnahmsweise bei ganz besonderen Anlässen tragen. Er hat auf alle, die ihn gesehen haben, jedenfalls erheblichen Eindruck gemacht. Freilich gingen die von ihm gegebenen Beschreibungen einigermäßen auseinander. Der eine schildert ihn als einen neuaufgebürsteten altmodischen Rock aus Urgroßvaters Zeiten. Ein anderer hat ihn gesehen als einfachen modernen bürgerlichen Rock. Wieder ein anderer schwur seinen Lesern hoch und heilig, ich hätte mich in dem gutsitzenden Gehrock recht stattlich ausgenommen. Das hat mir sehr wohl getan und triumphierend habe ich es meiner Frau gezeigt. Dann hieß es, ich hätte mich in einem Rock vorgestellt, der dem besten Schneidermeister Berlins alle Ehre machen würde. Und endlich schrieb die Zentrumspreffe unter Hinweis auf meinen Rock, daß niemals ein millionenschwerer Graf so elegant dagefessen hätte, wie ich in dem kostbaren, wie wir gesehen

haben, „altmodischen“, „modernen“, „neuaufgebürsteten“ Rock.

Daß ein solcher Rock, der überdies in mindestens einem Duzend tiefempfundener Gedichte besungen worden ist, seinen Wert für jede Karitätenbude hat, wird niemand ernsthaft bestreiten wollen.

Dann kommt mein „blütenweißes Hemde“ als Hauptstück in Betracht. Aber vielleicht ist es besser, von dem Hemde vorläufig zu schweigen. Ich brauche ja schließlich meine Geschäftsgeheimnisse nicht zu verraten. Im Vertrauen gesagt: das Hemde war gar nicht weiß, sondern zart bläulich und mit schwarzen Pünktchen betupft.

Bedauerlich ist es auf jeden Fall, daß ich meine politische „Richtung“ nicht so ausstellen kann, wie sie geschildert worden ist. Das gäbe eine Zugnummer ersten Ranges. Einer hat behauptet, daß ich in dieser Beziehung eigentlich ein unbeschriebenes Blatt sei. Herr Bassermann hat sein großes Ehrenwort dafür verpfändet, daß er mich für einen gemäßigten Revisionisten gehalten habe, von dem er hätte annehmen dürfen, daß er als Vizepräsident des Reichstags mit Wonne ein Kaiserhoch ausbringen werde.

Ein anderer schrieb, ich sei ein bekannter Revisionist, stände aber nicht ganz rechts. Wohlwollend beurteilte mich ein Journalist als eine versöhnliche Natur. Einer dekretierte: er ist ein gemäßigter Radikaler, von der Couleur Mollenbuhr. Wieder ein anderer mußte es noch besser: ich sei ein „zart sinniger“ Genosse, aber doch ein bekannter Radikaler. Eine andere Lesart: er ist einer der „schärfsten“ Sozialdemokraten. Am besten kannten mich diejenigen politischen Naturforscher, die den Herren Spahn und

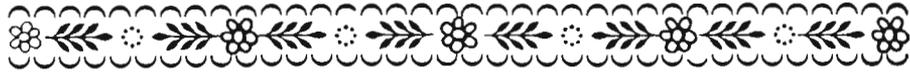
Heydebrand am nächsten stehen: „er ist einer der radikalsten Genossen“, der „ruppigsten einer unter seinesgleichen“, ein „knallroter Majestätsbeleidiger“, dieser „gräßliche Genosse“.

Wie meinen Rock, so hat man also auch meine „Richtung“ mit geradezu photographischer Naturwahrheit geschildert — oh, die Herren kennen mich sehr genau und sie haben mich sorgsam studiert, bevor sie die Federn in die Tinte tauchten. Das beweisen auch die Schilderungen meiner Haartracht. Ich bitte meine näheren Freunde, nicht so niederträchtig zu lachen!

Einer, der mir gewiß sehr gut gesinnt ist, hat geschrieben, daß ich stets sorgsam frisiert sei. Ein anderer hat erzählt, daß ich mein blondes Haar gescheitelt trage. Einer, der mich offenbar schon in der Nähe gesehen hatte, der mir aber nicht wehe tun wollte, schrieb: ich hätte einen „etwas gelichteten Scheitel“. Das kann ich nun freilich nicht bestreiten: der Scheitel ist wirklich etwas gelichtet. Deshalb macht es mir auch einige Schwierigkeiten, den Scheitel immer richtig in die Mitte zu kämmen.

Aber dieser Scheitel gehört ja streng genommen nicht zu den Raritäten. Ich werde als Ersatzstücke für ihn meiner Sammlung die fünf verschiedenen Lösschen, die mir junge Damen im besten Mannesalter „aus Liebe“ zugesandt haben, einverleiben . . .





An meine Herren Mörder!

Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil! und sei er der fröhlichste Zecher am Spundloch des Lebens, wie Rabelais oder Balzac so schön gesagt hat.

Da habe ich im Reichstag vor längerer Zeit einmal eine Rede gehalten, mit der ich selbst, wie gewöhnlich, nachher sehr unzufrieden war. Ein Geistlicher aber schrieb mir: „Sie haben goldne Worte gesprochen, so schön und so wahr, daß ich sie im Gottesdienst unserer Gemeinde vorgelesen habe.“ Ein anderer Mann aber schrieb mir über dieselbe Rede: „Wieviel Geld hast Du von den Engländern dafür bekommen, elender Verräter?“

So erging es mir bisher immer. Was dem einen ein Uhl, war dem annern ein Nachtigall.

„Endlich einmal energische Worte, zu denen Ihnen ungezählte Millionen begeistert zustimmen“ — schreibt mir ein Offizier. „Sie schamlojer Kerl, Sie Landesverräter. Lesen Sie den beiliegenden Artikel der ‚Deutschen Tageszeitung!‘“ schrieb mir zu der gleichen Rede ein angeblicher Beamter.

Dann ging mir die „Temesvarer Zeitung“ zu, in der in riesigen Lettern zu lesen war, daß ich verhaftet worden sei, weil ich des Landesverrats in englischem Solde überführt worden sei. Das habe die „Deutsche Tageszeitung“ gemeldet. In der Tat, es war richtig — nämlich, daß die

„Deutsche Tageszeitung“ derartiges in ihren Spalten gedruckt hatte. Nicht richtig war die Meldung selbst, denn bisher habe ich mich vorsichtigerweise nicht erwidern lassen, wenn mir die Engländer und Franzosen, die Italiener und Amerikaner ihre Pfund-, Franken-, Lire- und Dollarnoten ausgezahlt haben.

Bolschewiki haben feierlich durch Herrn Radek-Sobelsohn verkünden lassen, daß sie sich mit mir nicht an einen Tisch setzen würden, denn ich sei ein deutscher Regierungssozialist, wie selbst in dem sozialdemokratischen Organ in Solingen täglich zu lesen sei. In der alldeutschen Berliner Presse aber war vielmals zu lesen, daß ich in Kopenhagen und Stockholm mit den Bolschewiki die schwärzesten Pläne gegen mein eigenes Vaterland ausgeheckt habe.

Künstler und Gelehrte ersten Ranges schrieben mir, daß ich auf keinen Fall die Bahn verlassen dürfe, die ich mit meinen Freunden beschritten — kein wahrhaft Gebildeter werde bestreiten, daß unser Weg der einzige sei, der zu einem Verständigungsfrieden führen könne. Mit der gleichen Post erhielt ich im selben Umschlag mit einem Haufen von vaterlandsparteilichen Flugschriften einen Brief, in dem mir der Zusender auseinandersetzte, „daß nur Idioten so verfahren könnten wie ich“.

Ein katholischer Feldgeistlicher wollte sein Amt nach Kriegsschluß aufgeben, um sich mir offen anzuschließen. Ein Hauptmann forderte mich zu noch größerer Entschiedenheit auf im Kampfe gegen die Annexionisten und Reaktionäre.

Die Zuschriften häuften sich derart, daß ich sie nicht mehr lesen konnte. Die Lektüre nahm mir zu viel Zeit

weg, außerdem wurde die Geschichte auch langweilig. Zehn lobten und priesen mich immer, wenn ebensoviel mir schwarz auf weiß bescheinigten, daß ich ein niederträchtiges Subjekt sei.

Seit einiger Zeit aber sammle ich eine Spezialität: Briefe, in denen man Dolche zückt und Revolver knacken läßt. Meine Herren Gegner aller Richtungen sind des trockenen Tones nun wirklich satt. Sie haben die Hoffnung aufgegeben, daß ich mich nach links, nach rechts, nach vorn und hinten bessern könnte. Nun wollen sie mir an mein junges Leben. Abgesehen von vereinzelt früheren Fällen, laufen Briefe, in denen mir mit Dolch und Revolver gedroht wird, erst seit dem Tage haufenweise ein, an dem die christlich-konservative „Kreuzzeitung“ mein Blut auf dem Sandhaufen gefordert hat. Ich zitiere einige Briefe, die ich heute früh beim Kaffee-Ersatz anstelle des fehlenden Milch- und Zucker-Ersatzes genossen habe.

1. „Bluthund! Du verlängerst den Krieg! Mit wieviel englischem Geld bist Du gespickt worden?“ — Folgt Drohung mit dem Dolch.

2. „Für Dich und Deine Freunde sind die Kugeln fertig. Du fällst der Regierung in den Rücken. Rechne mit Deiner Schweineseele ab.“

3. „Du bewilligst schließlich noch einmal Kriegskredite! Du hast wohl ein Brett vor dem Kopf? — Du wirst totgeschlagen!“

4. „Du elender Schuft, gemeiner Verräter. Du warst wieder beim Reichskanzler, um uns Arbeiter zu verraten.“ — Folgt Drohung mit dem Küchenmesser.

5. „Sie lehnen Annexionen ab? Sie wollen nicht, daß wir Longwy und Briey nehmen? Seien Sie gewarnt!“

Treten Sie weiter für einen Verzicht und Bankrottfrieden ein, dann werden wir Sie wie einen tollen Hund beseitigen, ehe Sie uns alle ins Unglück bringen."

6. „Wir wollen Belgien, und Du willst es nicht, deshalb verlängerst Du den Krieg. Ich schwöre es bei Gott, wenn der Friede nicht bis zum Hochsommer gekommen ist, so töte ich Dich elender Lump mit sicherer kalter Hand. Dein Freund Jaurès ist unschuldig ermordet, aber Dein schwarzes Blut wird schuldig fließen; ich treffe Dich Lump mit eiserner Faust sicher und geschickt."

7. „Was zahlt Dir England für Deinen Vaterlandsverrat, Du Schandbube! An den Galgen mit Dir!"

8. „Königlicher Sozialdemokrat! Elender Schuft, Arbeiterverräter!" — Folgt Hinweis auf den geladenen Revolver.

9. Ein Rheinländer, 3. St. in Fürstenwalde, schreibt: „Obwohl katholisch, habe ich bei Stichwahlen zwischen Zentrum und Sozi stets den letzteren als das kleinere Übel gewählt. Leider! Ihr Schicksal vollzieht sich, sobald Sie jetzt versuchen, unserer Regierung weitere Schwierigkeiten zu bereiten. Ich werde ab morgen in der Residenz weilen, um Sie zu beobachten. Bin sehr guter Schütze und habe als Jäger niemals mein Ziel verfehlt. Eine nochmalige Warnung erfolgt nicht."

Jeder unbefangene Leser wird mir zugeben, daß ich mich in einer ziemlich schwierigen Lage befinde: wenn ich für die Annexion von Longwy und Briey nicht eintrete, dann soll ich wie ein toller Hund beseitigt werden. Verlängere

ich aber den Krieg, bis wir Longwy und Briey erobert haben, über den Hochsommer hinaus, dann soll ich mit kalter Hand oder mit eiserner Faust um die Ecke gebracht werden. Stimme ich für Kriegskredite, dann werde ich totgeschlagen, mache ich der Regierung Schwierigkeiten, dann soll ich an den Galgen.

Ich kann's also machen, wie ich mag, mein armseliges Leben ist verwirrt. Das tut mir leid, denn ich hatte mich schon so auf das Ei gefreut, das ich in drei Wochen auf meine Eierkarte bekommen soll und mit Genuß verzehren wollte, wenn's nicht wieder faul sein würde, wie das letzte, das ich vor vier Wochen beinahe hätte essen können.

An die hochverehrten Mörder, die die Welt von mir Scheusal befreien wollen, habe ich nur einige bescheidene Bitten, die ich zu berücksichtigen ersuche.

Beim Stechen bitte ich mir nicht an den Hals zu kommen, weil ich da zu fitzlich bin. Außerdem wirkt ein blutbesudelter Kragen zu unästhetisch. Da die Zigarren sehr knapp sind, bitte ich auch von Stechversuchen auf die linke Brusttasche abzusehen, weil ich da meine Zigarrentasche trage. Meine hochverehrten Herren Mörder bitte ich ferner, Rücksicht auf meine Kleidung zu nehmen, sie also nicht zu durchlöchern, denn ich habe noch keinen Bezugsschein für einen neuen Anzug.

Zu besonderem Dank würden mich die Herren Attentäter verpflichten, wenn sie mich immer einen Tag vor meinem Tode benachrichtigen wollten, damit ich jedesmal mit meinen Freunden einen Abschiedschoppen stechen kann.



Eine Amerikafahrt



Scheidemann hat seine Amerikafahrt im Jahre 1913 gemacht. Unmittelbar nach seiner Rückkehr erschienen diese Skizzen im Vorwärts.



Die Überfahrt

Auf dem Vorderdeck geht es bewegt zu. Viele Hunderte von Zwischendeckern, zumeist Italiener und Polen, drängen sich hier auf engem Raum. Das weibliche Geschlecht ist in der großen Mehrheit. Die Zahl der Kinder ist ungeheuer groß. Hier und da sitzen auch junge Mütter, ihre Säuglinge stillend. Traurig schauen sie in die Ferne. Wird die neue Welt gewähren, was die alte den Enterbten versagt hat?

Je länger ich dem bunten Treiben zuschaue, um so leichter wird es mir, die Männer und Frauen nach ihrer Herkunft mit einiger Sicherheit festzustellen. Farbenfroh scheinen sie alle zu sein, dafür sprechen die geradezu schreienden Farben ihrer mehr oder weniger phantastischen Kleidung. Einige junge Mädchen, unverkennbar Deutsche, passen absolut nicht in das Gewühl hinein. Sie wirken direkt störend im Rahmen dieses Bildes. Alle bewegen sich anscheinend unaufhaltsam durcheinander, wie die Steinchen im Kaleidoskop. Soeben sah ich noch den Polen mit dem feisten Salzhering in der Faust am Backbord. Jetzt steht er schon auf der Steuerbordseite neben der hübschen Italienerin, die ihre gesunden Zähne in eine Orange gräbt. Hoffentlich läßt sie sich von dem schmierigen Kerl nicht beschwatzen, denn sie würde zu

diesem passen wie die saftige Frucht zu dem Hering, mit dem er sich den Schnauzbart einsalzt.

Siegreich hat die Sonne ihren Weg durch die Wolken gebahnt — alles atmet nun im rosigen Licht. Ein Böhme hat seine Ziehharmonika aus dem Schlafrum geholt und spielt zum Tanze auf. Hei, wie dieser musikalische Quetschbeutel wirkt! Schon drehen sich zehn oder mehr Paare im Takt oder besser gesagt: sie versuchen, sich im Takte zu drehen.

Immer mehr der phantastischen Gestalten sind aus den schier unergründlichen Wohnräumen des Zwischendecks nach oben gekommen. Sie sperren den Tanzlustigen den Platz. So wandelt sich die Polka ganz von selbst in einen komisch wirkenden Schiebetanz. Die Paare suchen sich Platz zu schieben und zu wackeln. Die Fröhlichkeit ist immer größer geworden. Es tanzen nicht nur junge Männer mit gleichaltrigen Mädchen und Frauen, es tanzen auch ältere Semester mit einander — hier tanzen zwei junge Mädchen miteinander, dort gleich zwei männliche Paare, die in überaus komisch wirkender Tapsigkeit nach alter Melodei Tänze aufführen, die noch kein Auge geschaut hat.

* * *

Das alles spielt sich ab auf der „Spitze“ eines der herrlichsten Schiffe, die der Norddeutsche Lloyd jeden Dienstag von Bremen nach New York hegt, wo sie zumeist mit der Pünktlichkeit eines Bäderzuges eintreffen.

Ganz hinten auf dem Schiffe haben sich die Passagiere der 2. Klasse häuslich niedergelassen. Das ganze Mittelschiff durch alle Decks hindurch ist den Passagieren 1. Klasse reserviert. Die erste gemeinsame Mahlzeit an den Tischen

mit fünf und sechs Bedeckten vermittelt die ersten Reisebekanntschaften. Ich hatte, wie man zu sagen pflegt, „Schwein“. Ich war vom Obersteward einem Tisch zugewiesen worden, an dem kein Freund von Traurigkeit zu finden war. Der erste Arzt war unser Präside.

Wir hatten die erste Nacht hinter uns und fuhren durch den Kanal, die englische Küste immer zur rechten. In Southampton konnte unser Schiff nicht vor Anker gehen, bevor die „Olympik“, das Schwesterschiff der unglückseligen „Titanic“ aus dem Hafen bugsiert war. Zwei Schlepper versuchten unsere „Cécile“ zu drehen — der eine drückte von rechts, der andere hinten links. Bei diesem Manöver war in einem hinteren Tender eine starke Stahltrosse über Bord gefallen, die von der Schraube unseres Schiffes blitzschnell aufgewickelt worden war. Nun war Holland zunächst in Not. Es wurde ein Taucher zitiert, der nach stundenlanger Arbeit die Trossen wieder abwickelte und uns frei machte für die Weiterfahrt. War das wirklich ein böser unheilverkündender Anfang, wie viele befürchteten? Unser Kapitän wußte alle Bedenken zu zerstreuen und eine Stunde später dachte niemand mehr an die Störung, die freilich schon in alle Welt telegraphisch berichtet worden war und die Angehörigen der Passagiere nicht wenig beunruhigt hatte, wie man später erfahren konnte. Noch in derselben Nacht legten wir in dem französischen Hafen Cherbourg an, wo Passagiere, die fast ausnahmslos über Paris kamen, an Bord genommen wurden. Nun gab es keine Station mehr bis New York. Jetzt ging's hinein in den Atlantischen Ozean. Als ich am nächsten Morgen erwachte, tanzte unsere „Cécilie“ Tango, links herum und

rechts herum. Bald bäumte sie sich vorn, bald hinten auf. Ein gar schauerliches Heulen schreckte die Ängstlichen auf, wenn das Boot sich vorn so tief in die Wogen legte, daß die Schrauben sich hinten über dem Wasser drehten.

Auf dem Zwischendeck war keine Menschenseele mehr zu schauen, hin und wieder spülte eine ungeheure Woge über den Boden hinweg, auf dem Tags zuvor noch das „frohe Gezitter der Füße“ nach den Taktten der Harmonika zu schauen war. Und auf den Promenadendecks lagen — lang ausgestreckt in bequemen Liegestühlen, die ersten Opfer der Seekrankheit mit bleichem Gesicht.

Zwei Tage lang hielt die rauhe See an, dann aber wurde es wieder schön wie im Frühling, obgleich der Kalender besagte, daß uns nur wenige Tage vom Oktober trennen. An Bord herrschte fröhliches Leben und Treiben. Auf dem Zwischendeck wurde wieder nach der Harmonika getanzt und für die Kajüte-Passagiere 1. Klasse spielte die Steward-Kapelle zum Tanze auf festlich illuminiertem Deck. Und in den Gesellschaftsräumen spielten und sangen erste Opernsterne, die lorbeergeschmückt nach Amerika zurückfuhren oder dollarhungrig in der neuen Welt ihre Börse füllen wollten.

Ich hatte inzwischen das Schiff in allen seinen Teilen besichtigen und anstaunen können. Ganz unten fronden die Heizer und Kohlenzieher, um die Hölle zu heizen. Ganz oben wallten die Marconi-Telegraphisten ihres verantwortlichen Amtes. Sie streiften mir einen Reservehorcher über den Kopf und ließen mich mit anhören, was ein über 100 Meilen entfernter Ozeanriese uns zutippte. Diese „Drahtlosen“ sind es auch, die die telegraphischen Nachrichten

auffangen, die täglich für die Passagiere in einer besonderen Ozeanzeitung gedruckt werden.

Von fern erblickten wir am 7. Tage die ersten Wolkenkratzer gen Himmel ragen. Von der berühmten Freiheitsstatue, die die Franzosen den Amerikanern als Geschenk in den Hafen gebaut haben, ist noch nichts zu sehen.

D i e L a n d u n g

Wir haben die Statue passiert; wir haben alle die übrigen mehr oder weniger bekannten Orte und Befestigungen im Hafen gesehen. Nun bleibt unser Steamer plötzlich liegen, noch weit von Pier entfernt. Die Quarantänestation ist erreicht und Ärzte kommen an Bord. Dann wird die Post abgeliefert und links und rechts legen Postboote an, in die nun eine ganze Stunde lang ununterbrochen zahllose Säcke mit Briefen und Karten aufgegeben werden. Ein ganzer Stab von deutschen Postbeamten hat während der Überfahrt die deutsche Post vollständig sortiert. Einige amerikanische Postmenschen haben die Post für New York sogar schon nach Bezirken und Straßen fix und fertig gemacht. Für mich persönlich ist dieser Aufenthalt vor dem Hafen keine angenehme Erinnerung. Denn mit den Postboten zugleich ist ein ganzer Schwarm von Zeitungsreportern gekommen. Fünf Menschen zugleich versuchen mich bis aufs Hemd auszufragen.

Endlich können wir die riesige Hausanlage des Nord Germane Lyod deutlich in der Ferne erkennen. An Bord ist alles in fieberhafter Bewegung. Wir nähern uns dem Pier und nun wird immer deutlicher erkennbar, daß in den Landungshäusern Tausende und Abertausende von Menschen

sich befinden — im Parterre und im Obergeschoß —, die unausgesetzt mit Tüchern, Hüten, Fahnen und Papierwedeln winken.

Immer näher kommen wir und schon beginnen sich vereinzelt Ankommende und Erwartende zu erkennen. Freudenschreie gellen durch die Luft, Kinder wurden emporgehalten — hier und dort! Neben mir steht eine ältere Amerikanerin, die während der ganzen Reise wie ein Eiszapfen einhertrottete; jetzt ist sie hochgradig nervös. Sie stampft mit den Füßen auf, winkt, klatscht in die Hände und bekommt dann SchreiKrämpfe vor Freude. Auf dem Zwischendeck ist alles in „Sala“ angetreten: auch da überall unverkennbare Erregung. O, daß sie alle das Glück finden möchten, das sie daheim entbehren mußten!

Mit einer wahrhaft imponierenden Ruhe thront über alle dem Geschrei, Sejubel und Winken der Kapitän Dollak. Er gibt seine Befehle mit einer so sicheren Bestimmtheit, daß es nachgerade selbstverständlich erscheint, wenn das Schiff seinen Riesenleib den Befehlen gemäß bald so, bald so schwenkt, bis es der Länge nach am Landungsplatze liegt.

Fünf Minuten später stand ich auf amerikanischen Boden, herzlich begrüßt von 20 bis 30 Männern und Frauen. Das Gepäck war schnell revidiert und nach dem Hotel dirigiert. Dann geht es von Hoboken unter dem Hudson hindurch nach New York.

I n N e w Y o r k

New York ist jetzt die größte Stadt der Welt; es soll Londons Einwohnerzahl längst überholt haben. Das er-

scheint mir durchaus einleuchtend. Alles in allem soll Groß-New York jetzt 9 Millionen Einwohner zählen. Sicherlich gibt es auch keine zweite Stadt, in der sich ein solches Völkergemisch findet, wie hier. In dieser einzigartigen Stadt erscheinen täglich Zeitungen in 36 verschiedenen Sprachen. Schier endlos scheint die Stadt zu sein und doch kann man sich sehr schnell darin zurechtfinden. Da gibt es keine der reizenden schiefen und buckligen Gassen, die unsere alten deutschen Städte so unbeschreiblich traulich und gemütlich machen. Wie mit einem Lineal gezogen gehen die Avenuen schnurstracks der Länge nach durch die ganze Stadt, und quer laufen in gleichen Abständen voneinander die Straßen. Da auch die Hausnumerierung stets von derselben Seite aus beginnt, so ist man in New York, wie in fast allen amerikanischen Städten schnell in der Lage, sich zu orientieren.

Ob New York eine schöne Stadt ist? Das kommt darauf an, von welcher Seite man sie betrachtet. Interessant ist sie überall. Es gibt Stadtteile, die geradezu trostlos sind: die ganze Straßenbreite wird häufig bedacht von der Hochbahn, so daß das Pflaster niemals von einem Sonnenstrahl geküßt wird. Im Judenviertel ist es abscheulich schmutzig; im Chinesenviertel nicht ganz geheuer. An der Brooklynbrücke stauen sich die Menschen zu bestimmten Tageszeiten in solcher Masse, daß man sich erstaunt fragen muß, wie soll der Knäuel sich überhaupt wieder lösen. Die schönste der Straßen ist die 5. Avenue. Da wohnen die Milliardäre in ihren Palästen; da befinden sich die vornehmsten Läden. Da jagt ein Luxusauto das andere und ein Gespann ist immer vornehmer als das andere. Die Perle der Stadt ist

der Zentral-Park, in dem zwischen wuchtigen Felsen prachtvolle alte Bäume Schatten spenden. Zu vielen Hunderten gehen und sitzen da die Negerinnen, sorgsam die ihnen anvertrauten Kleinen hütend, und auf allen Wegen und Bänken springen kleine, vollkommen zahme Eichhähchen von grauer Farbe herum.

Dann die Straßen selbst und die Häuser. Eine Straße, deren Anblick in Europa vollkommen befriedigt, kann man lange suchen in New York. Interessante und schöne Häuser gibt es in Hülle und Fülle. Aber die Straßen? Da steht ein wunderbarer Kolossalbau an der Ecke, er mag 12 Stockwerke hoch sein, nebenan steht eine amerikanische Backsteinkirche von zwei Stock. Dann kommt ein moderner Wolkenkratzer von fast 30 Stockwerken, nebenan steht eine gotische Kirche, der eine ältere Mietskaserne angeklebt ist. So wiederholen sich in häßlicher Folge die Straßenbilder. Am ersten Tage meiner Anwesenheit in New York war es mir mitunter beim Anblick der Straßen, als ob ich einen Schlag ins Gesicht bekäme. Überrascht hat mich die Schönheit mancher Wolkenkratzer. Der neueste und zugleich der größte der Welt steht nahe bei City Hall (dem Rathause) — keine 5 Minuten von der Druckerei der New Yorker Volkszeitung entfernt — das sogenannte Woolworth-Building. Dieses Haus strebt mit seinen ungefähr 60 Stockwerken gen Himmel wie ein architektonisches Gedicht. Seine Gliederung ist von entzückender Schönheit und nur wenige Fremden werden der Versuchung widerstehen können, dem Gipfel zuzustreben.

Das geht recht schnell. Mit fabelhafter Fixigkeit kann man nach oben befördert werden. In einem marmorstrogen

den Vestibül befinden sich zirka 10 bis 12 Fahrstühle mit den Bemerkungen: „Lokallift, hält an jeder Etage“; oder: „hält an jeder 3. Etage“; oder: „hält an jeder 10. Etage“. Ich springe in den Lift mit der Aufschrift: hält nur am 50. Stockwerk. Wie aus einer Pistole geschossen gelangt man nach oben. Man steigt eigentlich nur ein und aus, so fix geht der Expresszug.

Die Aussicht ist entzückend. Man übersieht ganz New York und den Hudson. Man überblickt weit hinaus den Atlantischen Ozean und übersieht alle New Yorker Häfen. In den Straßen sieht man die „Streetcar“ dahin eilen und die Hochbahnen jagen. Auf dem Wasser schießen die Boote daher und wenn man dann unter sich das Singer-Building sieht, das dereinst das höchste Gebäude der Welt gewesen, dann fragt man sich: wie weit soll hier eigentlich dem Himmel noch entgegen gebaut werden? Übrigens sieht das Singer-Building des abends, wenn seine Kuppel elektrisch beleuchtet ist, geradezu feenhaft aus. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die obersten Stockwerke der Wolkenkratzer immer zuerst vermietet werden. Dort oben gibt es nämlich keine Moskitos im Sommer.

A l l e r l e i V e r k e h r s m i t t e l

Die Straßenbahnwagen sind fast durchweg doppelt so groß wie die in Deutschland im Verkehr befindlichen. Für jedes Verkehrsmittel gelten Einheitspreise. Die besonders weit ausgedehnte Fahrt mit dem bequemen Autobus kostet 10 Cents, während die Tickets auf der Streetcar (Straßenbahn) nur 5 Cents kosten (vor dem Kriege etwas über 20 Pfennige). Denselben Preis zahlt man auf der Hochbahn und der Subway

(Untergrundbahn). Die letztere ist ein geradezu ideales Verkehrsmittel und kann als mustergültig den europäischen Großstädten empfohlen werden. Zwar ist die Pariser Untergrundbahn zweckdienlicher eingerichtet, als die Berliner, aber im Vergleich mit der New Yorker bleibt auch Paris weit zurück. Während die Straßenbahnen auf Verlangen an jeder Straßenecke halten müssen, gibt es auf den Hochbahnen wie auf der Subway bestimmte Haltestellen. Auf der Untergrundbahn laufen Lokal- und Expresszüge nebeneinander. Was das für den Verkehr zu bedeuten hat, will ich an einem Beispiele klar machen. Nehmen wir an, daß jemand an der 14. Straße in die Subway einsteigt, um nach der 150. Straße zu fahren. Er steigt zunächst in den links auf dem Bahnsteig stehenden Express-Train und fährt bis zur 148. Straße und dann steigt er in den rechts auf demselben Steig fahrenden Lokaltrain, der an der 150. Straße hält. Wer einmal seine 15 Cents bezahlt und das Ticket unter der Kontrolle eines angestellten Beamten beim Eintritt in die Subway in einen Glaskasten geworfen hat, der kann dann (in derselben Fahrtrichtung) fahren, soweit er mag. Eine Abgabe der Billetts am Schluß der Fahrt kennt man in Amerika weder bei städtischen Verkehrsmitteln noch auf den Eisenbahnen. Nachahmenswert sind auch die Wageneinrichtungen der Subway. Alle Züge führen etwa 10 Durchgangswagen, so daß die Verteilung der Passagiere durch den ganzen Zug möglich ist. Jeder Wagen hat außerdem drei Seiteneingänge, je einen an den Enden und einen in der Mitte. Alle drei Türen öffnet und schließt ein einziger Mann gleichzeitig durch eine mechanische Vorrichtung. Sobald die

Türen geschlossen sind, kann niemand mehr heraus oder herein. Dadurch werden Unglücksfälle, wie sie namentlich auf der Untergrundbahn in Berlin vorgekommen sind, zur Unmöglichkeit gemacht.

S t r a ß e n b i l d e r

Die Schutzleute sind zumeist Irländer, Kräftige Kerle. Sie haben lange Gehröcke an; die Kopfbedeckung ähnelt den in Deutschland gebräuchlichen Feuerwehrhelmen; aber die Hauptsache: um das Gelenk der rechten Hand haben sie einen Lederrücken, an dem ein solider Knüppel hängt. In verschiedenen Städten habe ich die Beobachtung machen können, daß die Knüppel mit farbigen Bändchen geschmückt oder gar am Griff mit zierlichen Schnitzereien versehen waren. Ein schlechter Trost für die, denen die Köpfe oder Arme mit dem Knüppel entzwei geschlagen werden. Nicht wenig überrascht wurde ich, als ich bemerkte, daß gröbere Arbeit durchweg in Handschuhen verrichtet wird. Maurer und sonstige Bauarbeiter, Pflasterer usw. Kutscher — alle tragen dicke lederne Handschuh bei der Arbeit. Bei dem häufigen Berufswechsel ist jeder bemüht, seine Hände möglichst gut im Stand zu halten.

Großes Vergnügen haben mir die militärischen Werbeplakate gemacht. Auf den Trottoirs steht vor einem Laden ein riesiges Plakat, daneben ein auffällig und sauber gekleideter Soldat. Das Plakat stellt auf der Vorderseite eine paradiesische Landschaft dar. In einem Hafen liegt ein amerikanischer Kreuzer. An Bord und am Land sieht man die Soldaten allerlei Sport und Allotria treiben. In großen Lettern ist unter dem Bild zu lesen: Männer,

werdet Soldaten! Kommt zu unserer Marine! Gute Behandlung, hoher Sold, schöne Auslandsreisen! Anmeldungen werden hier im Laden angenommen! — Auf der Rückseite des Plakats wird für die Infanterie oder Artillerie geworben. Der Soldat, der die Anmeldungen entgegennehmen soll, steht, wie mir gesagt worden ist, oft viele Wochen lang, ohne daß einer kommt, der auf die schönen Auslandsreisen hineinfällt. Die Vereinigten Staaten sollen Mühe haben, ihre Schiffe ausreichend zu besetzen.

Die Heilsarmee auf dem Unionsquare

Eine Gruppe von Heilsarmee-Soldaten in der bekannten Uniform rückt an; vorneweg die Fahne und einige Musikanten. Nun machen sie Halt. Sie bilden einen Kreis. Einer tritt in die Mitte und fängt an zu predigen. Von Minute zu Minute wird ein Tusch geblasen und ein Vers gesungen. Immer mehr Neugierige versammeln sich, immer aufgeregter werden die Prediger, die Tuschs und die Refrains. Bald singen schon einige aus dem Publikum mit und nun ist es, als ob die ganze Gesellschaft meschugge geworden sei. Die Trommel wird noch heftiger gerührt, die Backen der Trompetenbläser werden noch dicker, der Gesang noch lauter. Der predigende Soldat ist wieder ins Glied getreten, ein anderer hat ihn abgelöst, der nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Händen und Füßen redet.

Da endlich ist einer mürbe geworden. Ein junger Mann, bleich wie der Tod, hat sich durch die Versammlung einen

Weg gebahnt, tritt in den Kreis und wirft sich auf die Knie. Sofort kniet ein Soldat der Heilsarmee neben ihm und redet ihm eindringlich zu. Der Prediger redet noch mehr mit Händen und Füßen; die Fahne wird über dem neuen Mann geschwenkt, die Trommeln werden noch heftiger gerührt und dann zieht die ganze Gesellschaft von dannen, vorn die Musik und die Fahne, dann zweimal je zwei Soldaten, dann der neugewonnene Mann links und rechts von einem Kameraden am Arme gehalten und dann der Rest! Mit schmetternden Tönen ziehen sie von dannen: „Scho h o n wie der ei ei ne See e le gerettet!“

An einem anderen Ende des Platzes, an einer sehr belebten Straßenecke hat ein Mann Posto gefaßt, der für eine religiöse Sekte Propaganda macht. Das Publikum wechselt fortwährend. Jeder der Zuhörer lauscht einigen Sätzen und geht dann weiter. Der Policemann paßt auf, daß die Versammlung nicht gestört wird.

T h e a t e r u n d K i r c h e n

Die englischen Schauspielhäuser sollen sich im Laufe der Zeit erheblich gebessert haben. Wenn das richtig ist, kann man sich dieser Tatsache freuen. Aber jeder kann dann auch froh sein, der früher nicht hat hineingehen müssen.

Eines der besten Kunstinstitute ist die Metropolitan-Oper. Da treten die glänzendsten Sterne aus aller Welt auf. Vorzüglich ist auch die Century-Oper, in der ich „Hoffmanns Erzählungen“ in wirklich brillanter Weise hörte und sah. Das Deutsche Theater am Treving-Place, dessen Direktor zur Zeit der vortreffliche deutsche Schauspieler Rudolf Christians ist, verfügt über ein künstlerisch hoch-

stehendes Ensemble. Es ist eine wirkliche Pflegestätte dramatischer Kunst, d. h. eine Oase in der New Yorker Theaterwüste.

Von wirklich phänomenaler Dimension ist das New Yorker Varieté „Hypodroom“. Auf der Bühne dieses Theaters sollen 3000 Menschen Platz finden können. In einer Ausstattungsposse „Amerika“ habe ich geradezu unglaubliche Darbietungen gesehen. Ich will zwei Szenen skizzieren: Aus einem Gebirge, das ziemlich naturgetreu aufgebaut ist, kommen einige Automobile herangerast. Sie sind vom richtigen Wege abgekommen, werden zu spät gewarnt und stürzen nun über steile Felsen in einen See, in dem sie spurlos verschwinden! — Eine andere Szene wirkt direkt geheimnisvoll. Aus einem See führte eine riesige Freitreppe zu dem Säulenvorbau eines imposanten Schlosses hinauf. Etwa 50 bis 60 junge Damen, alle sehr appetitlich kostümiert, kommen reihenweise, 10 oder 12 nebeneinander und Hand in Hand fröhlich singend die Treppe hinunter. Sie gehen von Stufe zu Stufe bis an das Wasser, in das Wasser hinunter, bis ihnen das Wasser über dem Kopf zusammenschlägt. Sie sind für lange Zeit verschwunden. Man hat sie in dem schnellen Wechsel der Szenen schließlich vergessen — da kommen sie, wie sie in das Wasser gegangen — Hand in Hand eine Reihe nach der anderen wieder heraus.

Schlimmer noch als bei uns beherrscht der Kientopp in Amerika das Feld. In den großen Städten öffnen diese Kunsttempel schon am frühen Morgen ihre Pforten. Oft befinden sich fünf bis sechs solcher „Moving Pictures“ (Sprich: Muwingpitsches) nebeneinander. Hier und da sind

auch ehemalige Kirchen in Kientöpfe umgewandelt. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß es in Amerika Kirchen wie Sand am Meere gibt. Mitunter befinden sich deren gleich ein halbes Dutzend in einer einzigen Straße. Da sieht man neben wirklichen Prunkgebäuden elende Bretterbuden als Kirchen, da die Kirche in den Vereinigten Staaten eine wirkliche private Institution ist. Allerlei merkwürdige Heilige veranstalten Sammlungen für Sekten, deren eifrigstes Bestreben dahingeht, sobald als möglich eine eigene Kirche zu haben. Manche dieser Gemeinden verkaufen natürlich und veranstalten dann einen Ausverkauf. Etwa sechsmal habe ich in verschiedenen Städten Plakate an Kirchen gelesen des Inhalts: zu vermieten! oder zu verkaufen! Man ist übrigens in der Verwendung der Kirchen nicht so prüde wie bei uns. Es kommt sogar vor, daß in christlichen Kirchen getanzt wird. Um Besucher anzulocken, werden Eis-Creme und allerlei Süßigkeiten gratis zur Verfügung gestellt. In Philadelphia hatten die Arbeiter zu meiner nicht geringen Überraschung die Versammlung, in der ich zu sprechen hatte, in einer großen Synagoge veranstaltet. Ich nehme an, daß man sie ausgeschwefelt hat, bevor wieder Gottesdienst darin abgehalten ist. Für die religiösen Gemeinschaften werden in den Vereinigten Staaten, wie mir häufig berichtet worden ist, geradezu ungeheure Opfer gebracht.

A m e r i k a n i s c h e V e r s a m m l u n g e n

Ich habe mich erst nach langem Sträuben zur Veröffentlichung dieser Reisskizzen entschlossen. Selbstverständlich kann es mir nicht einfallen, im Rahmen dieser Skizzen die

amerikanische Arbeiterbewegung schildern zu wollen. Das kann und muß besseren Kennern der amerikanischen Verhältnisse vorbehalten bleiben. Was ich über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten zu sagen für notwendig halte, will ich in späteren Kapiteln aufzeichnen. Zunächst will ich den Verlauf einiger Versammlungen schildern:

Mit Pauken und Trompeten! Vor einem Versammlungslokal wurde ich erwartet von einer Musikkapelle. Diese stellte sich auf und marschierte voran, einen echt amerikanischen Marsch blasend und trommelnd. Zwei Männer haben mich in die Mitte genommen und andere schieben uns voran. Mir war zumute, ich weiß nicht wie. Ein unbeschreibliches Getöse umfing uns beim Eintritt in den Saal. Mir wurde wohl tausendmal die Hand geschüttelt. Schließlich war ich mehr tot als lebendig bis an die Bühne geschoben worden. Die Kapelle begann von neuem zu spielen, Hochrufe klangen dazwischen und dann berichtet ein Mann, was ich in seinen Augen für ein Mensch bin. Er stellt dann einen anderen Mann vor, der die Versammlung leiten werde. Dieser andere Mann schildert zunächst, was ich in seinen Augen bedeute oder nicht bedeute. Er ist grausam genug, mir das Wort noch nicht zu erteilen. Er erteilt es einem Gesangsverein, der nun ein Begrüßungslied singt, und dann auf den Beifall hin noch eine Zugabe stiftet. Dann übergibt mir eine junge Dame einen riesigen Blumenstrauß, mit dem ich wirklich in dieser Situation nichts anzufangen mußte.

Schließlich wurde ich vorgestellt und konnte mit meiner Rede beginnen. Aber ich war durch die voraufgegangenen

Strapazen der letzten halben Stunde so nervös geworden, daß ich an diesem Abend wieder alles das in der Versammlung sah, was ich längst überwunden zu haben glaubte. Ich sah, daß in jeder Reihe drei oder vier Männer Summipauten; oh, das ist entsetzlich! Wohin ich blicken mag, hier Paut einer, da Paut einer! Unaufhörlich und anscheinend unermüdlich, sie Pauen und Pauen! Ich fing während meiner Rede an zu zählen: in der ersten Reihe Pauten vier, in der zweiten drei, in der dritten aber neun . . . Ich mußte zählen, ob ich wollte oder nicht; hier Pauten drei, dort Pauten sieben, im ganzen Saale Pauten mindestens 300.

Eine andere Versammlung: Es herrscht Kirchenstille im Saale. Man hatte mir gesagt, daß mir Anarchisten, Syndikalisten und ähnliche Zeitgenossen entgentreten wollten. Schön, hatte ich gesagt, es soll mir recht sein; daß es den Herren an Anknüpfungspunkten für eine Debatte nicht fehlt, soll mein eifrigstes Bemühen sein und ich streichelte und liebte die Anarchisten und Syndikalisten in meiner Rede also in wirklich aufreizender Weise. Aber Totenstille herrschte indes im Saale — bis plötzlich ein wirklicher Säugling ein furchtbares Geschrei begann. Ich schwieg einige Sekunden und sagte dann, da der Schreihals sich nicht beruhigte: „Nur ein junger Mann opponiert bis jetzt.“ Dabei sah ich sehr eindringlich nach der Mutter des Kindes. Diese drückte den Kleinen Anarchisten daraufhin so fest an die Brust, daß er für einige Minuten wirklich schwieg. Dann begann er wieder zu schreien, als ob er am Spieße stecke. Da die Frau noch immer nicht Anstalten traf, mit dem Kind hinauszugehen, sagte ich nun: der junge Mann opponiert weiter, aber die eigentliche

Diskussion fängt erst nach meinem Vortrag an, vielleicht kann er sich entschließen, bis dahin draußen zu opponieren. Nun endlich ging die Frau mit dem Kinde hinaus. Ich bin fest überzeugt, daß nicht nur sie mir mein Verhalten sehr übel genommen hat; mindestens haben es die zwanzig anderen Frauen, die mit Kindern im Saale saßen, auch getan. Übrigens ist mir später gesagt worden, daß das Geschrei die Aufmerksamkeit der Versammlung nicht im geringsten gestört habe. Dergleichen Störungen bemerke der Amerikaner gar nicht, wenn die Aufmerksamkeit einmal auf einen bestimmten Punkt konzentriert werde. Ich will übrigens bemerken, daß mir niemals im Leben, abgesehen vielleicht von der Schweiz, größere Quassalköpfe, die sich für Anarchisten oder Syndikalisten halten, vorgekommen sind, als in den Vereinigten Staaten*.

Die Schwierigkeit der Agitation

Unsere deutschen Arbeiter können sich kaum eine Vorstellung machen von der Schwierigkeit der sozialistischen Agitation in den Vereinigten Staaten. Zwar haben sie es noch leichter als wir in drastischen Beispielen den Widersinn der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu beleuchten. Was ist schließlich unser Krupp im Vergleich zu den vielen amerikanischen Milliardären à la Vanderbilt, Astor, Gould, Carnegie usw. Aber es genügt nicht, die drastischen Beispiele zu haben, man muß sie auch der proletarischen Masse vortragen können. Nun stelle man sich eine amerikanische

* Das schrieb ich Ende 1913. Ich kann es nicht aufrecht erhalten nach den Erlebnissen in Deutschland seit dem November 1919.

Stadt vor; ein Proletariat mit einheitlicher Sprache und wenigstens einigermaßen gleichen Lebensansprüchen gibt es nicht; Tag für Tag wandern neue Tausende hinzu aus aller Herren Länder. Neben den wenigen Zuwanderern aus Ländern mit höherer wirtschaftlicher und politischer Entwicklung kommen ungeheure Massen aus Polen, Italien usw. Unter diesen Einwanderern gibt es eine große Zahl, die sich schon wie Fürsten vorkommen, wenn sie in Amerika „nur zu dritt“ in einem Bett liegen, statt wie daheim zu fünf oder sechs auf elenden Pritschen und erbärmlichen Strohlagern. Diese armen Teufel für den Sozialismus zu gewinnen, wäre eine dankbare Aufgabe — wenn man nur an sie herankommen könnte. Aber selbst wenn man alle Sprachschwierigkeiten überwinden könnte, wenn man sprachkundige Genossen für die Duzende von Sprachen, die in den Vereinigten Staaten gesprochen werden, fände, wie und wo findet man dann wiederum die, an die man sich wenden will. Man stelle sich die Verbreitung von Flugblättern vor; zwar wohnen bestimmte Nationalitäten zum meist auch in bestimmten Quartieren der Großstädte. Aber trotzdem! Es kann sehr leicht vorkommen, daß man ein in deutscher und englischer Sprache verfaßtes Flugblatt in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet und daß trotzdem nur hundert Exemplare Leser finden. So hat auch die Parteipresse mit schier unüberwindlichen Schwierigkeiten zu rechnen. Wie die gesamte amerikanische Presse ist sie fast ausschließlich auf den Straßenverkauf angewiesen; feste Abonnements stellen Ausnahmen dar.

Trotz scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten geht die sozialistische Bewegung flott vorwärts in den Vereinigten

Staaten. Das beste Kennzeichen dafür ist ja die letzte Präsidentenwahl, bei der für unseren Kandidaten Webs nahezu eine Million Stimmen abgegeben worden sind. Und jetzt wird es noch etwas flotter vorangehen, seitdem man zur Gründung besonderer Sprachgruppen innerhalb der sozialistischen Partei übergegangen ist. Vorbildlich ist die deutsche Sprachgruppe, die eine eifrige Tätigkeit entfaltet. Sie ist bemüht, alle deutsch sprechenden Männer und Frauen zu gewinnen. Da selbstverständlich kein Mensch in Amerika daran denken kann, einen anderen maßregeln zu wollen, weil er Sozialist ist, zählt unsere Partei eine große Anzahl Intellektueller zu ihren Mitgliedern. Bekannte Geistliche und berühmte Professoren gehören der Partei in verhältnismäßig großer Zahl an.

D i e U n i o n s

Ich will mich mit wenigen Angaben begnügen. Die Unions sind Organisationen, von denen der deutsche Arbeiter sich kaum eine auch nur annähernd richtige Vorstellung machen kann. Sie haben noch einen großen Einfluß auf das Erwerbsleben und sind dadurch in der Lage, sich in ihrer gegenwärtigen Verfassung halten zu können. Aber wie lange wird ihnen das noch beschieden sein? Sie haben den Eintritt für fremde Arbeiter dermaßen erschwert, daß das Heer der nicht gewerkschaftlich organisierten Arbeiter immer größer wird. Das Eintrittsgeld ist verschieden bei den einzelnen Unions, aber überall sehr hoch. Ein Berliner Fliesenleger, der noch nicht lange in Amerika war, klagte mir sein Leid. Selbstverständlich hatte er es für seine Pflicht gehalten, sich sofort nach seiner Ankunft in New York bei

der für ihn in Betracht kommenden Gewerkschaft zu melden. Er wurde dort jedoch nur von oben herunter behandelt und dann verlangte man von ihm 80 M. Eintrittsgeld. Damit wurde ihm der Beitritt natürlich unmöglich gemacht. Das Eintrittsgeld steigt in den einzelnen Unions bis in die Hunderte Mark.

Die Taktik der Unions ist ziemlich klar. Sie beherrschen zahlreiche Arbeitsplätze, auf denen nur Unionsleute beschäftigt werden dürfen. Sie wollen den Kreis ihrer Mitglieder für die besten Fabriken, Bauplätze usw. reserviert wissen. Daß sie durch die Fernhaltung zuwandernder Arbeiter diesen Plan aber selbst innerhalb kurzer Zeit gründlich zunichte machen, scheinen sie noch nicht einsehen zu wollen. Dabei haben sie noch Vorschriften, die an die schlimmste Zunftzeit in Deutschland erinnern. Ich will ein Beispiel anführen, das mir ein bekannter Theaterdirektor erzählte. Im Theater sind zwei Mechaniker angestellt, gebraucht wird freilich nach den Behauptungen des Direktors nur einer; da aber einem von ihnen bei der Arbeit schließlich ein Unfall zustoßen könnte, muß ein Reservemann eingestellt werden. Bei der Inszenierung eines neuen Dramas soll die Sonne auf die Bühne scheinen. Der Direktor instruiert die Mechaniker, wann sie den Scheinwerfer an kurbeln und die Sonnenstrahlen „auf die Bühne werfen“ sollen. Die beiden Unionsleute lehnen die Instruktion ab, es sei nicht ihre Aufgabe, die Sonne scheinen zu lassen; die Bedienung des Scheinwerfers sei Aufgabe besonderer Arbeiter, die Mitglieder einer anderen Union wären. Nachdem alle Verhandlungen des Direktors mit den beiden Leuten fruchtlos verlaufen sind, sagt er ihnen schließlich,

daß er selbst das goldige Sonnenlicht fabrizieren wolle. Das dürfen Sie nicht! wird ihm geantwortet. Das darf ich nicht, ich darf nicht meinen eigenen Apparat bedienen? Wenn Sie den Apparat bedienen, müssen wir die Arbeit niederlegen, denn wir können nicht mit einem Nicht-Unions-Manne zusammen arbeiten. Das Ende vom Liede war die Entlassung der beiden Mechaniker.

E i n e a m e r i k a n i s c h e R e d e

Der Amerikaner ist aller Theorie abgeneigt. Ein Gramm Praxis erscheint ihm viel gewichtiger als ein Zentner Theorie. Der Erfolg ist für ihn entscheidend. In der Wahl seiner Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke ist er nicht wählerisch. Je länger ich in den Vereinigten Staaten weilte, um so mehr konnte ich mich von der Richtigkeit dieser Tatsache überzeugen. Wie umständlich ist der Durchschnittsdeutsche als Redner im Vergleich mit dem Amerikaner. Dieser steigt sofort mitten in die Dinge hinein. Ich will ein Beispiel zu skizzieren versuchen.

Es handelte sich um eine Bürgermeisterwahl. Der bisherige „Mayor“ war ein Sozialdemokrat. Er wurde hart bedrängt von dem gemeinsamen Kandidaten der Republikaner und Demokraten, den beiden großen Parteien der Vereinigten Staaten, die sich sonst gegenseitig herunterreißen, daß kein Hund ein Stück Brot aus der Hand des anderen nehmen möchte. Da, wo als dritter ernsthafter Bewerber der Sozialdemokrat auftritt, finden die feindlichen Brüder sich sofort zusammen. Ganz wie bei uns. Die Schrittmacher der Demokraten und Republikaner waren nicht wählerisch gewesen in ihren Reden und Schriften im

Kampfe gegen den Sozialdemokraten. Sie hatten dem Sozialdemokraten Schandtaten angedichtet, als hätten sie in Deutschland einen Reichsverbandskursus mitgemacht. Darauf antwortete nun ein parteigenössischer Redner. Er führte den schlüssigen Beweis, daß all die bösen Taten, die seinem Genossen nachgesagt worden waren, blanke Erfindungen seien, daß aber der gegnerische Kandidat zweifellos alle Eigenschaften besitze, um das zu tun, was man dem anderen schändlicherweise nachsagt. In dem konkreten Falle handelte es sich übrigens um einen Bürgermeister, der sich wirklich großer Popularität erfreute. Einen Konflikt mit der Regierung, die aus purer Bosheit das Fällen eines Baumes untersagt hatte, der der Ausführung eines der Stadt nützlichen Projektes hindernd im Wege stand, hatte dieser Bürgermeister, ein ehemaliger Geistlicher, in sehr einfacher Weise gelöst: er nahm eine Axt zur Hand und fällte den Baum. Darauf hatte der Redner hingewiesen und die Energie dieses echten Volksmannes gezeigt. Er forderte zur Wiederwahl desselben auf. Seine Rede schloß er folgendermaßen: „Und nun ein Wort an euch, ihr Frauen! Ihr habt in unserm Staate leider noch nicht das Wahlrecht, daran sind unsere Segner schuld. Ihr könnt uns aber auch helfen ohne Wahlrecht. Wenn eure Männer Sozialdemokraten sind, dann seid am Morgen des Wahltages recht freundlich zu ihnen; bereitet ihnen das beste Frühstück und ermuntert sie dann zum Wahlgang. Stellt ihnen in Aussicht, daß weitere Genüsse sie erwarten, wenn sie von der Wahl zurückkehren. Gebt ihnen süße Küsse und stellt ihnen in Aussicht, daß ihr heute so lieb zu ihnen sein wollt wie niemals vorher, aber

erst müssen sie zur Wahl gewesen sein." Nachdem die Heiterkeit sich gelegt hatte, fuhr der Redner fort: „Aber wenn eine von euch das Unglück haben sollte, daß ihr Mann ein Republikaner oder Demokrat ist, dann näht den Kerl gegen Morgen, wenn er noch schläft, in das Bettuch ein; geht vorsichtig zu Werke und näht fest und nehmt den stärksten Hanfzwirn und macht doppelte Nähte; laßt ihn nicht wieder frei, bis die Wahl vorüber ist." Wie der Ton die Musik macht, so sicherte er dieser Rede den Erfolg. Natürlich schüttelten sich die Versammelten vor Lachen, aber der Redner hatte gewonnenes Spiel. Ein Kandidat, für den derart tüchtige Redner tätig waren, mußte wiedergewählt werden.

Übrigens hat der Ausgang einer Wahl in Amerika noch weit größere Folgen als bei uns. Mit dem Wechsel in der Person des Bürgermeisters geht gleichzeitig ein Wechsel im gesamten städtischen Personal vor sich. Ist ein Demokrat im Amte, dann ist es selbstverständlich, daß alle Bediensteten der Stadt ebenfalls Demokraten sind. Wird der demokratische Bürgermeister aber abgelöst durch einen Republikaner, dann wird das gesamte Personal bis zum Straßenlehrer herunter entlassen und nur Republikaner in Dienst genommen. Eine feste Anstellung mit Pension und Familienversorgung, wie es bei uns im Reich, Staat und Gemeinde selbstverständlich ist, gibt es natürlich nicht.

D a s a m e r i k a n i s c h e W i r t s h a u s

Ein echtes und rechtes deutsches Wirtshaus muß man in Amerika mit der Laterne suchen. Ein Wiener Café habe ich überhaupt nicht entdecken können. Dagegen gibt

es in allen Städten Betriebe à la Aschinger und Duval-Paris, und neidlos muß zugestanden werden, daß diese Betriebe den deutschen und französischen in mancher Beziehung weit überlegen sind. Die „Childs“, „Capitols“ usw. sind geradezu musterhaft geleitete Unternehmungen, in denen man zu verhältnismäßig niedrigen Preisen speisen kann. Alkoholische Getränke gibt es in den Speisehäusern nicht. Wer das Eiswasser, das in allen amerikanischen Speisehäusern auf den Tischen steht, nicht mag, kann Kaffee, Tee, Limonade oder dergleichen bestellen. Trinkzwang besteht nicht. Die Bemerkungen auf den Speisekarten in den deutschen Restaurants, daß der Preis für die Speisen sich um so und soviel Pfennige erhöht, wenn man nicht auch Getränke bestellt, würde in Amerika die lebhafteste Entrüstung hervorrufen. Freilich muß festgestellt werden, daß selbst die billigsten Speisen in Amerika fast durchweg wesentlich teurer sind als bei uns. Die Zubereitung der Speisen entspricht dem deutschen Geschmack wenig, aber da der Mensch ein Gewohnheitstier ist, gewöhnt er sich auch an die fast gar nicht gesalzenen oder sehr scharf gepfefferten Gerichte.

Nicht wenig überrascht wird der Europäer, der zum erstenmal nach Amerika kommt, wenn er im Restaurant ein Tischmesser zur Hand nimmt. Die Messer sind nämlich ohne Schneide. Das ist kein schlechter Scherz. Die Schneide ist tatsächlich ebenso stumpf wie der Rücken des Messers. Auf meine Frage, warum und weshalb, wurde mir gesagt, daß diese Messer sich leichter putzen als die geschliffenen. Nur in besseren Restaurants oder Hotels bekommt man geschliffene Messer neben die stumpfen gelegt. In mittleren

Restaurants wird nur auf ausdrücklichem Verlangen ein stumpfes gegen ein geschliffenes Messer umgetauscht, aber offensichtlich nur mit dem größten Unbehagen seitens des Personals.

Die schon erwähnten „Childs“-Restaurants und ähnliche Betriebe blühen vor Sauberkeit. Der Boden ist von Terrazzo oder sonstigem Kunststein; die Wände sind mit Kacheln bedeckt. Die Leitung ist in Händen von Männern; die Bedienung erfolgt zumeist durch Damen. Bezahlt wird beim Ausgang an der „Office“. Bei der Aushändigung der Speisen wird dem Gast ein Billett (wie unsere Eisenbahnfahrkarten) ausgehändigt und auf den vorgedruckten Ziffern, 5 — 10 — 15 usw. bis 100 — die Zahl der Cents angegeben, die man zu zahlen hat. Die entsprechende Ziffer wird von der Dame mit einer Zange durchlocht. Der Süddeutsche ist nicht mit Unrecht ungehalten, wenn er in Berlin bemerken muß, wie alles auf 5 Pfg. nach oben abgerundet wird; in Amerika wird alles auf 5 Cents (vor dem Kriege mehr als 20 Pfg.) nach oben abgerundet.

Das Arrangement der Sitzplätze entspricht der deutschen „Gemütlichkeit“ auch wenig. Lange schmale Tische, an denen Stuhl neben Stuhl steht, streben direkt von den Wänden aus nach der Mitte der Räumlichkeiten zu. Eine komfortable Einrichtung gibt es nur in den besseren Massenabfütterungsanstalten, in den billigeren Speisewirtschaften hat jeder Stuhl an der rechten Seite eine Lehne, die nach vorn die Form eines Tennisschlägers annimmt, so daß ein Teller und vor diesem eine Tasse knapp Platz finden können. Da sitzen dann Dutzende von Menschen in Reih und Glied und füttern von der rechten Stuhllehne aus.

In guten Restaurants sitzt man natürlich wie bei uns bequem an Tischen, aber man zahlt dann dort auch mindestens das Doppelte und dreifache der Preise, die bei uns üblich sind. Getrunken wird beim Essen sehr selten.

Überhaupt das Trinken! In den meisten Speisewirtschaften gibt es gar nichts zu trinken. Wenigstens nichts, was den meisten Deutschen heutzutage noch unentbehrlich erscheint. Die spezifisch amerikanische Kneipe ist die Bar. Man steht am Büffett und trinkt. Der echte Amerikaner spuckt natürlich bei jedem Glas Bier, das er trinkt, fünf- undzwanzigmal aus. Spucknapfe stehen den Europäern überall im Wege. Im Spucken hat der Yankee eine Fertigkeit, die erstaunlich ist. Er mag stehen, wo er will, er trifft den Spucknapf mit absoluter Sicherheit. Er kann über Tische und um die Ecken spucken. Aber wie bereits bemerkt, der Mensch ist . . . man kann die endlose Spuckerei sehen, ohne daß einem übel wird.

In vielen Städten, ja in ganzen Staaten wird Alkohol überhaupt nicht verabfolgt. Wenn 30% der Abstimmenden gelegentlich der Munizipalwahlen für „trocken“ stimmten, dann verschwinden alle Schankstätten. Damit verschwindet natürlich nicht auch die Sauferei. Im Gegenteil, da, wo das Trinken im Wirtshause unmöglich gemacht wird, kneipt man im Klub, wenn nicht aus der Rocktasche heraus! In alkoholfreien Städten habe ich wiederholt Bier oder Wein aus Kaffeetassen trinken müssen. Feierabend tritt spätestens um 12 Uhr abends ein in den Häusern, wo Alkohol verkauft wird. Man braucht wirklich kein Wirtshausbruder zu sein, kann vielmehr $\frac{9}{10}$ Abstinenz sein, wie ich, um die

amerikanischen Wirtshausverhältnisse als eine Barbarei zu empfinden.

Eisenbahnfahrten

Die Eisenbahnen in Amerika sind in privatem Besitz. Es gibt viele Dutzende von Eisenbahngesellschaften. Zum Teil lassen sie dieselben Strecken befahren. Einen einheitlichen Fahrplan, wie bei uns, gibt es infolgedessen nicht.

Jede Gesellschaft gibt für ihre Strecke einen besonderen Plan heraus und nach den Plänen einer jeden Gesellschaft fährt natürlich jede Gesellschaft am schnellsten und über die schönsten Strecken.

Auf Grund gesetzlicher Bestimmungen darf es nur eine Klasse mit einheitlichen Fahrpreisen geben. Die Preise sind hoch, etwa den Preisen unserer ersten Klasse entsprechend. Die Wagen sind ohne Abteile und haben stets 80 Sitzplätze. Auf jeder Seite des Wagens befinden sich zwanzig Bänke mit je zwei Sitzen. Die Lehnen sind zum Umklappen, so daß alle Passagiere mit dem Gesicht in der Fahrtrichtung sitzen können. Zwischen den Bänken führt ein Gang hindurch. Es gibt nur Durchgangswagen, so daß man stets den ganzen Zug hindurchgehen kann. In jedem Zug befindet sich ein Raucherwagen, der begreiflicherweise von Stunde zu Stunde einer Räucherkammer immer ähnlicher wird. Die Sitze sind bequem. Auf die Bank kann man sich nicht legen, weil sie — nur für zwei Sitze eingerichtet — zu kurz ist.

Die angeblich demokratische Einrichtung der Einheitsklasse und Preise ist purer Schwindel. Sie bedeutet in Wirklichkeit nur, daß die wenig bemittelten Reisenden die

Kosten für die reichen Leute bezahlen müssen. Die reichen Leute benutzen nämlich gegen einen relativ niedrigen Aufschlag die sogenannten Parlor Cars, die in allen besseren Zügen mitlaufen. Es sind das vornehm eingerichtete Wagen von derselben Größe wie alle übrigen. Sie enthalten aber nur etwa vierundzwanzig bequeme und gepolsterte Drehessel, deren Rückwände nachgeben, wenn man sich hineinlegt.

Bei den riesigen Entfernungen, die in Amerika zu durchfahren sind, haben die Schlafwagen größere Bedeutung als bei uns. Sie gehören der Pullmann-Gesellschaft. Die Betten werden in der Längsrichtung des Wagens hergerichtet, nicht wie bei uns quer gestellt. Die Betten sind bequemer als in den deutschen Wagen. Sie sind genau so breit wie zwei Sitzplätze. Es befinden sich stets zwei Betten übereinander. Abgeschlossene Schlafkabinen gibt es nicht. Im gemeinsamen Wagen gehen männliche und weibliche Passagiere schlafen. Zwischen den Betten geht der Gang hindurch, von dem die Betten nur durch einen grünen Vorhang getrennt sind. In jedem Schlafwagen befinden sich zwei Toiletten bzw. Ankleideräume, der eine für Damen, der andere für Herren. In jedem dieser Räume befinden sich etwa 4 bis 6 Waschgefäße; kaltes und warmes Wasser ist in Hülle und Fülle vorhanden. Bedient wird in den Schlafwagen von Negern, die sehr gewandt und dienst-eifrig sind. Bei der Größe der Wagen — sie sind ja wesentlich länger und breiter als die deutschen — und infolge des Achsenbaues haben die Wagen einen sehr ruhigen Gang. Tagsüber werden die Betten sinnreich verstaut, so daß die Wagen für den Ueingeweihten gar nicht mehr

als Schlafwagen erkennbar sind. Das Durchfahren von Strecken bis zu dreißig und mehr Stunden hat mich auf amerikanischen Bahnen nicht so ermüdet, wie die Fahrten in Deutschland über Strecken, die kaum den dritten Teil so lang sind.

A n d e n N i a g a r a f ä l l e n

Ich kam aus den Neuengland-Staaten schließlich über Rochester nach Buffalo. Wohlhabende Genossen, glückliche Besitzer von Automobilen, gibt es in Amerika weit mehr als in Deutschland. So andauernd wie in Amerika werde ich das Auto im Leben wohl kaum wieder benutzen müssen. Nur ein einziges Mal mußte ich mir ein Mietsauto nehmen, in Detroit — und das war sündhaft teuer.

Wir fuhren im Auto von Buffalo bis zu den Niagara-fällen. Schon in weiter Ferne hörten wir das Donnern der stürzenden Gewässer. Je näher wir den Fällen kamen, um so deutlicher erkannten wir die aufsteigenden Wasserstaubwolken. Die Fälle — der amerikanische und der kanadische — entstehen bei dem Durchbruch des Niagaraflusses, vom Eri- zum Ontariosee. Der amerikanische Fall ist etwa 330 m breit und stürzt 47 m tief; der kanadische Fall, der die Form eines Hufeisens hat, mißt 915 m und stürzt 44 m tief. Die amerikanisch-kanadische Grenze führt mitten durch die kanadischen Fälle. Die Fälle sind von überwältigender Schönheit und Wucht, obwohl sie erheblich gelitten haben durch industrielle Ausnutzung. Allerlei Vorrichtungen ermöglichen die Besichtigung von verschiedenen Punkten aus. Ja, man kann sogar unter die Fälle

gehen. Es ist das zwar ein nicht lebensgefährliches, aber auch nicht gerade angenehmes Vergnügen. Man wird bis auf die Haut entkleidet, zieht Flanellzeug an, über das dann Ölzeug gezogen wird; die Füße werden nur mit leinenen Schlüpfern bekleidet. Dann geht es in einem beängstigend engen Turm eine hölzerne Wendeltreppe hinab und schließlich über allerlei Geröll, das die Füße nicht gerade kitzelt, dem Flußbett zu. Man schleicht sich allmählich bis zu einer Spalte im amerikanischen Falle, geht durch die Spalte hindurch und kann dann unter den abstürzenden Wassermassen, die im Bogen über den Wanderer hinweggehen, passieren. Da bei dem Besuch, den wir den Fällen machten, der Wind nicht schlecht auf die Fälle drückte, vielleicht auch auf Grund anderer Ursachen, schlug uns das Wasser mit solcher Wucht auf den Körper, daß wir minutenlang überhaupt nicht vom Fleck kommen konnten. Jeder war froh, als er wieder trockenes Zeug am Leibe hatte.

D e r M a s s e n m o r d i n C h i c a g o

Zu den interessantesten amerikanischen Städten, die ich gesehen, gehört Chicago. Von der Ausdehnung dieser Stadt kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß Berlin etwa 65 Quadratkilometer in Anspruch nimmt, Chicago aber 495. Die Michigan-Avenue am gleichnamigen See, eine Prachtstraße Chicagos, ist nicht weniger als 35 Kilometer lang.

Die berühmtesten Sehenswürdigkeiten Chicagos sind die sogenannten Stockyards, nämlich die Schlacht- und Viehhöfe. Die bekanntesten sind die der Firmen Armour und

Swift. Jede dieser Firmen beschäftigt an die 20000 Arbeiter, deren Arbeit im Töten und Zubereiten von Hammeln, Kälbern, Schweinen und Rindern besteht.

Ich habe die Armour'sche Unternehmung besucht. Es ist schwer, die Arbeit, die da geleistet wird, zu beschreiben. Ich will es trotzdem versuchen. Man stelle sich vor, daß Tausende von Arbeitern nebeneinander stehen, durch viele Säle und Höfe hindurch. Jeder dieser Arbeiter hält ein Instrument in Händen, mit dem er tagaus, tagein nur ein und denselben Schlag, Stich oder Schnitt zu vollführen hat. Und vor diesem Menschen wird in immer gleichem Tempo ein Tier hinter dem anderen auf einer sinnreich konstruierten Bahn vorbeigeführt. An jedem Tier macht jeder Mann immer nur die eine Manipulation. Ich will von der Schweineschlächtereier sprechen.

Die Geschichte fängt so an: In einen Pferch innerhalb der Anlage wird ein Schwein nach dem anderen getrieben. Ein Mann legt jedem Schwein eine Handschlinge um das linke Hinterbein. An einem etwa 5 bis 6 m Durchmesser haltenden massiven Rad, das sich in immer gleichem Tempo dreht — nach Art der sogenannten russischen Schaukeln — befinden sich vier Haken. An dem der Erde nahekommenen Haken wird stets die Schlinge, von der ich soeben sprach, befestigt, so daß ohne Unterbrechung immer vier Schweine mit dem Kopf nach unten durch die Luft gedreht werden. Rechts von dem Rade steht ein Mann, der dem ihm nahekommenen Tier einen Stoß gibt, so daß es auf eine Schiene gleitet, auf der es einen Meter weiter seinem Mörder vor das Messer kommt. Der Mann sticht das Schwein in das Herz, er hat kaum Zeit, das Messer heraus-

zuziehen und am Stahle zu schärfen, da ist das erstochene Schwein schon weitergeleitet, ein neues hängt vor ihm, um den tödlichen Stich zu erwarten. So gehen in endloser Reihe die Tiere von Mann zu Mann weiter. Wenn sie etwa zehn Meter weiter befördert und die Bäuche bis dahin schon gänzlich aufgeschlitzt sind, kommen die Kopfschnitte. Der eine schneidet mit einem einzigen Hieb die rechte Halsseite ein, der nächste die linke. So kommen die Tiere schließlich in nahezu vollständig zerlegtem Zustande, obwohl noch alle Organe zusammenhängen vor eine Reihe von Tierärzten. Der eine läßt seinen Blick prüfend über das ganze Tier schweifen, um eine Markierung anzubringen, wenn das Tier ihm irgendwie verdächtig vorkommt. Der zweite schaut schon nach einem bestimmten Körperteil, der dritte nach einem weiteren. Der vierte schneidet schon ein bestimmtes Organ bzw. bestimmte Muskelpartie heraus, die dann mikroskopisch von anderen Tierärzten untersucht werden. So werden die Tiere auf das gewissenhafteste untersucht. Bei den geringsten Bedenken werden die Tiere mit Merkmalen versehen und bei der nächsten „Weiche“ von der Hauptschiene auf ein Nebengleis abgeschoben. Von da aus geht dann das Schwein in gründliche Spezialuntersuchung. Zum Genuß untaugliche Tiere werden zu Seife eingekocht.

Interessant ist auch die Art und Weise, wie die Borsten von den Schweinen rasiert werden. Alle dazu bestimmten Männer machen stets nur die paar ihnen vorgeschriebenen Striche. Da die Borsten an bestimmten Stellen, so in den Höhlen zwischen Körper und Beinen, in der kurzen Spanne Zeit, die sie vor dem betreffenden Manne hängen, nicht

mit dem Messer beseitigt werden können, werden die Borsten an diesen Stellen mit einer Stichflamme abgesengt.

Stundenlang kann man so mit den Tieren gehen, bis man schließlich sieht, wie sie als Wurst oder Fleisch verpackt, oder als Seife eingekocht werden.

Die automatische Massenfabrication der blechernen Konservendbüchsen geschieht im selben Betriebe, ebenso die Herstellung der Holzgefäße für Schmalz und Seife. Das Abwiegen erfolgt automatisch. Ist z. B. das bestimmte Gewicht an Schmalz in der Büchse oder als Seife im Holzfaß, dann hört der Zufluß von selbst auf.

Der Geruch des warmen Blutes und des frischen Fleisches stellt allerlei Anforderungen an die Nerven der Besucher, nicht minder das Geschrei der dem Tode geweihten Tiere. Dieser Schrei der Schweine ist übrigens wirklich das einzige, was in den Stockyards nicht verwertet wird — wenigstens bis jetzt nicht. Zwei Tage lang nach dem Besuche dieser Riesenschlächtereier vermochte ich keinen Bissen Fleisch zu verzehren. —

Von den vielen Denkwürdigkeiten, die Chicago aufzuweisen hat, will ich nur noch an das Denkmal erinnern, das auf einem sehr gut gepflegten Waldfriedhof den vor mehreren Jahrzehnten hingerichteten Anarchisten errichtet worden ist. Das Denkmal darf als ein ganz hervorragendes Kunstwerk bezeichnet werden. Auf einem hohen Sockel liegt ein toter Arbeiter, neben dem stolz erhobenen Hauptes ein ebenso jugendschönes, wie energisches Weib steht und hellseherisch in die Ferne weist. Das Denkmal, aus Bronze gegossen, ist von ergreifender Schönheit.

In Colorado

Ich mußte ein dickes Buch schreiben, wenn ich auch nur einen wesentlichen Teil von dem aufzählen wollte, was ich in Amerika für mich Bemerkenswertes gesehen habe. Davon kann freilich keine Rede sein. Deshalb müssen die Leser im Fluge mit mir durch Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Indiana, Wisconsin, Illinois, Iowa, Nebraska nach Colorado eilen, damit wir auf schnellstem Wege über Kansas, Missouri, Kentucky, Tennessee und Virginia wieder an den Atlantik gelangen.

Ich war abends in Chicago in den Pullmannwagen gestiegen, fuhr die Nacht durch, den ganzen anderen Tag, mit einer Unterbrechung in Kansas, und fuhr noch eine ganze Nacht im gleichen Wagen, bis ich endlich nach nahezu 36stündiger Fahrt in Denver (Colorado) ankam.

Von allen Städten Amerikas hat Denver mir am besten gefallen. Es ist freundlicher gebaut als die meisten Städte, die ich gesehen und liegt 1600 m über dem Meeresspiegel. Dieser Umstand war es wohl auch, der mir die Stadt besonders sympathisch machte. Kaum vier Stunden vom Felsengebirge, den Rocky-Mountains gelegen, war es für mich schon bei Antritt der Reise ganz selbstverständlich, daß ich da irgendeine Kraxelei würde unternehmen können. Auf die von mir projektierte Tour mußte ich freilich verzichten, weil infolge geradezu ungeheurer Schneemassen die Zufuhrbahnen ihren Betrieb hatten einstellen müssen. Zu vielstündiger Talwanderung im Schnee fehlte mir leider die Zeit. So machte ich dann in Begleitung einiger Senoffen, denen mein Beginnen zunächst sehr verrückt vorgekommen ist, einige Touren, auf die ich hier nicht zurück-

Kommen will. Eine kleine Episode aber darf ich hier nachtragen. Wir fahren mit der Bahn soweit es möglich war und steigen dann führerlos an einer uns landschaftlich ganz besonders interessierenden Station aus. Es war das ein Gebiet, das eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit manchen Teilen der Dolomiten aufweist. Unvermittelt, ohne alle Vorgebirge, steigen gewaltige rote Felsen vor uns auf. Keine Spur von Weg, aber überall Schnee in kolossalen Massen. Dabei war es vollkommen windstill und warm. Um den Rückweg zu finden, brachten wir, wenn es irgendwie angängig war, Zeichen an. Wir waren etwa zwei Stunden lang unter großer Anstrengung allmählich aufgestiegen, einem Gipfel entgegen, der mir erreichbar schien, als wir plötzlich, etwa 200 m über uns, ein kleines Gerüst sahen; wir waren also auf irgend einer „richtigen“ Fährte. Wir erreichten nach etwa halbstündigem weiteren Aufstieg ein kleines hölzernes Verdeck über einen Fußboden, der, wie sich mit absoluter Gewißheit herausstellte, im Sommer von naturfreudigen Menschen aufgesucht und — betanzt wird; denn hier oben (nach meiner Schätzung etwa 2000 m hoch) stand, geschützt nur durch das hölzerne Dach, ein alter Blüthner-Flügel. Echt amerikanisch!

Von dem Plateau aus konnten wir nun einen mit einem kleinen Geländer versehenen Gipfel erkennen, den wir dann auch nach etwa einstündigem weiteren Aufstieg glücklich erreichten. Im Sommer ist die Tour gewiß sehr leicht, uns wurde sie wesentlich schwerer, weil wir nicht nur stundenlang im Schnee waten, sondern zum Schluß auch eine vollkommen vereiste Leiter-Anlage in einer kaminartigen Höhle bewältigen mußten.

Hoch befriedigt von der herrlichen Tour, waren wir spät abends nach Denver zurückgekehrt. Wir waren noch keine fünf Minuten vom Bahnhof entfernt, als wir Zeugen einer sehr aufregenden Szene wurden. Es war soeben gelungen, einen Menschen festzunehmen, der an mehreren vorangegangenen Abenden mit dem Revolver in der Faust in Straßenbahnwagen gesprungen war und die Passagiere gebrandschatzt hatte. Ein Komplize des Biedermannes war vor einigen Tagen von einem Passagier in der Straßenbahn niedergeschossen worden. Wenige Minuten weiter in die Stadt hinein stauten sich vor einem Laden große Menschenmassen; aus begreiflichem Anlaß. In dem Schaufenster hatten die streikenden Bergleute ein Zelt ausgestellt, das von nicht weniger als 147 Flintenschüssen durchlöchert war. Die Grubenbesitzer hatten die streikenden Arbeiter aus den „Wohlfahrtshäusern“ getrieben und dadurch viele Hunderte Arbeiterfamilien gezwungen, im Gebirge Zelte zu beziehen. Die Pinkertons der Minenbesitzer hatten dann die Bergleute in der niedrigsten Weise aufgereizt. Die Arbeiter waren nicht unvorbereitet, und da sie ihre Pappenheimer von früheren Kämpfen her kannten, hatten sie auch längst für Waffen gesorgt. In heftigen Kämpfen, die vier Tage und vier Nächte dauerten, waren auf beiden Seiten mehr als dreißig Menschen erschossen worden. Die Bergleute waren, wie bereits bemerkt, die Provozierten gewesen. Auf sie und ihre Familien war zuerst ohne jeden Grund geschossen worden. Aus einem Maschinengewehr, das auf einem Automat montiert worden war, war das Zeltlager der Bergleute beschossen worden, bevor die Streikenden auch nur einen einzigen Schuß abgegeben hatten.

In Colorado fängt Wild-West an. Da ist es schon gut, wenn man ein Schießeißen bei sich hat.

A m M i s s i s s i p p i

Der Rückweg führte mich u. a. auch nach St. Louis, in dem viele Deutsche wohnen. Der Mississippi ist bei St. Louis 1070 m breit. Etwa sechs Stunden entfernt von St. Louis fließt der Missouri. An einem wunderbaren, schönen Vormittag sind wir im Auto am Ufer des Mississippi bis zur Mündung des Missouri gefahren. Zwei Damm, die wir auf dieser Fahrt erlitten, gewährten uns hinreichend Zeit, die Schönheiten der Landschaft in Ruhe zu genießen. Wenn ich von landschaftlicher Schönheit spreche, so will ich ausdrücklich betonen, daß ich viele Naturschönheiten in den Vereinigten Staaten gesehen habe, aber nichts, was ich eintauschen möchte gegen unseren Rhein, den Harz, den Thüringer Wald, den Schwarzwald oder die deutschen Alpen. Wir haben keinen Mississippi, keinen Strom, der sich mit ihm messen könnte. Aber der Mississippi hat keine Ufer, wie der Rhein, keine rebenbewachsenen Berge und keine sagemumwobenen Ruinen. Es fehlte uns am Mississippi nicht an Zeit, um in Jugenderinnerungen zu schwelgen. Wem kämen am Ufer dieses Stromes nicht die „schönen“ Indianergeschichten ins Gedächtnis, die wir wohl ausnahmslos mit wahrem Heißhunger verschlungen haben. Wer würde am Ufer des Mississippi nicht alle der „Falkenaugen“ und ähnlicher indianischer Helden gedenken, die wir mit Spannung und fiebernden Augen auf ihren Kriegsfahrten begleitet haben, o tempora, o mores! Eine einzige alte, von Sicht und Podagra geplagte Indianerin habe ich

in der Zeit von zwei Monaten zu Gesicht bekommen. Die Indianer sind bekanntlich jetzt in Reservaten angesiedelt worden.

Von St. Louis führten mich Verpflichtungen nach Springfield (Illinois). Hier stattete ich dem Grabdenkmal Abraham Lincolns einen Besuch ab. Es besteht aus einem riesigen Obelisken mit allerlei Bronzegruppen, die amerikanischen Freiheitskrieger darstellen. In einem Parterrezimmer ist ein Museum untergebracht, das zahllose Erinnerungen des bei den Amerikanern in gutem Gedächtnis weiter lebenden Präsidenten birgt.

Die Heimkehr

Über Baltimore, Washington und Philadelphia ging es wieder nach New York zurück. Hoch befriedigt von dem, was ich gesehen und gehört, langte ich wieder im Great New York an. Ich hatte in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten die ungeheuren Schwierigkeiten kennen gelernt, mit denen die amerikanischen Sozialisten zu kämpfen haben, hatte aber als erfreuliche Tatsache konstatieren können, daß es überall vorwärts geht . . .

Die Sonne stand hoch am Himmel, als mir eine große Anzahl von Genossinnen und Genossen das Geleit an Bord des Lloyd-Dampfers in New York gaben.

Drei Tage war dem stolzen Schiffe dann auch der Wettergott günstig gestimmt, dann aber legte er seine Stirn in Falten und peitschte verärgert das Meer auf. Wir ließen uns Vorbauten an den Betten anbringen, damit wir des Nachts nicht aus dem Lager geworfen wurden. Viele sah man von da ab bloß noch an Bord, die sonst nirgends

mehr zu sehen waren und im Speisesaal wurde manches
Sedel aufgelegt, ohne, daß es benutzt worden wäre. Un-
sere Tischgesellschaft erwies sich als seefest. Fröhlich und
guter Dinge verbrachten wir drei „bewegliche“ Tage, dann
aber nahmen Wind und Wellen wieder Vernunft an und
stolz wie ein Held, dem nichts geschehen kann, lief unser
schönes Schiff in Bremerhaven ein.



Gedruckt bei Neesche & Neppel in Leipzig

Philipp Scheidemann: Brief aus Vulpera an Otto Wels. Juli 1919.

Vulpera, 25. Juli [nicht Juni!] 1919

An den Vorstand der sozialdemokratischen Partei
zu Händen des Berlin SW 68.

Lieber Freund!

Es sind fünf Wochen vergangen, seitdem ich als Ministerpräsident demissioniert habe; seit mehr als vier Wochen bin ich im Ausland. Ich habe also Zeit genug gehabt, Weimar und Berlin in aller Ruhe beobachten zu können. Die große räumliche Trennung hat mich dabei erheblich unterstützt.

Ich habe lange gezögert, dem PV das Ergebnis meiner objektiven Betrachtungen mitzuteilen, weil ich mich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, dass ich jetzt, nachdem ich fern vom Schuß bin, gut reden hätte. Ihr kennt mich aber, so habe ich mir schließlich doch gesagt, lange und gut genug, um zu wissen, dass ich vom persönlichen Gesichtspunkten mich niemals leiten ließ, aber aus Kameradschaft und Kollegialität sicherlich mehr geschwiegen habe, als sachlich vielleicht gut gewesen ist. Jetzt steht m.E. aber soviel auf dem Spiel, dass es mir eine Partei- und Gewissenspflicht zu sein scheint, Euch klipp und klar zu sagen, wie ich die Dinge sehe.

Ich fürchte, dass die Partei drauf und dran ist, sich vollkommen zu ruinieren. Was seit einiger Zeit von der Fraktion der Nationalversammlung geleistet worden ist, wird dazu führen, immer mehr Arbeiter in das Lager der Opposition zu führen. Mein Urteil stützt sich freilich nur auf die Berichte bürgerlicher Blätter, die mir in der Schweiz zu Gesicht kommen. Ein deutsches Parteiblatt habe ich trotz mehrfacher Bemühungen nicht zu Gesicht bekommen. Um die Nachsendung des „Vorwärts“ habe ich wieder am Dienstag vor 8 Tagen

gebeten, als ich der Redaktion einen Artikel über Standes- und Klassenbewusstsein geschickt habe. Ob mein Artikel überhaupt erschienen ist, weiß ich nicht. (Ich habe mich später überzeugt, dass der Artikel erschienen ist. d.V.)

Daß die Fraktion sich darauf einließ, mit dem Zentrum allein die Regierung zu bilden, habe ich für einen großen Fehler gehalten. Wenige Tage vor dieser Regierungsneubildung wurde in einer Kabinettsitzung vom Zentrum und von uns bestimmt erklärt, dass eine solche Regierung von keiner der beiden Fraktionen gebilligt und ertragen werden könne. Nachdem das schwarzrote Monstrum einer Regierung gebildet worden war, machte unsere Fraktion Konzessionen auf Konzessionen. Die Auseinandersetzung über die Grundrechte der Verfassung, die erst auf das dringende Verlangen Eberts in den Preuss'schen Entwurf aufgenommen worden sind, und das schließliche Ergebnis der Verhandlungen machten hier einen kläglichen Eindruck. Was dann aber in der Schulfrage konzidiert worden ist, zwingt mich direkt zum entschiedensten Einspruch.

Ist es denn die Aufgabe der Sozialdemokratie, unter allen Umständen in der Regierung zu sitzen? Das Zentrum scheint dieser Ansicht, soweit es selbst in Betracht kommt, nicht zu sein, anderenfalls wäre von seiner Seite die Frage nicht zum Biegen oder Brechen gebracht worden. Für das Zentrum, eine bürgerliche Partei, gibt es also Grenzen, über die es nicht hinausgeht, für die Demokraten, wie sie beim Friedensschluss bewiesen haben, auch. Und wir?

Ich bin heute mehr denn je der Überzeugung, dass die Fraktion auch in der Zustimmung zu dem Schandfrieden einen kapitalen Fehler gemacht hat. Es wird sich in der Zukunft als ein großes Unglück erweisen, dass die Namen Ebert und Müller unter dem Vertrag stehen. (Damals nahmen wir allgemein an, dass die Entente die Unterschriften des Reichspräsidenten und des Außenministers verlangen werde. Sie begnügte sich jedoch mit den Unterschriften der beiden Minister Bell und Müller. d.V.)

Wie will denn die sozialdemokratische Partei für die Erfüllung des Vertrages wirken? So wie es in der sonst sehr guten Rede Bauers vom 22. ds. M. zutage tritt. (Die Rede Bauers war von Ullrich Rauscher verfasst, der ein ausgezeichneter Helfer in solchen Dingen war, wenn es sich um rein politische Fragen handelt; er war begreiflicherweise wenig beschlagen auf den Gebieten der Sozialpolitik und des Arbeiterrechts. Gerade da aber hätte Bauer, der frühere Gewerkschaftssekretär nicht versagen dürfen.)

Dann wird die Arbeiterschaft uns in hellen Haufen davonlaufen. Was aus Bauers Rede in der NZZ. bemerkt wird, dürfte mindestens dem Sinne nach richtig sein:

„Die Leninsche Taktik, die Arbeit im Notfall zu erzwingen, lehnen wir ab. Aber die Reichsregierung wird es mit der Erfüllung des Friedensvertrages ernst nehmen und sich überlegen müssen, wie jeder unüberlegte Streik verhindert werden kann.“

Wenn das richtig ist, so frage ich euch: Was würde die sozialdemokratische Partei einer bürgerlichen Regierung gegenüber tun, die derartiges in diesem Zusammenhang ankündigt? Der Krieg ist die Folge des Imperialismus und diplomatischer Unfähigkeit, wenn nicht gar persönlicher Verbrechen. Der Frieden ist ein schändlich-imperialistischer und der sozialdemokratische Ministerpräsident erklärt – immer vorausgesetzt, dass der mir vorliegende Bericht zutrifft, dass es die Reichsregierung mit der Erfüllung des x-mal von der Regierung für unerfüllbar erklärten „Friedensvertrages“ ernst nehmen und überlegen will, wie sie unüberlegte Streiks verhindern kann!

Daß gegen wilde Streiks schließlich Hemmnisse errichtet werden müssen im Interesse der Arbeiter selbst, ist vollkommen richtig, aber der Zusammenhang in dem hier in der Erfüllung unerfüllbarer Bedingungen des feindlichen Imperialismus und der Streikverbindung gesprochen worden ist, wird, wie ich fürchte, katastrophal wirken. Ich will mich freuen, wenn ich mich täusche.

Unsere Aufgabe kann und darf es nicht sein, unter allen Umständen Regierungspartei zu sein. Wenn es uns nicht gelingt, eine Arbeiterregierung zu bilden, ein Streben, dessen unendliche Schwierigkeiten ich nicht verkenne, dann können wir nur in einer Koalitionsregierung bleiben, mit einem Mindestprogramm, von dem auch kein I-Tüpfel nachgegeben werden darf. Wie die Dinge in Deutschland liegen, kann sich keine Regierung halten, die nicht das Vertrauen der Arbeiterschaft gewinnt. Erst dann wird Ruhe einkehren und wieder gearbeitet werden, wenn das Vertrauensverhältnis der Arbeiterschaft zur Regierung hergestellt ist, nicht aber aufgrund angekündigter Maßnahmen gegen das Streikrecht, nachdem unmittelbar zuvor prinzipielle Schulforderungen verkuhwedelt worden sind, in dem Augenblick, in dem sie durchgesetzt werden mussten und durchgesetzt werden konnten, wenn man mit dem Austritt aus der Regierung gedroht hätte. Dadurch sind den Unabhängigen und Kommunisten ganze Agitationsmühlen geleitet worden. Das Verhalten der preussischen Regierung und der preussischen sozialdemokratischen Partei zeigt aber die Größe des gemachten Fehlers.

Uns fehlt weiter nichts, als das wir noch die Steuern, durch die auch die Arbeiter in fürchterlicher Weise belastet werden, unter Dach und Fach bringen, um unserer Opposition einen solchen Agitationsstoff zu liefern, daß wir uns weder als Arbeiterpartei, geschweige denn in der Regierung halten können ...

In der Regierung mit dem Zentrum, dessen Exponent Erzberger auf das Schwerste kompromittiert ist, müssen wir Schiffbruch leiden. Deshalb muss eine Lösung gesucht und gefunden werden. Ist eine Arbeiterregierung vorläufig nicht zu bilden, dann muß die Regierung durch Aufnahme der Demokraten mindestens wieder auf breitere parlamentarische Basis gestellt werden. Ist keines von beiden durchzusetzen, dann tun wir gut, sobald als möglich aus der Regierung herauszugehen und die Verantwortung für alles, was totsicher kommt, - fortgesetzte Streiks und Putsche mit Blutvergießen, terroristischen Handlungen von links und rechts- anderen zu überlassen. Die Rolle als

Gerichtsvollzieher der Entente-Imperialisten das deutsche Volk mit Gewalt bis aufs Hemd auszuplündern, kann und darf eine sozialdemokratische Regierung nicht spielen. Wir haben die früheren Regierungen bekämpft als Geschäftsträger des deutschen Kapitalismus, jetzt sollen wir selbst die Büttel des ausländischen Kapitalismus und Imperialismus sein?

Ich hoffe, Dich und Molkenbuhr, wenn Ihr in die Schweiz kommt, zu sehen. Wir können uns dann gründlich aussprechen. Nach Deutschland kann ich, was ich am liebsten tun würde, vorläufig nicht kommen, meiner angegriffenen Gesundheit wegen. Ich will mich erst gründlich wieder herstellen, bevor ich in den politischen Kampf gehe. Meine Absicht ist, das gründlich und rücksichtslos zu tun.

Vielleicht ist es empfehlenswert, auch der Fraktion Kenntnis von diesem Briefe zu geben, damit mein Verhalten nach meiner Rückkehr nicht mißverstanden wird.

Mit besten Grüßen für Dich und alle Kollegen.

Ph. Scheidemann

Philipp Scheidemann: „Den Bestien entschlüpft!“

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind Abschnitte einer umfangreichen Arbeit, die zu sehr verschiedenen Zeiten gemacht worden sind. Der aufmerksame Leser wird das sehr bald bemerken. Die Abschnitte [Lücke] wurden im Frühjahr 1933 in Karlsbad geschrieben. Andere Teile entstanden in Zbraslaw bei Prag oder später in Prag selbst. Einige Ergänzungen wurden später gemacht. Die Einleitung, Kapitel [I] bis [VI] schrieb ich in Kopenhagen teils im März, teils im April 1936. Monatelang blieb die Arbeit wiederholt liegen, weil die Tagesarbeit, aus der ich dort in der Hauptsache den Lebensunterhalt gewinnen mußte, mir keine Zeit ließ für Arbeiten, die nichts eingebracht hätten. Vom Sommer 1934 bis zum Frühjahr 1936 blieb die Arbeit unberührt liegen.

Die Aufzeichnungen wurden in der Absicht begonnen, sie wie ein Familiendokument verwahren oder in einem öffentlichen Archiv deponieren zu lassen. Meine Nachkommen, meinethalben auch andere Interessenten, Politiker oder Historiker, sollten später nachlesen können, wie der Ur oder gar Ur-Ur-Großvater nach fünfzigjähriger politischer Tätigkeit sein Leben als „ausgebürgerter“ Deutscher und demokratischer Sozialist hat beschließen müssen und wie er den Untergang der SPD beurteilt hat.

Die vorliegende Arbeit ist zu einer gar nicht beabsichtigt gewesenen Fortsetzung meiner Memoiren geworden, die bereits 1928 gedruckt worden sind. Wie mein ganzes Leben ein Kampf für die Freiheit und die wirtschaftliche Wohlfahrt Aller gewesen ist, so wurde das Ende meines Lebens, das eigentlich mehr parteigeschichtlicher Arbeit gewidmet sein sollte, doch wieder Kampf und zwar ein Kampf unter sehr ungünstigen Umständen.

Zunächst war es sogar ein Ringen um eine Zufluchtsstätte und das tägliche Brot, bis wohlhabende Freunde halfen - ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Über das Schicksal dieser Aufzeichnungen zu befinden, soll denen vorbehalten bleiben, denen ich sie hinterlasse, falls ich nicht mehr selbst entsprechende Bestimmungen treffen kann. - Den Lesern empfehle ich, meine Memoiren zur Hand zu nehmen und mindestens sie beiden Vorworte, die der „Volksausgabe“ vorgedruckt sind, zu lesen. Manche Stellen dieser Schrift werden dann leichter verständlich sein.

Fünfzig Jahre lang war ich Mitglied der Sozialdemokratischen Partei in Deutschland (SPD), wohlgezählte dreißig Jahre lang war ich ununterbrochen Mitglied des Deutschen Reichstages oder der Deutschen Nationalversammlung. Daß ich bemüht gewesen bin, stets meine Schuldigkeit zu tun, anerkannte die Partei deutlich genug, schickte sie mich doch - mehrmals gegen meinen Willen - in wichtigste parteiorganisatorische und staatliche Positionen. Je stärker die Arbeit und je umfangreicher der Parteibetrieb geworden war, um so schwächer wurde leider ihre Führung. Schließlich wurde sie in Wirklichkeit von drei Akademikern, deren Rassezugehörigkeit den meisten unserer Gegner ein Scheuel und Greuel war, geführt. Dem Arbeiter war das vollkommen gleichgültig gewesen, weil sie nicht nach der „Rasse“ oder der Religion der Genossen, sondern nach ihrer Überzeugung und ihrer Sauberkeit fragten. Die Gegner achteten umso mehr auf „Rassereinheit“ und bauten ihre Agitation immer mehr auf den „Juden“ auf, die nicht nur ganz Deutschland in das tiefste Elend geführt, sondern auch die Sozialdemokratie in „ihre vaterlandsfeindliche“ Stellung hineinmanövriert hätten. Wir brauchen auf diesen Unsinn hier nicht näher einzugehen. Vom agitatorischen Standpunkt aus gesehen - aber nicht nur von diesem aus - war die „jüdische“ Direktion der SPD eine nicht gerade hervorragende taktische Parteipfiffigkeit, Praktisch und

sachlich war die Tatsache der akademisch-jüdischen Führung für eine viele Millionen zählende Arbeiterpartei etwas blamabel. Die nominellen Führer der Partei, Wels und Vogel, waren nur Kulissen oder Lautsprecher der wirklichen Führer [Friedrich] Stampfer, [Paul] Hertz und [Dr. Rudolf] Hilferding. Die Verantwortung für alles, was getan oder unterlassen wurde, trugen vor aller Welt Otto Wels und Vogel. Diese Tatsachen waren in ihrer Bedeutung für die Parteipolitik über einen kleinen Kreis klarsehender Genossen hinaus gar nicht erkannt worden. Die vorliegende Schrift geht, soweit das unbedingt notwendig erscheint, auf diese wenig erfreuliche Tatsache ein.

Eine weitere bedauerliche Feststellung muß hier gemacht werden, weil ich nicht weiß, wo ich sie sonst machen sollte, darf ich doch als Emigrant weder öffentlich reden, noch (unter meinem wirklichen Namen) schreiben, was ich gern ungeschminkt sagen möchte. Wollte ich mich an diese Bindungen der Emigranten nicht kehren, so würde das für mich in den Gastländern, noch schlimmer aber für meine Angehörigen in der Heimat, sich auswirken. Unter einem Pseudonym kann ich für Philipp Scheidemann Richtigstellungen auch nicht machen. Vielfach hat uns die Erfahrung gelehrt, daß die Kenntnis der Politik, die die SPD vor, im und unmittelbar nach dem Weltkrieg gemacht hat, außerhalb Deutschlands sehr dürftig ist. Je geringer diese Kenntnisse sind, umso härter fallen aber stets die Urteile über die Politik der SPD aus. Die Zahl der älteren Genossen, die die Jahre von etwa 1890 bis 1930 tätig mit erlebt haben, wird immer kleiner. Die Zahl derer, die aus eigenem Erleben schriftliche Aufzeichnungen gemacht haben, ist, soweit bisher bekannt, leider gleich Null. Die Jugend ist also angewiesen auf Bücher, die von mehr oder weniger gut informierten, mehr oder weniger objektiv urteilenden Autoren verfaßt worden sind. Im Januar 1936 stiftete der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Reichstagsfraktion Dänemarks, Hartwig Frisch, mir zwei von ihm verfaßte Bände „Fra Brest-Litowsk til Rapallo - Europas politiske Historie 1917-1922“.

Die ungenügende Kenntnis der Politik der SPD ist eine nicht ganz ausreichende Legitimation zur Abfassung geschichtlicher Betrachtungen über die deutsche Partei. Hartwig Frisch hat fünfundsechzig Quellen, die er für sein Buch benutzt hat, in seinem Literaturverzeichnis angeführt. Die zwei Memoirenbände des ersten sozialdemokratischen Reichskanzlers der Deutschen Republik - sie wurden, mehr als 850 Seiten stark, 1928 gedruckt - , ebenso das sehr fleissig gearbeitete Buch des letzten sozialdemokratischen Reichskanzlers der Deutschen Republik - Hermann Müller - kennt Frisch aber nicht! Jedenfalls erwähnt er keines der beiden Werke. Wenn er die Arbeiten seiner eigenen Parteigenossen gekannt hätte - sie waren beide nicht nur Reichskanzler, sondern auch Vorsitzende der SPD! - , dann hätte das seinen Betrachtungen nicht zum Schaden gereichen können.

Im Verlaufe der vorliegenden Aufzeichnungen wird mehrfach auf die Unhaltbarkeit mancher Urteile über die SPD hingewiesen.

Kopenhagen. den 30. April 1936

[handschriftlich] Philipp Scheidemann

Bemerkung des Herausgebers:

Diese Vorbemerkung von 1936 ist mit der Einleitung zum Dritten Band von 1939 zu vergleichen. Ein solcher Vergleich fördert den Wunsch des emeritierten Staatsmannes Scheidemann zu Tage, daß diese beiden Schriften, wenn es damals möglich gewesen wäre, Ergänzungen und Revisionen seiner zweibändigen *Memoiren eines Sozialdemokraten* von 1928 und der einbändigen Volksausgabe von 1930 darstellen.

I. Warnung aus guter Quelle.

Im Oktober 1932 empfing ich in meiner Berliner Wohnung den Besuch eines mir bis dahin völlig unbekanntes Mannes. Er nannte seinen Namen und erklärte, daß er mit einer wichtigen Mitteilung komme. Er schickte voraus, daß sein Vater mir politisch nahegestanden, mich persönlich auch sehr geschätzt habe. Infolge der Erzählungen seines Vaters im Familienkreis habe auch er - mein Besucher - schon in seiner Jugend Sympathie für mich gewonnen. Seine Achtung vor mir habe ihn zu dem heutigen Besuch veranlasst, er komme direkt aus dem engsten Kreise des Grafen Helldorf¹.

Natürlich überraschte mich diese Einleitung nicht wenig. Ich bat den Herrn, den Zweck seines Besuches ohne Umschweife mitzuteilen. Er kam dieser Aufforderung sofort nach. Seit mehreren Jahren sei er Nationalsozialist, er glaube an die guten Absichten seiner Partei, billige die Gehässigkeit, mit der sie die Gegner bekämpfe, jedoch nicht. Sein Gewissen habe ihm keine Ruhe gelassen. Ich sei in der größten Gefahr, und er wolle mich warnen.

Da er eine kleine Pause machte, fiel ich ihm ins Wort, wies auf die vielen Drohbriebe hin, die seit Jahren täglich an mich geschickt würden, erinnerte an die Überfälle auf mich, die Erlebnisse in meinen Versammlungen, sowie auf das mißglückte Blausäureattentat bei Kassel. Ich sei auf Berufsunfälle aller Art vorbereitet, sodaß er rücksichtslos weitersprechen könne. Der Besucher berichtete dann weiter. Seine Partei werde in kurzer Zeit alle Macht erobert haben. Die Außenstehenden wüßten nicht, daß alle politischen. Verwaltungsbehörden mit Nationalsozialisten längst stark durchsetzt wären. Die SPD habe vollkommen versagt. Als die Minister Severing und Braun aus ihren Ämtern entfernt worden seien, ohne daß die SPD einen Finger zur Abwehr gerührt habe, hätten sich viele seiner Führer „vor

¹ Polizeipräsident von Berlin von 1935 bis 1944

Vergnügen besoffen“, weil die SPD als ernsthafter Gegner nicht mehr in Betracht komme. Über die Führer der SPD mache man sich in seinen Kreisen lustig. Man wisse ganz genau, daß die eigentlichen Leiter Juden seien.

Ich hatte mehrmals Einwendungen gemacht und bat den Besucher, die SPD aus dem Spiele zu lassen, ich könne mit ihm darüber nicht diskutieren. Er sprach dann weiter. Die NSDAP habe alle Vorbereitungen für die Machtübernahme getroffen, ebenso für die Politik, die sie dann machen müsse. Zu den Vorbereitungen gehöre auch die Unschädlichmachung der Gegner. Das müsse mich jedenfalls interessieren. „Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nicht gekommen bin, um meine Partei zu verraten, aber ich will Sie vor dem Galgen bewahren.“ Auf meinen scherzhaften Einwand, daß der Galgen in Deutschland nicht gebräuchlich sei und daß auch noch heute die Nürnberger keinen hängen könnten, die hätten ihn denn, antwortete er, daß es für seine Parteigenossen Hindernisse zur Durchführung ihrer Pläne nicht geben werde. Was das Nürnberger Sprichwort angehe, so wolle er mir gerade helfen, daß es erneut bestätigt werde.

Die Unterredung hatte schon nahezu eine Stunde gedauert. Ich hatte den Eindruck gewonnen, daß mein Besucher einer jener Menschen war, die infolge jahrelanger Erwerbslosigkeit von der Verzweiflung gefaßt, erst Mitläufer, dann untere Führer der Bewegung werden, von der sie Hilfe aus der Not erwarten. Sicherlich war mein Besucher kein schlechter Mensch. Ich fasse zusammen, was er mir in der langen Unterredung alles gesagt hat.

Im Kriege schon wollte er dem Grafen Helldorf persönlich nahe gekommen sein. Beide hatten sich nach mehreren Jahren auf der Straße - auf dem Kurfürstendamm - als „Alte Kriegskameraden“ wieder getroffen, waren in die Weinstube von Peltzer zechen gegangen und hatten natürlich, der Graf stark angetrunken, politisiert. Seit jenem Tage habe er dem engsten Zirkel Helldorfs

angehört und sei über alles in Bilde. Am ersten Tage nach der Machtübernahme sollten die bekanntesten Führer der SPD und der Kommunisten gefangen gesetzt werden. Am dritten Tage sollte ich bestimmt am Brandenburger Tor hängen. Ein Sondergericht würde nun die Fragen zu beantworten haben, ob ich Landesverrat begangen hätte oder nicht. Das Urteil wäre natürlich nicht zweifelhaft bei der Einstellung seiner Parteigenossen. Innerhalb weniger Stunden würde das Urteil vollstreckt werden.

Hier erlaubte ich mir eine Bemerkung, daß seine Freunde mit dem Vorwurf des Landesverrates sich lächerlich machten, übrigens scheinen sie wirklich keine Minute verlieren zu wollen. Da der Besucher nicht sofort antwortete, sagte ich noch, daß es verflucht langweilig sein würde, ganz allein am Brandenburger Tor zu hängen. Darauf bemerkte der vertraute Freund des Grafen Helldorf, daß ich nicht allein hängen würde, die Abgeordneten Crispian und Dittmann sollten mit mir gehängt werden. Wahrscheinlich habe ich bei dieser Bemerkung nicht nur die Augen, sondern auch den Mund weit aufgesperrt. Er sagte: „Für diese Herren interessiere ich mich nicht, deshalb habe ich von ihnen gar nicht gesprochen.“ Auf meine erstaunte Frage, warum gerade diese Beiden - -? antwortete er: „Dittmann hat die Matrosenmeuterei, die zur Revolution führte mit vorbereitet; Crispian hat gesagt, daß er kein Vaterland anerkenne“. Über meine besondere Verworfenheit in den Augen der Nazisten fiel während der Unterhaltung kein Wort seitens des Besuchers. Wahrscheinlich war man jedoch in der NSDAP ganz allgemein von der Notwendigkeit überzeugt, mich schnellstens zu erledigen.

Die Vorwürfe gegen Crispian und Dittmann, die beide Unabhängige und keineswegs meine intimeren Freunde waren, nebenbei sei es gesagt, waren gänzlich unbegründet, ein Untersuchungsausschuss des Reichstages hat das nach jahrelang fortgesetzter Verhandlung einwandfreie Verhalten Dittmanns in der Marineangelegenheit festgestellt. Die Auslassung

Crispiens hat man aus dem Zusammenhang einer Rede gerissen, die er auf einer Parteitagung der Unabhängigen gehalten hatte, und ihr dadurch eine Deutung gegeben, die sie ursprünglich gar nicht gehabt hat. Da man gegen die genannten drei Sozialisten seit Jahren in allen Naziblättern und -Versammlungen, aber auch in den republikanischen Schulen, ungehemmt hatte hetzen können, war es schließlich zu verstehen, daß man sie -zur Beleuchtung der nazistischen Schande an die Laternenpfähle am Brandenburger Tor hängen wollte.

Der Besucher, der immer wieder auf seinen verstorbenen Vater hinwies, versicherte, daß er sein Gewissen erleichtert fühle, nachdem er mich gewarnt hätte. Er werde mir rechtzeitig Bescheid geben, wenn ich mich in Sicherheit bringen müsse. Er werde telefonisch oder brieflich nur drei Worte gebrauchen: „Es ist Zeit!“ Es sei möglich, daß es sich dann noch bis zu vierzehn Tage - „Galgenfrist“, fiel ich ins Wort - handeln könne. Jedenfalls hätte ich mindestens drei Tage Zeit. Er würde vorzüglich informiert sein, immerhin könnten im letzten Stadium taktische Notwendigkeiten eintreten. Hier machte er zum ersten Male eine spöttische Bemerkung: „Sie wissen, daß auch die unabhängigen Sozialdemokraten um Dittmann und Ledebour den von ihnen bereits festgestellten Termin zum Anfang der Revolution in den ersten Novermbertagen des Jahres 1918 um eine Woche vertagt haben, sodaß die SPD ihnen schließlich zuvorkommen konnte.“

Der nazistisch entgleiste Sohn eines sozialdemokratischen Vaters schied mit der Bemerkung, daß er noch einmal kommen werde, falls ihm das notwendig erscheinen sollte.

II. Die Republik wird erdrosselt.

Größere Reisen führten mich durch fast alle Teile des Reiches zur Abhaltung von Wählerversammlungen. Den Besuch vom Oktober 1932 hatte

ich längst vergessen. Wochen und Monate gingen ins Land. Die Wahlen im November waren vorüber, die Nationalsozialisten hatten zwei Millionen Stimmen seit der letzten Wahl verloren. Die politischen Ereignisse überstürzten sich. Drei Reichskanzler lösten sich innerhalb weniger Wochen ab. Jeder Tag brachte Überraschungen der übelsten Art. Am 30. Januar 1933 ernannte Hindenburg den nationalsozialistischen Führer Hitler zum Reichskanzler. Damit war das Unheil, das viele längst hatten kommen sehen, eingetreten. Die Kommunisten hatten Hitler geradezu herbeigesehnt, weil er nach ihrer Meinung sowieso einmal kommen müsse, aber schnell abwirtschaften werde. Der Bolschewismus werde das Proletariat dann aus aller Not erretten. Ähnliche Gedankengänge, freilich ohne den ausdrücklichen Hinweis auf den Retter Bolschewismus, hatte in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion auch der spätere Führer der SAP-Sozialistische Arbeiter Partei- Seydewitz vertreten. Der nationalsozialistische Stimmenverlust hatte uns Hoffnung auf ihren weiteren Rückgang gemacht. Wir hatten unsere Kräfte verdoppelt. Alle bekannteren Redner der sozialdemokratischen Partei sprachen in überfüllten, meist freilich sehr stürmisch verlaufenden Versammlungen. Die Stimmung der sozialdemokratischen Arbeiter war bis zur Siedehitze gediehen. In jeder Versammlung wurde des Rednern zugerufen, ob die Partei wieder wie im Juni 1932 tatenlos zuschauen wollte.

Allen Rednern war die strikte Weisung von Berlin aus gegeben worden, überall zur unbedingten Disziplin zu ermahnen: „Keiner darf auf eigene Faust etwas unternehmen. Der Parteivorstand ist auf alles vorbereitet und wird im richtigen Augenblick auf den Knopf drücken“. Ich hatte in Berlin vertraulich mit maßgebenden Genossen gesprochen und sie gefragt, ob man wirklich „drücken“ werde? - „Jawohl, wir werden drücken, dann aber los!“ Wohl alle Redner haben in der angeordneten Weise gutgläubig gewirkt. Vielfach löste der Hinweis auf den „Knopf“ Lächeln aus, spöttische und

erbitterte Zurufe, sogar solche beschimpfender Art gegen die Parteiführung waren nichts seltenes. Ich habe an die Berliner Parole in dieser Lebensfrage der Partei geglaubt, weil ich ein restloses Versagen der Führung, zu der ich freilich großes Vertrauen seit Jahren nicht mehr hatte, für unmöglich hielt. In meiner Familie hatte ich vor Beginn meiner letzten Versammlungstour einige Anordnungen getroffen, damit die Überraschung bei dem zu erwartenden Generalstreik nicht gar zu groß sei. Daß mit dem Generalstreik, der vielleicht Anfang eines blutigen Kampfes sein könnte, begonnen werden müsse, glaubte nicht etwa nur ich.

Inzwischen war Göring von Hitler als Polizeiminister berufen worden. Niemals hat eine Polizeiseele ihr Ziel gewissenloser und mit brutaleren Mitteln zu erreichen versucht, als dieser Mensch. Das neue Regiment hatte den erst im November gewählten Reichstag wieder aufgelöst. Die Neuwahlen waren für den 5. März ausgeschrieben worden. Das Ziel war ganz klar, Hitler wollte und sollte für sein und seiner Freunde Treiben ein unbedingt gefügiges Parlament erpressen, gleichviel welche terroristischen Mittel angewendet werden mußten. Daß die kommunistischen Stimmen ausnahmslos für ungültig erklärt werden sollten, war offen gesagt worden. Die SPD sollte im Wahlkampf zu Grunde terrorisiert werden. Von den übrigen Parteien wurde angenommen, daß sie glatt zu Kreuze kriechen und bei den Nazisten Unterschlupf suchen würden. Es begann ein unerhörter Wahlterror. Sozialdemokratische und kommunistische Zeitungen, Flugschriften und Versammlungen wurden verboten. Von ca. 190 sozialdemokratischen Tageszeitungen waren vier Wochen nach der Berufung Hitlers schon 171 unterdrückt. Kurz darauf erschien nicht mehr eine einzige. Göring erließ einen Aufruf an die Polizei, durch den sie aufgefordert wurde, sich ganz energisch „national zu betätigen“. Wer dabei von der Schußwaffe Gebrauch mache, werde von ihm gedeckt werden. Die Folgen dieses Aufrufes kann man sich vorstellen. Die

Plakatsäulen, sowie alle Zeitungen, ebenso das Radio standen ausschließlich Hitler zur Verfügung. Wo der Versuch gemacht wurde, sozialdemokratische oder kommunistische Versammlungen abzuhalten, wurden sie gesprengt. Überall wurden Zusammenstöße provociert, Arbeiterblut floß in allen Städten.

In diesen Wochen des wahnwitzigsten Terrors sprach ich jeden Tag, mitunter zweimal, Sonntags dreimal - oft trotz der Kälte oder des Regens unter freiem Himmel.- in immer überfüllten Versammlungen.² Oft genug waren die Eingänge zu den Sälen oder Versammlungsplätzen von hunderten uniformierter Nazis besetzt, sodaß es Mühe kostete, an die Rednerpulte zu gelangen. Nirgends ließen die Sozialdemokraten sich provocieren. Der Schießerlaß Görings hatte deutlich genug gezeigt, was beabsichtigt worden war. In einer Versammlung zu Ludwigsburg bei Stuttgart waren die Nazisten massenweise im Saale vertreten, merkwürdigerweise hatten sie sich, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, im hintersten Teile des Saales placiert. Den Grund sollten wir bald genug erfahren. Kaum zwei Minuten mochte ich gesprochen haben, als schon ein Hagelgewitter von Zwischenrufen mich unterbrach. Nach etwa weiteren fünf Minuten erfolgte eine furchtbare Explosion, der Saal war sofort mit Rauch dichtgefüllt. Unter dem Klavier, das auf der Bühne in der Nähe des Rednerpultes stand, war eine mit Pulver und Eisenstücken gefüllte Blechdose explodiert. Die Sprengstücke der wahrscheinlich nicht erstklassig hergestellten Bombe haben nur deshalb keinen großen Schaden anrichten können, weil das Klavier mit Dutzenden von Mänteln belegt war, die auf allen Seiten bis auf den Erdboden herabhingen. Diese Mäntel waren zum Teil grausam zugerichtet, hatten aber doch eine wirksame Schutzwehr gegen die Eisenstücke und Drahtstifte gebildet. Ich hatte das Rednerpult nicht verlassen und bat die sehr aufgeregte Versammlung, in

² Scheidemanns Taschenkalender ist im IV. Band abgebildet (vgl. Versammlungen Nr. 371 von 12.12.1932 bis Nr. 379 am 23.02.1933).

der die Frauen furchtbar schrien, ruhig sitzen zu bleiben, wenn die Nazi, die den Saal schnellstens verlassen hatten, hätten ja für heute ihr letztes Pulver verschossen.

III. Im Zirkus eingesperrt. Es ist Zeit!

In der letzten Februarwoche [1933] war ich für Rheinland-Westfalen als Redner angekündigt. Unter dem nazistischen Terror hatten die Zeitungen in Essen, wo meine Tour beginnen sollte, in zollgroßen Buchstaben auf ihren ersten Seiten drucken müssen: „Wir lassen den Landesverräter nicht reden!“

Am Bahnhof in Bochum holten Freunde aus Essen mich im Auto ab, damit ich am Essener Bahnhof nicht schon von Freunden des Herrn Hitler empfangen und ihrer Erziehung gemäß behandelt werde. In dem Auto saßen zwei ältere Genossen, beide bleich wie Leichen auf Urlaub. „Nanu, was ist los mit Euch?“ Ihren Bericht fasse ich zusammen. Es mochte etwas nach zwei Uhr mittags sein, die Versammlung war für acht Uhr abends einberufen. Trotzdem müßten wir sofort nach Essen und in den Zirkus, weil später eine Möglichkeit noch hineinzukommen, kaum bestünde. „Also ist der Zirkus jetzt schon besetzt von den - Nazis?“ „Ja, zu neun Zehnteln.“ Ich sagte den Beiden, daß die Versammlung unter solchen Umständen natürlich nicht zustande kommen würde, man würde sie sprengen, oder die wenigen Sozialdemokraten hinausprügeln und einen Naziredner sprechen lassen. Unter den gegebenen Umständen sei es direkt Unsinn, den Versuch zu machen, in den Zirkus zu kommen. Darauf meine Freunde: „Die ganze Stadt ist voll SA, immer neue Massen marschieren dem Zirkus zu. Trotzdem müssen wir den Versuch machen, hineinzukommen.“ - „Ihr wollt mit offenen Augen in eine unmögliche Situation. Habt ihr Euch vorgestellt, was da vermutlich passieren wird? Wer trägt die Verantwortung? Ich will mir den Vorwurf der Furcht natürlich nicht

machen lassen. Meinethalben also los!“ - „Wie wir Sie in den Zirkus bringen sollen, wissen wir freilich noch nicht. Er ist von tausenden SA-Leuten umstellt, in allen Zufahrtsstraßen marschiert SA weiter auf.“ - „Mich kennt hier leider jeder Mann, sodaß ich durch den Haupteingang überhaupt nicht gehen könnte. Man würde mich schon draußen totschiagen.“

In Essen angekommen sah ich, daß die Situation viel schlimmer war, als man sie mir geschildert hatte. Daß diese Versammlung nicht zustandekommen konnte, war absolut klar. Aber ich kannte die Arbeiter und wußte sehr genau, daß ich für alle Zeit ihr Vertrauen verloren haben würde, wenn ich mich geweigert hätte, den mir zugemuteten Unsinn mitzumachen.

Der parteigenössische Wirt eines kleinen Restaurants, das wir aufsuchten, um die Situation zu besprechen, setzte sich telefonisch mit dem ihm befreundeten Verwalter des Zirkusgebäudes in Verbindung. Wie kommt man in den Zirkus? Das Telefongespräch dauerte ziemlich lange. Der Kriegsplan schien nun allmählich zu reifen. Schließlich war er fertig. Der massiv gebaute Zirkus stand eigentlich nur auf drei Seiten vollkommen frei. An der vierten Seite führte eine schmale Straße vorüber. Diese Straße wurde für den Durchgangsverkehr kaum benutzt, außerdem führte von ihr aus eine kleine, fast gänzlich unbekannte Pforte durch die den Zirkushof umgebende niedrige Mauer. Wir vernahmen die Einzelheiten des verabredeten Planes mit gespanntem Interesse. Drei Automobile wurden gebraucht, die in kleinen Zwischenräumen durch die enge Straße fahren sollten. Das erste Auto würde kurz vor der erwähnten Pforte hupen, das sollte das Zeichen zum Öffnen der Türe sein. Der zweite Wagen sollte dann kurz vor der Pforte zweimal hupen und so langsam fahren, daß ich aus dem Wagen hinausspringen und durch die geöffnete Türe gehen könnte. Das dritte Auto sollte das Manöver decken. Daß man eine Versammlung abhalten kann, die fast nur von Gegnern besetzt ist - andere als uniformierte Nazis hatten die SA-Leute überhaupt nicht mehr in den

Zirkus gelassen - und in die der Redner nur auf die geschilderte Weise hineingelangen kann, ist eine törichte Annahme.

Als ich das eigentliche Zirkusgebäude betrat, nämlich den Umgang unter den amphitheatralisch aufgebauten Plätzen, wurden fünf Reichsbannerleute von Arbeitersamaritern mehr vorübergetragen als geführt. Die armen Teufel glichen wandelnden Blutklumpen, sie waren blutüberströmt von Kopf bis zu den Füßen und konnten sich kaum auf den Beinen halten. Die Nazis hatten sie aus der Straßenbahn, mir der sie zum Zirkus fahren wollten, herausgeholt und viehisch mißhandelt. Bevor ich mich weiter umsehen konnte, war ich in eine kleine, etwa vier Quadratmeter große Privat-Garderobe geschoben worden, die man hinter mir verschloß. Ein kleines Tischchen, ein Stuhl, ein Spiegel und eine kleine mit Drahtgitter geschützte elektrische Birne, das war offenbar der Ankleideraum irgendeines Zirkusangestellten. Dieser Bunker wäre angesichts der obwaltenden Verhältnisse gut geeignet gewesen zur Abfassung eines Testaments. Die Einzelhaft war wenig erbaulich. Immer wieder hörte ich wilde Landsknechtsgesänge und tollen Lärm. Ab und zu rasten größere Haufen der SA an meiner Tür vorüber. Merkwürdigerweise hat niemand die Tür entdeckt. Von meinen Freunden ließ sich niemand sehen. Nachdem ich etwa drei Stunden in dem Raum zugebracht hatte, erzitterte plötzlich das ganze Gebäude infolge eines unbeschreiblichen Geheuls und dem Getrappel schwerbestiefelter Füße. Dann wurde die Tür blitzschnell geöffnet, herein stürzten meine beiden Begleiter von Bochum her. Davon sagte der eine, der am ganzen Körper bebte: „Ein Polizeihauptmann hat mich aufgefordert, den Versammelten zu sagen, daß sie ruhig den Zirkus verlassen sollen, denn die Versammlung könne nicht stattfinden. Aus allen Nachbargemeinden werde weiterer Anmarsch von SA gemeldet, sodaß mit Unruhen gerechnet werden müsse“. Das habe er der Versammlung mit dem Bemerken gesagt, daß ihm das Versammlungsverbot umso mehr leid wäre, weil der angekündigte Redner

schon seit drei Stunden im Hause auf den Anfang der Versammlung warte! Diese Mitteilung habe wahre Tobsuchtsanfälle zur Folge gehabt. Man habe geschrien, und schreie noch: „Wo ist der Hund? Wir zerreißen ihn!“ -

Die Freunde Hitlers haben sich also zu vielen Tausenden nach mir geseht. Die Frage war jetzt, wie kommen wir hier wieder heraus? Stundenlang konnte davon keine Rede sein, weil die SA den Zirkus immer wieder durchsuchte, um das Scheusal, nach dem sie sich alle sehnten, zu finden. Später konnten wir feststellen, daß die kleine Tür zu unserem Gefängnis wirklich nur Eingeweihte finden konnten. Das ist unsere Rettung gewesen.

Unser „Ausflug“ gelang etwa gegen halb zehn Uhr abends. Er wurde, diesmal nur mit zwei Wagen, ähnlich arrangiert wie der „Einzug“ sieben Stunden zuvor. Meine Parteifreunde hatten nun doch eingesehen, daß es unmöglich sein dürfte, noch eine Versammlung mit mir als Redner im Rheinland abzuhalten. Wie wollten nach allen Orten telefonieren, daß man die Versammlungen abbestellen möchte. Mir sagten sie jetzt ganz offen, daß sie für mein Leben im Zirkus keinen Pfennig gegeben hätten, aber hinein hätten wir gehen müssen, „freilich war es unverantwortlich von uns“. Ich sollte sofort nach Berlin zurückreisen. Alle Bahnhöfe, die wir im Auto aufsuchten, waren von SA besetzt. Irgendwo hofften die Helden, den bereits von ihrem Führer im Jahre 1923 für vogelfrei erklärten Hoch- und Landesverräter noch zu erwischen.

Es gelang schließlich in Düsseldorf unter Anwendung ziemlich komplizierter Manöver, mich in den Schlafwagen eines Zuges, der nach Berlin fuhr, in Sicherheit zu bringen.

Ich habe dieses Essener Erlebnis deshalb so eingehend geschildert, weil es die Umstände, unter denen die Wahlen vom März 1933 durchgeführt

worden sind, hinreichend kennzeichnet. Viele meiner Freunde werden ähnliche Erlebnisse gemacht haben.

Meiner Familie berichtete ich zunächst keine Einzelheiten über die Erlebnisse in Essen, um sie nicht noch mehr in Unruhe zu versetzen, sorgten sie sich meinerwegen seit Jahren doch gerade genug. Unter den Briefen auf meinem Schreibtisch lag übrigens einer, der nur drei Worte enthielt: „Es ist Zeit!“ Der Besuch vom Oktober 1932 fiel mir wieder ein.

IV. Abschied aus Deutschland.

Die Berliner Straßenbahnen oder die Untergrundbahn konnte ich schon seit vielen Monaten nicht mehr benutzen, weil ich auf jeder Fahrt angepöbelt wurde. In unmittelbarer Nähe meiner Wohnung war ich in der zweiten Februarwoche 1933 wiederholt am hellen Tage belästigt und beschimpft worden. Ich fuhr also am Tage nach dem Essener Erlebnis in einem Auto zum Parteivorstand in der Lindenstraße, wo ich selbst viele Jahre lang, bis Ende 1919, die Partei mit „geführt“ hatte. Etwa sieben bis acht Mitglieder des Parteivorstandes waren anwesend. Es herrschte große Aufregung in dem Sitzungszimmer, in dem ich auch einige sächsische Genossen bemerkte. Diese verließen den Raum, bevor ich mit meiner Schilderung der Essener Erlebnisse begann und die allgemeine Stimmung im Lande skizzierte. Im Anschluss daran sprach ich nunmehr auch über meinen Oktoberbesuch. Crispian und Dittmann waren nicht gerade sehr erfreut über die nazistischen Absichten, sie neben mich zu hängen. Dann sagte ich den versammelten Mitgliedern des Parteivorstandes, daß ich bereit sei alles, was sie beschlossen hätten oder noch beschließen würden, zu tun. Trotz meiner bald achtundsechzig Jahre würde ich auch auf der Straße kämpfen. „Nur eines dürft Ihr nicht von mir verlangen, daß ich mich in meine Wohnung setze und abwarte, bis mich ein Haufen nazistischer

Lausejungen aufsucht und inmitten meiner Familie totschiägt. Was also soll geschehen, - wird auf den Knopf gedrückt oder nicht?“

Nach aufgeregtem Hin und Her sagte Hans Vogel, einer der beiden Parteivorsitzenden: „Wir können in diesem Augenblick unmöglich sagen, was morgen oder übermorgen oder spätestens am Tage nach der Wahl geschehen soll. Keinen von euch dreien können und wollen wir entbehren. Aber im Augenblick belastet ihr uns doch mit schwerer Sorge; die müßt ihr uns nach Möglichkeit ersparen. Wie gerade euch drei die Nazisten hassen, ist allgemein bekannt. Ihr seid heute bestimmt am meisten gefährdet, und müßt euch deshalb sichern. Wir müssen uns nach Möglichkeit davor hüten, daß die Gegner über unser Tun entscheiden. Die Freiheit des Handelns müssen wir unter allen Umständen behalten. Zwischenfälle müssen vor dem Wahltag vermieden werden. Wenn man einen von euch in der Wohnung oder auf der Straße mißhandeln oder gar totschiagen würde, dann wäre natürlich der Teufel los. Das muß verhütet werden. Geht über die Grenze und zwar so, daß ihr auf Anruf sofort zur Stelle sein könnt. Ich schlage euch Salzburg vor, von dort könnt ihr sehr schnell in München sein“.

Dem Sinne nach habe ich richtig zitiert. Die Teilnehmer an jener Sitzung werden das bestätigen. Der eine oder andere ist bestimmt noch am Leben. Gegen Schluß der Sitzung war Dr. Hilferding noch gekommen, der im Rheinland ähnliche Erfahrungen wie ich gemacht hatte. Nach einer Vereinbarung zwischen Crispian, Dittmann und mir, wollten wir uns innerhalb der nächsten Tage in Salzburg treffen.

V. Salzburg.

In einem kleinen Gasthause nahm ich Aufenthalt. Dann suchte ich einige Freunde auf, mit denen ich die Situation besprach. Am nächsten Tage kamen auf verschiedenen Wegen Crispian und Dittmann, die in der Wohnung

eines unserer Freunde Unterkunft fanden. Auf ihren Wunsch zog ich zu ihnen, damit wir jeden Augenblick etwa erforderlich werdende Entscheidungen treffen konnten. Zu unserer Überraschung trafen auch Greszinski und Otto Wels ein, beide hatten fliehen müssen, weil die Nazis hinter ihnen her waren. Daß Wels den deutschen Boden in diesen Tagen hatte verlassen müssen, erschütterte uns andere geradezu. Was sollte daheim noch unternommen werden, wenn der Führer der Partei ins Ausland hatte fliehen müssen? Am Abend des Tages, an dem Wels und Greszinski angekommen waren, wurde durch das Radio der Reichstagsbrand gemeldet. Zunächst hielten wir die Nachricht für unwahr, dann aber - die Bekundung kam wie aus einem Munde -: die vollkommene Übereinstimmung über die Urheber des Brandes und seine Bedeutung.

Am 4. März wurden wir angenehm überrascht durch einen telefonischen Anruf. In einem Hotel waren Luise Kautsky und einer ihrer Söhne und ein dritter Genosse angekommen, weil sie am nächsten Tage in dem ersten reichsdeutschen Grenzort an der Reichstagswahl teilnehmen wollten. Obwohl sie ihren Wohnsitz in Wien hatten, waren sie in Deutschland noch wahlberechtigt. Wir verbrachten einige interessante Stunden miteinander und sahen uns am nächsten Tage, als die drei wieder auf der Rückreise nach Wien waren, noch einmal. Es hat nicht mehr als ein Jahr gedauert, dann erlebten sie, denen die Vorgänge in Deutschland absolut unverständlich waren, in Wien die gleiche Zerstörung der Partei, wie wir in Deutschland.

Wels und Greszinski blieben bis nach der Wahl am 5. März. Greszinski ging in die Schweiz, wohin ihm Dittmann und Crispian bald folgten. Wels wurde von deutschen Parteigenossen auf Umwegen erst nach München, dann nach Berlin zurückgebracht, um an dringlichen Besprechungen

teilzunehmen und schließlich im Reichstage die Erklärung³ der Fraktion abzugeben, die Stampfer verfaßt hatte.

Trotz dem dreisten Auftreten der Nazisten und dem schwächlichen Verhalten des unverständlich opportunistischen Rests der Reichstagsfraktion unter Führung des früheren Reichstagspräsidenten Löbe - von dem passiven Verhalten des Rumpfvorstandes der SPD und der Vorstände der Gewerkschaften gar nicht zu reden - glaubten die Emigranten zunächst nicht an einen längeren Bestand der Nazierrschaft. Ich war weniger optimistisch, entschloß mich aber doch, nach Karlsbad zu gehen, um einen alten inneren Schaden nach Möglichkeit reparieren zu lassen. Auf alle Fälle wollte ich bereit sein, auf Anruf nach Berlin zurückzukehren.

Für das Verhalten des Parteivorstandes wird es Entschuldigungsgründe geben. In der Ferne ist eine gerechte Würdigung nicht möglich. Das Verhalten der meisten Gewerkschaftsführer ist zum Erbarmen gewesen. Ihre vorausgegangenen Tachtelmechtel mit dem General Schleicher, sowie die in so verschiedenen Aufmachungen beachteten Versuche, einen Modus vivendi mit Hitler zu finden, stehen beispiellos da in der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Daß es Gewerkschaftsführer - mindestens einen - gegeben hat, die das von ihnen im Interesse ihrer Gewerkschaften rechtzeitig nach dem Ausland gesicherte Millionenvermögen zurückgeholt haben, um es für die „Verwaltung“ der Nazisten bereitzuhalten, ist eine Handlung, die nur noch übertroffen werden konnte durch die später vorgebrachten Entschuldigungsgründe. Sie hätten sich bei Juristen erkundigt, ob man sie, falls sie ins Ausland flüchteten, auf Verlangen Hitlers ausliefern werde wegen - Unterschlagung oder Diebstahl - . Das Verhalten dieser Revolutionäre erinnert an ein Vorkommnis aus dem Jahre 1848 Als man

³ Das von Reitzle auf S. 37 hinzugefügte „schwächliche“ steht nicht im Typoskript S. 18

damals dem hessischen Landesvater sagte, daß die Demokraten Revolution machten, fragte er ebenso erstaunt wie ängstlich: „Dürfen sie denn das?“ Einigen der Gewerkschaftsführer, auf die das Wort Bonze wirklich zutraf, sind, nachdem sie trotz ihres friedlichen Verhaltens ins Ausland gegangen waren, neue deutsche Reichspässe und sogenannte Unbedenklichkeitsscheine für ihre eventuelle Rückkehr zugestellt worden. Unseres Wissens hat trotzdem keiner Verlangen gehabt, in die Heimat zurückzukehren. Das ist ganz verständlich, denn die Verachtung der Arbeiterschaft hätte sie zermalmt. Um über diese Gewissheit eine Bestätigung zu bekommen, hätten sie keinen Juristen zu fragen brauchen.

VI. In Karlsbad.

In Karlsbad wohnte ich vier Monate lang im Hause eines ausgezeichneten Arztes,⁴ eines Mannes, mit dem mich aufrichtige Freundschaft seit vielen Jahren verband. In diesem Hause erlebte ich härteste Schläge, fand aber auch den Trost und die Stütze, die man gebraucht, wenn das Schicksal gar zu mitleidlos auf einen niederschlägt. Es fing sehr kleinlich an: ich bekam die Mitteilung, daß man mir die Pension, die ich als ehemaliger Oberbürgermeister der Stadt Kassel rechtmäßig bezog, gestrichen habe. Dann nahm man gegen Gesetz und Recht, wie allen sozialdemokratischen Abgeordneten, auch mir das Reichstagsmandat, das ich dreißig Jahre lang ausgeübt hatte. Damit war mir nun allerdings jede Einnahmequelle verstopft. Ich stand im Ausland dem Nichts gegenüber. Eines, auf das ich niemals geglaubt hätte, jemals Anspruch erheben zu müssen, war mir freilich noch verblieben. Auf Grund einer fünfzigjährigen Mitgliedschaft und ebenso langer Beitragsleistung, hatte ich das Anrecht auf eine kleine Invalidenrente im Verband der deutschen Buchdrucker. Der Vorstand dieses Verbandes sprach die Berechtigung zum

4 Gemeint ist Dr. Simon.

Bezüge von monatlich 35.- RM sofort aus. Die Nazi jedoch, sobald sie Kenntnis von diesem Beschluss erhalten hatten, zerrissen den Berechtigungsschein, verleumdete mich in den Zeitungen und verhöhnten mich dazu, weil ich nun durch ihre kluge Politik bettelarm geworden war.

Der schlimmste Schlag traf mich im dritten Monat meiner Anwesenheit in Karlsbad. In den Zeitungen wurde berichtet, daß meine älteste Tochter und ihr Mann freiwillig aus dem Leben geschieden seien. Die Verzweiflung über die Neugestaltung der Verhältnisse und die niederträchtige Behandlung, die ihnen selbst und mir zu Teil wurde, ohne daß die geringste Möglichkeit der Abwehr bestand, hatte ihnen das Leben verleidet. Beide hatten mehr als zwanzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt; sie waren kinderlos und besaßen ein relativ großes Vermögen. Der Vater meines Schwiegersohnes war ein reicher Grundbesitzer in Hameln gewesen. Da mein Schwiegersohn als Kind der Rattenfängerstadt, in der die Bürger Katz, Kater und Maus heißen, wie in Berlin Müller, Schulze und Lehmann, den Namen Ernst Katz trug, wurde der kerndeutsche Christ jetzt als Jude beschimpft. Seine Frau pöbelte man auf der Straße an, als meine Tochter. Beide hinterließen einen ergreifenden Brief, indem sie mich und meine anderen Töchter um Verzeihung baten. Sie hätten dieses Leben nicht mehr ertragen. Am schmutzigsten hatten sich meinem Schwiegersohn gegenüber seine Kollegen in der Bank⁵ benommen, in der er nahezu fünfundzwanzig Jahre tätig gewesen ist. Hatten sie ihn, der Mitgled der SPD war, immer wieder angeflegelt, weil er nicht - wie sie! - Kommunist war, so beschimpften sie ihn nach dem 30. Januar 1933 - nun als alte Kämpfer Hitlers - als Marxisten. Als von den Angestellten der Bank verlangt wurde, am 1. Mai, mit der Hakenkreuzbinde am Arm im Zuge mitzudemonstrieren, machte er nicht mit. Er ordnete seine Angelegenheiten,

5 Gemeint ist die Dresdner Bank in Hameln, Behrensstraße 35.

ging mit seiner Frau zu einem Notar und diktierte seine letzte Verfügung. Wenige Stunden später gingen beide gemeinsam in den Tod.

Wiederholt wurde ich in Karlsbad von dem dortigen Oberregierungsrat Dr. W., dem auch die staatliche Polizei unterstand, zu größerer Vorsicht gemahnt. Ich dürfe unter keinen Umständen mehr in den Wäldern herumstreifen, denn die Grenze sei im Auto in zwanzig Minuten zu erreichen. - Dann wieder warnte er mich vor einer Anzahl Berliner Herren, die lange vor Beginn der Kurzeit unter sehr verdächtigen Umständen in Karlsbad Wohnung genommen hätten. Zwei der Herren seien von seinen Beamten zweifelsfrei als Angestellte der Gestapo festgestellt worden. - Die Nervosität der Polizei, aber auch die meiner Freunde, nahm ersichtlich zu. Meine Absicht Karlsbad zu verlassen, wurde jedoch von meinen Freunden immer wieder vereitelt. Mein Gastgeber wollte mich unter seinen schützenden Fittischen behalten. Da mein Zustand . ich litt seit zwei Jahren an einem ulcus duodemi - zeitweilig wenig befriedigend befunden wurde, war eine meiner Töchter [Luise] zu meiner Pflege gekommen. - Eines Tages standen zwei Polizisten vor der Haustür, um mich zu schützen. Die Polizei hatte ein deutsches Auto ermittelt, das innerhalb wenigen Tagen seine Nummer gewechselt hatte. Der Chaufför, so war der Polizei berichtet worden, sollte in einem Wirtshaus ganz unzweideutige Bemerkungen über mich und meine baldige Erledigung gemacht haben. Von verschiedenen Seiten war der Polizei mitgeteilt worden, daß die Summe von zwanzigtausend Reichsmark für meine Auslieferung nach Deutschland versprochen worden war. Diesen Betrag hielt ich für entschieden zu hoch angesichts meiner achtundsechzig Jahre. Da Hitler aber schon 1923 bei seinem Münchener Putschversuch Theodor Wolff, mich und drei oder vier andere für vogelfrei erklärt hatte und unsere Auslieferung, tot oder lebendig, verlangte, so mußte die Polizei in Karlsbad tatsächlich mit der Möglichkeit

rechnen - so versicherten mir die Herren immer wieder -, daß auf meinen Kopf eine Fang- oder Schußprämie ausgesetzt worden wäre.

Der Polizeirat bat mich dringend, weiter von der Grenze wegzugehen, zu seiner Beruhigung, zu meiner Sicherheit. Nun blieb gar nichts anderes übrig, als Karlsbad zu verlassen. Jetzt handelte es sich nicht mehr um unsere Sicherheit, sondern darum, die Verdrießlichkeiten und Schädigungen denen abzunehmen, die uns bisher in echter Freundschaft betreut hatten.

Das Karlsbader Kapitel will ich nicht abschließen, ohne einen Menschen anzuprangern, der sich dreißig Jahre lang als aufrichtiger Freund aufgespielt und auch viele Jahre lang dem deutschen Reichstag als Mitglied angehört hatte. Daniel Stücklen hieß der Biedermann. Dieser „Freund“ hatte viele Jahre lang in Karlsbad regelmäßig Kur gemacht. Eines Abends wurde mir mitgeteilt, daß er in dem gleichen Hause Wohnung genommen hatte, in dem ich wohnte. Als er von meiner Anwesenheit hörte, hat er sofort erklärt: „Um Gottes willen, mit dem werde ich mich hier nicht sehen lassen.“ Am nächsten Morgen war er bereits abgereist. Er ist in Berlin nicht eine Minute lang belästigt worden. Das hat er ehrlich verdient.

VII. In der Slowakei.

Kaum waren wir in dem neuen Bestimmungsort angekommen, da prasselten neue Schicksalsschläge auf uns nieder. Als wir am frühen Morgen des 15. Juli 1933 die Zeitungen zur Hand nahmen, schrien uns Überschriften in Riesenlettern ins Gesicht:

Die fünf nächsten Verwandten Scheidemanns als Geiseln im Konzentrationslager!

Rache an Scheidemann!

Ein bestialischer Schurkenstreich.

Wir waren entsetzt und empört. Warum hat man sie verhaftet? Wie betäubt lasen wir dann den unter den Titelzeilen abgedruckten Text:

Berlin, 14. Juli [1933] (Wolff)

Die reichsdeutschen Abendblätter bringen heute in großer Aufmachung folgende amtliche Verlautbarung (die von jedem Blatte abgedruckt werden muß): „Der frühere sozialdemokratische Reichskanzler und Abgeordnete

Philipp Scheidemann ist ins Ausland geflohen und bemüht sich dort, durch schamlose Lügen über Deutschland das deutsche Volk und seine Vertreter im Ausland zu beschimpfen. Kürzlich hat er in einem Schmähartikel in den „New York Times“ versucht, durch systematische Lügen eine neue Greulhetze gegen Deutschland zu entfesseln. Nunmehr hat zur Abwehr dieser gemeinen landesverräterischen Hetze die Geheime Staatspolizei die einzige Maßnahme der Staatsnotwehr ergriffen, indem sie nämlich

fünf Verwandte des Herrn Scheidemann, die sich in Deutschland aufhalten, in Schutzhaft genommen und in ein Konzentrationslager gebracht hat.

Dieses exemplarische Vorgehen der Geheimen Staatspolizeiamtes dürfte allen Schmutzfinken und Verleumdern hoffentlich zur Warnung dienen. Die Regierung ist nicht gewillt, weiterhin mit anzusehen, wie das deutsche Volk durch feige und gewissenlose Burschen beschimpft und verleumdet wird.

Diese Meldung machte Aufsehen in der ganzen Welt. Es darf festgestellt werden, daß alle deutschgedruckten Zeitungen, die uns von Wien und Prag aus natürlich zu Gesicht kamen, in ebenso würdiger wie entschiedener Weise Stellung gegen die Maßnahmen der Gestapo genommen haben. Aber auch die Artikel der tschechischen, slowakischen, ungarischen und polnischen Zeitungen, die uns von Freunden übersetzt wurden, lehnten die

Festnahme von unschuldigen Geiseln als eine barbarische Handlung ab, die in unserer Zeit nur Verurteilung hervorrufen könne. Die englischen und französischen Zeitungen ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Große Verbreitung fand durch den Abdruck in anderen Blättern ein Artikel des „Volkswillens“ in Karlsbad.

„Elende Schurken haben die niederträchtige Lüge erfunden, Scheidemann hätte in der „New York Times“ versucht, zu einem Kriege gegen Deutschland zu hetzen. Er selbst hat schon (nachdem der gefälschte Artikel auszugsweise von Deutschland aus verbreitet worden war), festgestellt, daß er nie eine Zeile für die „New York Times“ geschrieben hat. Wir brachten gestern den von Scheidemann geschriebenen Artikel zum Abdruck. Unsere Leser konnten also kontrollieren, daß er darin nicht für, sondern gegen einen antideutschen Krieg plädierte. Und nun lese man die Berliner Depesche, um sich einen Begriff von der grauerregenden Entartung der Hakenkreuzdeutschen machen zu können.

Sie wollten Scheidemann, der einst das Versinken Deutschlands ins Chaos verhindern half, ermorden. Dem sicheren Mord entkam er. Während er in Karlsbad weilte, beging seine in Berlin verheiratete Tochter samt ihrem Manne Selbstmord. Das Unglück genügte den braunen Bestien nicht. Sie schmähten, verleumdeten, beschimpften Scheidemann in der Presse und im Rundfunk. Ihm selbst stand in Deutschland kein Mittel der Gegenwehr zur Verfügung, sodaß die elenden Buben unwiderlegt ihr dreckiges Handwerk weitertreiben konnten. Nun erfanden sie die Lüge, Scheidemann habe in der Auslandspresse zum Kriege gegen Deutschland gehetzt, und endlich - sperrten sie unter neuen Lügen und Unflätigkeiten gegen den Wehrlosen völlig unschuldige Verwandte des Gehetzten, gegen die sie selbst nicht die geringste Beschuldigung zu erheben versuchen - in eines ihrer Marterlager.

Derartige Bestialität hat wenig Beispiel in der Geschichte der Menschheit, Sie muß umso schneller den Tag der Sühne herbeibringen.“

Das war eine kräftige Tonart. Wir verstanden sie, weil der Verfasser nicht nur und in Karlsbad persönlich kennen gelernt, sondern auch die blutigen Rücken der in den Konzentrationslagern gemarterten und später nach der Tschechoslovakei geflohenen deutschen Marxisten und Juden gesehen hatte. Wir konnten es verstehen, wenn im „Volkswillen“ von braunen Bestien gesprochen wurde.

Natürlich setzte ich mich sofort zur Wehr, soweit das möglich war. Dann suchten wir zu erfahren, wer von meinen Familienangehörigen in ein Konzentrationslager verschleppt worden war. Ich übergab der Presse folgenden Artikel, der, mindestens in größeren Auszügen, in allen Kulturstaaten gedruckt worden ist.

„Ich haben für die N.Y.T. einen Artikel überhaupt nicht geschrieben. Wahrscheinlich handelt es sich um den Nachdruck des einzigen Artikels, den ich im Laufe der letzten fünf Monate für ein in deutscher Sprache erscheinendes schweizerisches Blatt geschrieben habe. Daß sich das Geheime Staatspolizeiamt nicht auf das schweizer Original sondern auf eine für mich ganz unkontrollierbare Übersetzung einer amerikanischen Zeitung beruft, ist deshalb interessant, weil der einzige Satz aus dem N.Y.T., der bisher in Deutschland zitiert worden ist, eine glatte Fälschung war. In dem N.Y.T. soll der Schlußsatz meines Artikels heißen: „Es sei selbstverständlich, daß das einen blutigen Krieg nicht ausschließe.“ Was soll einen blutigen Krieg nicht ausschließen? Wenn die Kulturwelt mit mir der Meinung sein sollte, daß die jetzigen Zustände in Deutschland unerträglich seien. In Wirklichkeit tautet der von mir verfaßte und in der Schweiz auch richtig gedruckte Satz in Übereinstimmung mit der sozialdemokratischen Parole „Nie wieder Krieg“, wörtlich so: „Daß dabei nicht an blutigen Krieg gedacht wird, ist selbstverständlich.“

Daß man gegen die Politik der Herren Hitler, Frick, Göring usw. kein Wort des Widerspruchs sagen soll, geht gegen die menschliche Natur. Von Menschenrechten will ich im Hinblick auf das neue Deutschland gar nicht reden. Ich habe mit meinem Artikel Einspruch erhoben, das ist wahr. Dafür sollen fünf absolut unschuldige und unpolitische Menschen als Geiseln in Konzentrationslager gesperrt werden? Muß eine solche Maßnahme nicht jedes einzelne Wort der Kritik, die ich veröffentlicht habe, zehnfach, ja hundertfach unterstreichen und die Kulturwelt erst recht aufpeitschen? Wer sind die fünf Verwandten, die man als Geiseln verhaftet hat. Ich weiß es nicht. Wo sind sie? Ich weiß es nicht. Ich habe noch zwei Töchter. Die eine ist aus Besorgnis und hingebender Kinderliebe zu mir geeilt, als man ihr geschrieben hatte, daß ich schwer erkrankt sei. Die andere Tochter lebte in Berlin, ganz der Sorge um ihre beiden Kinder hingegeben: einem Jungen, der, wie ich gehört habe, in einem Arbeitslager des Stahlhelms tätig ist, und einer 22-jährigen Tochter, die sich vor wenigen Wochen verheiratet hat. Ihren Mann kenne ich kaum. Das sind die nächsten Verwandten, die für mein Tun und Lassen ebensowenig haftbar gemacht werden können, wie irgendein Verwandter der Herren Hitler oder Frick.

Was ist der Zweck der Geiselerhaftung? Sollen sie büßen, was ich angeblich gesündigt habe? Wird man sie in Freiheit setzen, wenn ich mich in Deutschland stelle?

Infolge infamster politischer Hetze gegen mich erlag meine arme Frau im Herbst 1926 vor Aufregung einem Schlaganfall. Vor zwei Monaten wählten meine älteste Tochter und ihr Mann, die 20 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatten, den Freitod. Beide waren häuslich gesinnte Menschen, die ganz und gar unpolitischen Liebhabereien lebten. Sie erlagen der Hetze und den Anpöbelungen auf der Straße. In ihren herzergreifenden Abschiedsbriefen baten sie um Verzeihung, aber, so schrieben sie, „wir können die neuen Verhältnisse und die Hetzerei nicht ertragen“. Am unerträglichsten waren ihnen die fortgesetzten Verleumdungen des Vaters durch die gleichgeschaltete

Presse und den Rundfunk. Das alles sollten sie lesen und mit anhören, ohne daß ihrem Vater die Möglichkeit gegeben war, alle Verleumdungen glatt zu Boden schlagen zu können! Das ertrugen sie nicht.

Eine Frau, eine Tochter und der Schwiegersohn direkt in den Tod gehetzt, alle übrigen Verwandten ins Konzentrationslager gesperrt. Mir hat man alle Werte genommen. Nach Annahme der maßgebenden Herren in Berlin hätte ich nun immerhin die reichhaltige Auswahl zwischen Köpfenlassen oder Freitod.

Zunächst eilt es mir nicht, weder mit dem einen, noch mit dem anderen, weil ich dabei sein will, wenn abgerechnet wird!“

Am selben Tage, es war der 17. Juli 1933, schrieb ich dem Geheimen Staatspolizeiamt (Gestapo) in Berlin, daß ich für die „New York Times“ niemals einen Artikel geschrieben habe. Wenn es sich um einen fehlerhaften oder tendenziös geänderten Abdruck aus dem Züricher „Volksrecht“ handle, dann könne man mich nicht verantwortlich machen. Wörtlich schrieb ich: „In erster Linie beantrage ich die Entlassung der vollkommen unschuldigen Geiseln. Weiter bitte ich um Mitteilung der Namen und des Aufenthaltes meiner festgenommenen Verwandten, damit ich ihnen schreiben kann.“

Auf diesen Brief kam natürlich keine Antwort. Was meine Tochter und ich damals in der quälenden Ungewißheit gelitten haben, will ich nicht zu schildern versuchen. Wo stecken die Ärmsten? Wie wird man sie behandeln? Was ist aus den gerade Jungverheirateten geworden? Hundert andere Fragen raubten uns den Schlaf. Nach Berlin zu schreiben wäre sinnlos gewesen, denn daß die Wohnungen in Berlin polizeilich bewacht, jeder Posteinlauf beschlagnahmt wurde, war selbstverständlich. Kein Berliner Anwalt hätte es gewagt, einen Finger für mich zu rühren. Über verschiedene Länder hinweg suchten wir zu erfahren, wer meiner angeblichen Sünden wegen als Geisel

hinter Stacheldraht gequält wurde. Lange Zeit erfuhren wir nichts. Zwischendurch veröffentlichte die Presse immer neue Nachrichten über die Geiselfestnahme. Dem Berliner „Tempo“ war aus Kassel berichtet worden, daß man dort eine Anzahl Personen, deren Bekanntschaft mit Scheidemann feststand, verhaftet habe.

Der Chefredakteur der „New York Times“ kabelte inzwischen nach Prag an seinen Berichtersteller, daß dieser bei Scheidemann ihn entschuldigen möchte. Ein seit Jahren als zuverlässiger Übersetzer tätiger Mitarbeiter habe den deutsch gedruckt gewesenen Artikel Scheidemanns leider falsch übersetzt.

Am 16. August veröffentlichte die Gestapo eine Nachricht, die im Prager „Tagblatt“ folgendermaßen ganz groß aus der ersten Seite gedruckt war:

Freigelassene Geiseln.

Die Verwandten Scheidemanns.

Berlin. Die vor einiger Zeit in Schutzhaft genommenen Verwandten des früheren Reichskanzlers Scheidemann, sind gestern freigelassen worden.- Die Gestapo knüpfte an diese Depesche einige beschimpfende und vollkommen erlogene Behauptungen, deren Wiedergabe sich hier nicht lohnt.

An die amtliche Mitteilung aus Berlin knüpfte die Redaktion des „Tagblatt“ folgende Bemerkung:

„Die Freilassung wird in einer Form bekanntgegeben, die den Tatbestand völlig verdreht und für die jetzt üblichen Regierungsmethoden in Preussen bezeichnend ist. Die amtliche Meldung lautet:

„Der ins Ausland geflüchtete ehemalige Reichskanzler Scheidemann hatte bekanntlich in den New York Times einen wüsten Hetzartikel veröffentlicht, in dem er sich nicht scheute, selbst militärische Interventionen gegen Deutschland

zu fordern. Daraufhin sind auf Veranlassung des Geheimen Staatspolizeiamtes die in Deutschland lebenden Verwandten Scheidemanns in Schutzhaft genommen worden. Inzwischen hat Scheidemann in einer öffentlichen Erklärung den unter seinem Namen veröffentlichten Artikel als eine Fälschung hinzustellen versucht. Gleichzeitig haben die auf Grund dieses Vorfalls in Schutzhaft genommenen Verwandten dargetan, daß sie sofort nach Erscheinen des Hetzartikels ihre Beziehungen zu Scheidemann abgebrochen und auch den New York Times ihren tiefsten Abscheu über das landesverräterische Verhalten ihres Verwandten zur Kenntnis gebracht haben... Auf Grund dieser Feststellung hat die Geheime Staatspolizei die in Schutzhaft genommenen Verwandten Scheidemanns freigelassen.

Die Geheime Staatspolizei weist in diesem Zusammenhange darauf hin, daß sie auch in künftigen Fällen mit unnachsichtlicher Schärfe durchgreifen werde, falls geflüchtete marxistische Elemente vom sicheren Ausland aus versuchen sollten, gegen ihr ehemaliges Vaterland zu hetzen.“

Die verlogenen Behauptungen der Gestapo sind von dem bürgerlichen „Tagblatt“ in Prag so hinreichend gekennzeichnet worden, daß man kein Wort hinzufügen braucht. Dagegen wollen wir eine Tatsache feststellen, die weder das Prager „Tagblatt“ noch ich selbst zunächst gekannt haben, die aber die abgrundtiefe Verlogenheit und Gewissenlosigkeit der prominenten Männer des Dritten Reiches in geradezu höllischer Beleuchtung zeigt: Von meinen Verwandten war überhaupt niemand verhaftet, sie konnten also auch nicht wieder entlassen werden! Um mich und meine Tochter zur Verzweiflung zu bringen, vielleicht auch in den Freitod zu hetzen, wurden die verlogenen Notizen in den Zeitungen gebracht, selbst auf die Gefahr hin, die ganze Welt gegen die Schandmethoden des Dritten Reiches zur Empörung zu bringen. Wen hatte die Gestapo als Geiseln also festgenommen? Sechs Kasseler Bürger, von denen ich mehrere nur ganz flüchtig gekannt habe. Einer der Bedauernswerten war ein liberaler Fabrikant, mit dem ich als

Oberbürgermeister bekannt geworden war. Von diesen „nahen Verwandten“ hat man allerdings im Gefängnis, in dem man sie länger als vier Wochen einsperrte, Briefe erpresst, in denen sie schrieben, daß sie meinen Artikel nach Amerika mißbilligten. Von dem Artikel kannten sie natürlich nichts als den ihnen vorgelegten gefälschten Satz. Hier darf festgestellt werden, daß auch meine jüngste Tochter Hedwig im Laufe von nur 2½ Jahren von den Schurken direkt zu Tode gehetzt worden ist. Die Gestapo, die wiederholt Hausdurchsuchungen gehalten hatte, verhörte sie einmal neun Stunden lang, ohne ihr einen Bissen Brot oder einen Schluck Wasser anzubieten. Zwischendurch bedrohte man sie immer wieder mit der sofortigen Verhaftung, wenn sie nicht alles sage, was sie wisse. Sie sollte aussagen, was die Schergen aus ihr herauspressen wollten, obwohl sie keine Ahnung von den Dingen hatte, über die sie verhört wurde.

Aus jenen Tagen schrieb sie und, die eine kerngesunde Frau war, in einem Briefe, der ihre große Sorge um und im Auslande bekundete, zum Schlusse doch: „...Ich bin mit meinen Nerven nach den letzten Aufregungen derart fertig, daß ich keine Klingel in der Wohnung mehr hören kann. Wenn sich Menschen in Ruhe und Fröhlichkeit unterhalten, muß ich weinen. Wie lange ich das aushalte, kann ich nicht voraussagen. Ich werde mich zwingen, solange es geht...“

Wie Arme ertrug die Quälereien noch mehr als zwei Jahre lang, dann brach sie zusammen. Ihr Herz, das gesund und kräftig gewesen war, hat immer mehr gelitten. Die ärztlichen Ratschläge, sich doch zu „beruhigen“, nahm sie milde lächelnd zur Kenntnis. Wenn sie dann wieder heimkehrte, pochten die Boten der Gestapo an die Tür und die Klingeln zerrten mitleidlos an den Nerven. Dann klopfte auch das Herz wieder stärker als sonst. Als man sie dann in ein Krankenhaus überführte, wurde das gepeinigete Herz sehr schnell ganz ruhig für immer. Ihr glückliches Lächeln zeigte, wie gern sie

eingeschlafen war, endlich erlöst von allen Quälereien entmenschter Banditen. Nun brauchte sie die Besuche und Verhöre der Gestapo nicht mehr zu fürchten. Man hat sie gemordet, wie ihre Mutter, meine Frau, wie ihre Schwester, meine älteste Tochter und deren Mann. Fluch diesen Mördern.

VIII. Ausgebürgert - heimatlos und besitzlos.

Als wir unsere Siebensachen packten, um den Ort zu verlassen, an dem wir so Schweres hatten erdulden müssen . viel, viel mehr als hier berichtet worden ist, meldeten die Zeitungen, daß ich auf Grund eines sogenannten Gesetzes über die „Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit“ ausgebürgert worden sei. Ausgebürgert heißt, vollkommen rechtlos gemacht, des Landes verwiesen werden. Man wird verbannt, aus der Heimat vertrieben. Dergleichen hatte es im Altertum gegeben, bis die Bolschewisten, denen die Nazi auch die Geiselfestnahme nachgemacht haben, sie Verbannung wieder einführten. Hier dürfte eine Erinnerung an die Zeit Bismarcks am Platze sein. Als das Sozialistengesetz, mit dem Bismarck Deutschland zwölf Jahre lang - von 1878 bis 1898 - geschändet hatte, abzulaufen drohte, verlangte der Eiserne Kanzler die Verlängerung der Gültigkeit des Ausnahmegesetzes. Diese Verlängerung sollte eine Verschärfung bringen durch den sogenannten Expatriierungsparagrafen. Während bis dahin eine Ausweisung nur ausgesprochen werden konnte, aus einer Stadt, über die der kleine Belagerungszustand verhängt worden war, sollte jetzt eine Bestimmung getroffen werden, nach der ein Sozialdemokrat auch aus Deutschland ausgewiesen werden konnte! Das Verlangen Bismarcks ging selbst solchen Parteien zu weit, die seiner Blut- und Eisenpolitik bis dahin durch dick und dünn gefolgt waren. Es gab für den Expatriierungsparagrafen keine Mehrheit Das Ausnahmegesetz fiel.

Was sich 1890 im Grunde ihres Wesens durchaus konservative Politiker zu tun schämten, das machte mehr als 40 Jahre später Hitler mit seinen Kreaturen im Handumdrehen.

Zunächst kam mir die Mitteilung meiner Ausbürgerung lächerlich vor. Die weiteren Bemerkungen beachtete ich kaum. Je mehr ich dann die Maßregelung durchdachte und mit ausländischen Juristen besprach, umso ungeheurer erschien sie mir. Von Kindheit an hatte ich meine Heimat

wirklich über alles geliebt, hatte sie in ehrlicher Begeisterung sogar in der heimischen Mundart geteilt und die Freude erlebt, daß man die anspruchslosen Plaudereien in hessischen Schulen lesen ließ. Und nun wurde ich durch Hitler ausgebürgert! Ich wurde ausgebürgert von einem Menschen, der erst seit kaum zwei Jahren durch eine üble Schiebung in Deutschland eingebürgert war. In Hildburghausen hatte er auf dem Umweg seiner Berufung als Obergendarm in Deutschland eingebürgert werden sollen. Das ging schief. In Braunschweig wurde er dann, von einem gewissenlosen Naziminister als Regierungsrat berufen und erhielt dadurch in Deutschland das Recht, wirklich deutsche Männer auszubürgern.

Jedes Einkommen war mir genommen, jeder Besitz geraubt. Hatte ich nicht alles getan, was ein im besten Sinne des Wortes patriotischer Mensch zu tun vermag, um die Heimat, das Vaterland, zu einem Lande höchster Blüte aus allen kulturellen Gebieten entwickeln zu helfen? Hatte ich nicht ein halbes Jahrhundert lang in Wort und Schrift für die Freiheit, die Demokratie und den Sozialismus gekämpft, um alle Not endgültig aus der Heimat [zu] verbannen zu helfen? Ja, das alles hatte ich ehrlich mitzuerkämpfen versucht. Aber, so schrien sie mir immer wieder zu: „Du bist ein Marxist, ein Internationaler, also ein Mensch ohne Vaterland!“- Die armseligen Gesellen, was wissen sie von ehrlicher Vaterlandsliebe, was von der sozialistischen Internationale? Nichts!

Ich will auch hier sagen, was ich mein Leben lang darunter verstanden habe. Von meinen zahlreichen Schriften besitze ich leider nur ganz wenige, weil die anderen von den Nazibanditen konfisziert, also gestohlen, dann entweder zerrissen, verbrannt, unter der Hand verkauft oder als persönliches Eigentum „zur Erinnerung an den Hochverräter“ mitgenommen worden sind. Eine kleine Schrift aus dem Jahre 1925 ist mir durch einen Zufall in der Emigration wieder in die Hände gefallen und sie trägt den Titel: „Für Volk und Vaterland“ und ist im Verlag für Sozialwissenschaft in Berlin gedruckt worden. Auch in dieser Schrift habe ich mich über nationale und internationale Gesinnung ganz unzweideutig ausgesprochen. Da diese Schrift auch nicht mehr zu beschaffen sein wird, zitiere ich hier einen Auszug, der einer Polemik gegen die deutschen Nationalisten entnommen ist.

„Die wahren Patrioten sind wir, sie wir unser schönes Vaterland so einrichten wollen, daß alle Landeskinder gleiches Recht und gleiche politische Freiheit haben und daß jeder sich wohl in der Heimat fühlen kann. Wir sind international, weil wir wissen, daß eine jede Nation nur dann ihr höchstes und bestes an Kulturwerten, an Kunst und Wissenschaft wird leisten und aller Welt geben können, wenn sie nach jeder Richtung hin durch eine „Internationale“ gesichert ist: Zu ihrem Bestande, ihrer Arbeit, ihrem Warenaustausch, ihrem Frieden. International gesicherter Frieden heißt überflüssig gewordener Militarismus, heißt international gesicherte Sozialpolitik: Achtstundentag, Arbeiterschutz, Kinderschutz! Was hätte das gemein mit irgendwelcher antinationaler Gesinnung? Ich habe Jean Jaurès begeistert zugestimmt, als der den Begriff der Nation in die schönen Worte kleidete:

Die Nation ist das Schutzhaus des menschlichen Genies und Fortschrittes, und es stünde dem Proletariat schlecht an, die kostbaren Gefäße menschlicher Kultur zu zertrümmern.

Unsere nationale Gesinnung ist himmelweit entfernt von der nationalistischen Gesinnung unserer Gegner. Bei diesen ist „National“ gleichbedeutend mit der Gier nach Macht für eine bestimmte Klasse im Reich und der Vormachtstellung des Reiches in der Welt... Nationalistische Gesinnung ist Intoleranz, Überheblichkeit, ist Streit, ist Bedrohung, ist Krieg oder doch dauernde Rüstung zum Krieg.

Nationale Gesinnung ist innige Liebe zum Vaterlande, ist die Selbstverständlichkeit, alle Nationen, alle Menschen als gleichberechtigt anzuerkennen, ist der Wille, durch internationale Garantien jedem Volke die Möglichkeit zu schaffen, alles seiner besonderen Veranlagung und Begabung entsprechend in höchster Vollendung zu schaffen und mit aller Welt austauschen zu können. Für den wahrhaft nationalen Menschen, gleichviel ob er Deutscher, Franzose, Italiener oder Russe ist, ist die Internationale der Schutz und Schirm für die Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens hängt, die er liebt- über alles in der Welt.“

Ohne Übertreibung darf ich sagen, daß ich mein Vaterland über alles in der Welt geliebt und seine Wohlfahrt zu fördern versucht habe. Ob ich die Zugspitze oder den Pitz Palü bestiegen hatte; ob ich am Niagara oder an den Ufern des Mississippi saß; ob ich die Welt unvergleichlich schön fand in den österreichischen Alpenländern oder in der Schweiz, in Frankreich, Italien oder sonstwo - nichts ging mir doch über die Heimat. Und darum verjagen mich Gesellen, so erbärmlicher Art, daß selbst ihr Führer sie abschießen ließ wie Raubwild.

Ohne Heimat, ohne Vaterland, ohne Eigentum - das ist bitter. Aber umso größer wurde meine Liebe zu Deutschland. Größer aber auch der Haß gegen die Gangster, die es knechten und schänden.

Unter meinem Namen durfte ich im Interesse der vielen mir Nahestehenden in Deutschland nicht schreiben. Hier und jetzt kann es gesagt

werden: nicht eine Woche ist vergangen, seitdem ich in der Emigration zu leben gezwungen bin, ohne daß ich meine Anklage gegen die Verbrechen in Berlin in die Welt geschrieen hätte. Die wenigen Zeitungen, in verschiedenen Ländern, die ich benutzen konnte, hatten zusammen mehr als achthunderttausend Auflagen, also bestimmt mehr als einundeinehalbe Million Leser.

Die erste Liste der Ausgebürgerten zählte mehr als dreißig Namen, fünfzehn waren Juden. Zwei von den Ausgebürgerten waren schon 1923 zusammen mit mir von Adolf Hitler für vogelfrei erklärt worden. Die Wiener Arbeiterzeitung, die 1933 noch erschien, übernahm die Berliner Meldung von der Ausbürgerung unter dem Titel „Eine Ehrenliste“. Sie bemerkte dazu, man brauche der Welt die Männer nicht erst vorzustellen, die der Ehre teilhaftig werden, aus den Registern des Dritten Reiches gestrichen zu werden. Einen vermißten sie auf der Liste, den Professor Einstein.

Als wir am letzten Augusttag 1933 auf dem Wege zur Bahn waren, um nach Prag zu reisen, wurde ein Telegramm ausgerufen: „Professor Lessing wurde in Marienbad von Nazisten erschossen!“ Da fiel mir Emanuel Geibel ein: „Wenn etwas ist gewalt'ger als das Schicksal, dann ist's der Mut, der's unerschüttert trägt“.

IX. Im Kollektiv Zbraslaw.

Am Tage nach der Ermordung des Professors Lessing trafen wir in Zbraslaw ein. Zbraslaw ist der tschechische Name für Königssaal, wie das Städtchen früher genannt wurde. Es liegt mehrere Stunden von Prag entfernt, an der Moldau, hat eine schöne Lage und eine entzückende Umgebung mit erheblichem Hügelgelände und herrlichen Wäldern. Zbraslaw gehört zu den beliebtesten Ausflugsorten der Prager Bevölkerung. Kapitain Voska, ein persönlicher Freund Masaryks und Beneschs, hatte ein halbverfallenes kleines

Hotel und eine ebensolche Villa, beide in einem großen, bis an die Moldau reichenden, leider vollkommen verwahrlosten Garten gelegen, dem Hilfskomitee der aus Deutschland emigrierten Sozialdemokraten zur Verfügung gestellt. Bis auf weiteres. Es dauerte nicht lange, bis die deutschen Arbeiter die beiden Häuser sowohl wie den Garten in Ordnung gebracht hatten. Natürlich war die ganze Ausstattung sehr primitiv, denn die Handwerker unter uns mußten sich mit den dürftigsten und billigsten Hilfsmitteln behelfen. Die Wände wurden von Maurern und Klempnern tapeziert, weil es an Polsterern und Tapezieren fehlte. Tischler und Schlosser stellten die Strohsäcke her. Der Garten war unter Leitung eines deutschen Gärtners sehr gut instandgesetzt worden. In der Hauptsache mußten natürlich Kartoffeln und Gemüse gezogen werden. Einige Apfelbäume spendeten reichlich Früchte.

Die Veränderung und Wiederherstellung der Kleider für den männlichen Teil der Besatzung besorgte ein alter Schneider, der, obwohl er der Zentrumspartei angehört hatte, bei Nacht und Nebel in Hemdsärmeln die Heimat verlassen mußte, um das nackte Leben zu retten. Der Küchenbetrieb war gut organisiert. Soweit Speisen mit homöopathischen Dosen von Fett, ohne Eier und Fleisch hergestellt werden könnten, wurden sie verständig zubereitet. Natürlich gab es weder Tischdecken noch Untertassen. Die fehlenden Untertassen erinnerten an die fehlenden Bohnen im Kaffee. Der sächsische Bliemchenkaffee, den wir ehemals übermütig verspottet hatten, erschien jetzt in unserer lebhaft angeregten Phantasie wie bester Doppelmokka. Oh, wie haben wir uns mitunter gesehnt, nach dem unvergleichlichen Schälchen Heessen, der in der Welt nicht seinesgleichen findet. Aus was für geheimnisvollen Wurzeln und Kräutern der Kaffee in Zbraslaw' Emigrantenkollektiv gebraut worden ist, bleibt für ewige Zeiten ein tiefverschleiertes Geheimnis, unerklärlich und unerforschlich, wie manches biblische Wunder.

Alle Emigranten waren arm, bettelarm. Aber gleichviel, wohin man blicken mochte, überall war es blitzsauber, wie es sich für deutsche Sozialdemokraten gehört. Alles wurde kameradschaftlich und mit Liebe getan. Fast zwei Monate haben wir hier zugebracht, die durchschnittliche Zahl der Emigranten, Frauen und Kinder mitgerechnet, belief sich in jener Zeit auf etwa 40, später auf nahezu die doppelte Zahl. Alle Jahrgänge waren in beiden Geschlechtern vertreten. Die meisten Semester aber hatte leider ich auf dem Buckel, das jüngste Baby zählte nur soviel Tage wie ich Jahre. Die älteste Frau unter uns war sie erste Gattin Kurt Eisners, die ich vierzig Jahre früher in ihrem schönen Heim in Marburg an der Lahn kennengelernt hatte. Meine Tochter, die mich, weil ich von allerlei Leiden geplagt wurde, sorgsam betreute, nähte, strickte, half in der Küche und stand im übrigen am Waschfass. Mehr als zwei Hemden und ein Paar Strümpfe durfte von den Genossen keiner besessen haben. Alle hatten ziemlich schnell dem Vaterlande den Rücken kehren müssen. Zwei helle Sachsen freilich, hatten es doch fertig gebracht, ihr Fallboot zu retten, sodaß es an den Sonntagen, aber auch an den schönen Sommerabenden in der Woche an Kurzweil nicht fehlte. Die Schwimmbäder in der Moldau bereiteten das größte Vergnügen.

Wir waren kaum in Zbraslaw eingetroffen, als sich ein höherer Regierungsbeamter bei mir einfand um mitzuteilen, daß zwei Polizeibeamte in Zivil ständig in meiner Nähe sein würden. Sie mußten im gleichen Hause, und zwar neben meiner Stube untergebracht werden. Alle Bitten, von diesem Schutz Abstand zu nehmen, waren vergeblich. Die Regierung wollte einen zweiten Fall Lessing verhüten. Die übrigen Emigranten freuten sich über den Einzug der Polizei, weil sie nun mindestens eine Nachtwache aufgeben konnten. Die Begleitung der beiden Beamten auf Schritt und Tritt war mir peinlich im höchsten Maße, doch konnte ich nichts dagegen tun. Länger als zwei Monate war unseres Bleibens in Zbraslaw nicht. Ich mußte infolge eines

alten Leidens eine ärztliche Diät innehalten, das war vollkommen unmöglich, sodaß ich zeitweilig schwer litt. Jede Woche hatte ich mehr als zwei Pfund abgenommen, sodaß leicht auszurechnen war, wann ich spurlos verschwunden, sozusagen weggeschmolzen sein würde. Die einfachste Kost ist mir mein Leben lang immer die liebste gewesen, ich gebrauchte jedoch ein Minimum an Fett. Das zu beschaffen, war nicht möglich. Zufällig bot sich Gelegenheit, in Prag eine kleine Wohnung und etwas finanzielle Hilfe zu bekommen. Wir nahmen also Abschied. Der wurde uns nicht leicht. Wir verließen die Gruppe ungern, war doch alles wie in einer großen Familie gewesen. Im Laufe der Zeit hatte ich im Kollektiv sechs Vorträge über die Geschichte der SPD gehalten und bei dieser Gelegenheit manche falschen Vorstellungen, besonders der jüngeren Genossen richtigstellen können.

In Prag trafen wir einige Wochen später auf der Straße den Genossen, der in Zbraslaw das Kollektiv leitete, dessen Frau die Küche führte. Er verhöhnte uns nicht wenig, weil wir vor Weihnachten weggegangen seien, da habe es Gans gegeben. Wir waren sprachlos, bis er uns aufgeklärt hatte. „Wenn Ihr jetzt mehr als sechzig Menschen seid, wieviel Gänse habt Ihr Euch da leisten können?“ Er schmunzelte, wie nur ein Sachse schmunzeln kann und dann kam es wonnesam und traut über seine Lippen: „Eeene!“ - „Eene? Was habt Ihr denn damit angefangen?“ - „Mir hammse in kleene Würfel geschnitten und dann in de Gullaschganone gedahn, in de Gardoffelsubbe - een Stickchen wird sich wohl jeder gefischt ham!“

X. Im schönen Prag.

Bei dem Abschied aus dem Zbraslaw hatte ich im Stillen die Hoffnung gehegt, daß ich in Prag die beiden polizeilichen Schutzengel loswerden könnte. Darin hatte ich mich leider getäuscht. Sie blieben mir treu. In einem riesigen Wohngebäude, von einer gemeinnützigen Baugenossenschaft

an der Grenze zwischen Prag-Weinberge und Straschnitz errichtet, bekamen wir eine Stube und sogenannte Wohnküche zu erschwinglichem Preis. Die wenigen Möbel wurden uns von einer wohlhabenden tschechischen Familie geliehen. Dem tschechischen Verband der Buchdrucker machte ich einen Besuch. Den Kollegen war das gehässige Verhalten der deutschen Nazisten mir gegenüber bekannt. Sie waren empört und bewilligten mir sofort das doppelte des Betrages, den ich in Deutschland zu beanspruchen gehabt hätte, nämlich 600 Ck, ungefähr 75 deutsche Mark. Das kameradschaftliche Verhalten der tschechischen Buchdrucker verdient umso größere Anerkennung, weil die Zahl der von ihnen zu unterstützenden arbeitslosen Kollegen sehr groß und die Einnahmen des Verbandes im Vergleich zu denen der deutschen Buchdrucker recht bescheiden waren. Zwar schrieb ich viel - unter verschiedenen Pseudonymen, die Honorare waren aber kläglich. Erheblich mehr hätte ich verdienen können, wenn es möglich gewesen wäre, unter meinem Namen für große ausländische Zeitungen zu schreiben. Daß ich das im Hinblick auf meine Verwandten und Freunde nicht konnte, wissen die Leser aus früheren Kapiteln. Der Chefredakteur des „Sozialdemokrat“ sagte mir freudig, als ich ihn besuchte: „Schreiben Sie jede Woche einen Artikel, Sie bekommen das höchste Honorar, das wir bisher gezahlt haben, nämlich 60 Ck“. Das waren etwa 7.50 deutsche Mark. Davon gingen ab die Fahrgelder zur Redaktion und zu der Stenotypistin, die ich stundenweise bezahlen mußte. Mehr als höchstens 50 Ck blieben niemals übrig. Das natürlich tschechisch gedruckte Organe der tschechischen Sozialdemokraten bezahlte überhaupt nur 50 Ck, mußte es doch meine Arbeiten erst übersetzen lassen.

Aus den Fonds, den die Organisation der deutschen Sozialdemokraten in der CSR zur Unterstützung der reichsdeutschen Flüchtlinge unterhielt, wurden meiner Tochter und mir zusammen monatlich 400 Ck ausgezahlt. Wir hatten vorläufig also ein sicheres Existenzminimum

von 1000 Ck, denn es war leider gar keine Rede davon, daß die beiden sozialdemokratischen Zeitungen jede Woche einen Artikel von mir hätten drucken können. Wir lebten also wirklich mehr als bescheiden. Aber wir genossen das interessante Prag mit seinen unerhört schönen Barockbauten und seinen vielen Kunstschatzen gründlich. In dieser langen Zeit bin ich insgesamt höchstens dreimal in der sogenannten „Sopade“ (Sozialdemokratische Partei Deutschlands) gewesen. Das erste Mal ging ich freudig hin, weil ich alte Bekannte wiedersehen sollte, außerdem aber auch etwas Hilfe erwartete. Das zweite Mal ging ich widerwillig, weil ich das erste Mal sehr von oben herunter behandelt worden war, obwohl die Führer alle Ursache gehabt hätten, sich nicht napoleonisch aufzuspielen. Im verkleinerten Maßstabe hatte ich das Berliner Büro wiedergefunden, als ob nur ein Umzug, etwa von der Lindenstraße 3 in Berlin nach dem Belle Allianceplatz, stattgefunden hätte. An einen dritten Besuch kann ich mich nicht erinnern, ich glaube aber nicht, daß ich ihn gemacht habe. Vier Monate lang sah ic überhaupt kein Mitglied des Parteivorstandes, dann kam ich in den letzten Monaten des Prager Aufenthaltes wöchentlich einmal mit Otto Wels und seiner Frau zusammen. Anfangs, in den Wintermonaten, besuchten wir uns abwechselnd; nachher gingen meine Tochter und ich zu Wels, weil er weit draußen in einem Villenvorort eine Wohnung gefunden hatte, von deren kleinem Dachgarten aus man eine wundervolle Aussicht über Prag genoß. Wenn Prag abends beleuchtet war, wenn insbesondere Kirchen oder Dome indirekt in Licht getaucht wurden, dann was das ein märchenhaftes Bild.

Leider wurden diese Idylle immer wieder zerstört durch die Nachrichten aus Deutschland. Der und der sind im Konzentrationslager zu Krüppeln geschlagen worden. Jenen habe man erhängt und verkündete nun, er hätte Selbstmord begangen. Ein anderer ist „auf der Flucht erschossen“. 25 junge Männer sind zu mehr als zweihundert Jahren Zuchthaus verurteilt

worden, weil sie ein Flugblatt verbreitet haben sollen... Und man kann nicht helfen, kann in keiner Beziehung helfen. Das ist zum verzweifeln. Die Sopade gibt ein zur Verbreitung in Deutschland bestimmtes Flugblatt nach dem anderen heraus. Jedes dieser Schriftchen, auf hauchdünnes Papier gedruckt, tragen begeisterte junge Arbeiter in Deutschland aus. Jedes dieser Schriftchen kostet vielen Menschen die Freiheit, manchen sogar das Leben. Wie lange soll das dauern? Die Emigranten werden immer unzufriedener. Sie leiden Not, sie hungern. Sie beginnen zu grübeln und zu kritisieren. Vielfach geschieht das ganz sinnlos, unüberlegt. Cliques bilden sich. Man schimpft auf die Sopade, besonders auf einzelne Mitglieder, die man für den Zusammenbruch der Republik verantwortlich macht, weil sie ihre Pflicht nicht getan hätten. Man schimpft besonders auf Wels und Stampfer. „Der Wels ist vollkommen in der Hand Stampfers“. Dieser habe durch den „Vorwärts“ die Arbeiterschaft getäuscht, habe sie im dunkeln und schließlich ganz im Stich gelassen. Immer häufiger fallen auch antisemitische Bemerkungen, die sind nicht etwa grundsätzlicher Art, richten sich vielmehr gegen einzelne Personen. Immerhin, es ist bedauerlich. Emigranten in Prag korrespondieren mit Emigranten in Paris und anderen Städten, weil dafür gesorgt werden müsse, daß von den „Bonzen in der Sopade“ nicht einer jemals wieder in ein Vertrauensamt kommt. Solche und ähnliche Sorgen machen sich die Unglücklichen, die zu Hause gänzlich im Dienste der Partei gestanden haben und nun zur vollkommenen Untätigkeit verurteilt sind. Manche suchten mich auf. Ich soll ihnen beistehen im Kampfe gegen die - Sopade! Ich lehnte dankend ab, weil ich in den betreffenden Genossen keine „Gefahr“ sähe. Die „Gefahr“, daß sie jemals wieder eine Rolle in der Arbeiterbewegung spielen könnten, beruhe auf irrigen Voraussetzungen. Die Parteibürokratie hätte rechtmäßig in Deutschland verjüngt werden müssen, aber alle klebten an ihren Sesseln, weil sie sich einbildeten, daß sie unersetzlich seien. Da ist viel versäumt worden.

Viele der Gewerkschaftssekretäre kamen sich vor wie die preussischen Geheimräte. Von den Gewerkschaftsführern, die in den Reichstag gekommen waren, weil sie auf der Reichsliste gestanden hatten, ihre Mandate also nicht selbst zu erobern brauchten, ganz zu schweigen. In meinem Wahlbezirk Frankfurt a.M. - Wiesbaden - Kassel ging von den zahlreichen Gewerkschaften zeitweilig einer mit auf die Agitation, die anderen hatten keine Zeit, weil sie abends „Schafskopf“ oder „Skat“ spielen mußten. Die höheren Gewerkschaftsführer mußten von der Fraktion mit geschluckt werden, weil die Partei ohne die Gewerkschaften eine Seifenblase gewesen wäre. Das wußten die in den Arbeiterbildungsschulen Größenwahnsinnig gewordenen „Wirtschaftspolitiker“. Wenn sie sich einmal herbeiließen, in der Fraktion das Wort zu nehmen, dann geschah das in dem Bewußtsein, daß jeder ihrer Sätze gut seine hundert Pfund wiege. Dabei erlitt die Partei jedes Mal Havarie, wenn sie auf die Siebengescheiten gehört hatte. Ich denke hier im besonderen an die „Gewerkschaftsbonzen“ Tarnow und Heinig. Bei dem zuletzt genannten hatte man immer das Gefühl, daß er andeuten wollte, wie gelehrt er sei. Schließlich hatten wohl die gelehrtesten Professoren allerlei wissenschaftliche Bücher gelesen. „Na, was heißt schon, ein Buch gelesen zu haben, ich habe eine ganze Bibliothek eingebunden.“ Heinig lobte in der Emigration die Prager Sopadisten über den grünen Klee, nachdem sie ihm zur Erlangung eines Stipendiums aus einer der Rockefeller Stiftungen bescheinigt hatten, daß er für eine wissenschaftliche Arbeit sehr wohl geeignet sei. Tarnow ist einer oder gar der Gewerkschafter, die in das Ausland gesicherte Gewerkschaftsgelder zurückholten, nachdem Hitler an die Macht gekommen war. Wir kommen im zweiten Teil des Buches darauf zurück.

An diesen Tatsachen allein ist die Partei natürlich nicht zugrunde gegangen, aber diese Zustände waren nicht geeignet, die Jugend für die Partei

zu gewinnen oder gar zu begeistern. Wenn die sogenannten Führer Karten spielten, war es dann den Jungen übelzunehmen, wenn sie Fußball spielten?

Als Emigranten im Auslande Opposition machen gegen eine gescheiterte und emigrierte Parteiführung, die in Wirklichkeit nicht einen namenhaften Führer unter sich hatte, ist ganz sinnlos. Das und Ähnliches sagte ich den Emigranten, die mich für ihre Opposition gewinnen wollten. „Ich kämpfe unausgesetzt in der Presse gegen den Nationalsozialismus, mehr kann ich im Ausland leider nicht tun. Daß in Deutschland sich Fehler, wie sie gemacht worden sind, nicht wiederholen, dafür werdet ihr mitsorgen müssen.“ Ich habe immer wieder die Lektüre guter Bücher empfohlen, damit die dereinst nach Deutschland zurückkehrenden Genossen das notwendige geistige Rüstzeug besitzen im Kampfe wider alle Gewalten, die im Kampfe gegen die Demokratie und den Sozialismus stehen.

Ich hatte keine Neigung, durch Parteinahme gegen die Sopade den gewiß nicht zu beneidenden Genossen in Wels herum das Leben noch mehr zu verbittern. Sie waren schließlich selbst, wie wir alle, die Opfer einer kurzsichtigen Politik geworden. Was sie den anderen Emigranten voraus hatten, war die ihnen auch in der Emigration gesicherte Existenz, denn sie hatten sich aus der geretteten Parteikasse Monatsgehälter bewilligt. Daß diese nicht allzu hoch gewesen sind, ist anzunehmen, immerhin erlaubten sie das Wohnen in anständigen Pensionshäusern, wie Na Slupi. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß meine Tochter und ich gegen den Schluß unseres Prager Aufenthaltes ab und zu mit Wels und Frau zusammen gekommen sind. Je älter ich geworden war, umso mehr hatte ich mich damit abgefunden, die Menschen wirklich zu nehmen, wie sie sind. Wir müssen uns daran gewöhnen, sachlicher in jeder Beziehung zu urteilen. Die Handlungen „der anderen“ sind keineswegs immer aus Gemeinheit und Niedertracht geschehen, wenn sie uns auch vielfach so vorgekommen sind. Andere sehen die Geschehnisse eben anders, als wir sie

gesehen haben, schließlich sind wir auch alle durch unsere Herkunft beeinflusst, ebenso hat die Erziehung unseren ganzen Werdegang mitgestaltet, wie die ganze Umwelt, in der wir gelebt haben. Daß Ebert als Schuljunge ein eifriger katholischer Messknabe war, der nach priesterlichem Vorbild die Augen auf- und niederschlug, daß Wels in einer kleinen Arbeiterkneipe aufgewachsen ist, ist ganz bestimmt ebensowenig ohne Einfluß auf ihre Entwicklung und ihren Charakter geblieben, wie die Verhältnisse, unter denen ich aufgewachsen bin, mich beeinflusst haben. Charaktereigenschaften ererbter oder erworbener Art spielen eine große Rolle im politischen Leben. Die Ellenbogen, vielfach gespornt, spielen eine viel größere Rolle im politischen Leben, als gewöhnlich angenommen wird. In dieser Hinsicht habe ich mich oft getäuscht. Über meine „naive Auffassung“, daß auch im politischen Leben ein Ja ein Ja und ein Nein ein Nein sein müsse, haben manche meiner „Freunde“ sehr überlegen gelächelt. Ebert und Wels waren in mancher Beziehung gleichartig ausgestattet. Daraus erklärten sich auch mitunter ganz überraschende einheitliche Einschätzungen bestimmter Situationen und die deshalb daraus sich ergebenden Übereinstimmungen über die einzuschlagende Taktik. Als ich einmal die Bemerkung machte, daß sie unter Politik wirklich nur die Kunst zu verstehen schienen, „den oder die anderen hineinzulegen“, nahm man mir das sehr übel. Das Drängeln nach vorn bedingt offenbar die Zuhilfenahme von Notlügen ebenso wie das Intrigieren. Diese sogenannten politischen Hilfsmittel waren mir allzeit in tiefster Seele zuwider. Was besonders die Parteiführer Ebert und Wels angeht, so war es sehr bedauerlich, daß sie Brutalität oft mit Energie verwechselten. Stampfer hatte die besondere Begabung, jederzeit als der tadellose Biedermann zu erscheinen, obwohl er es keinesfalls immer war. Nachdem ich das zweifelsfrei festgestellt hatte, mied ich den persönlichen Verkehr mit ihm; das war mir nicht leicht, hatte ich ihn doch viele Jahre lang seiner journalistischen Begabung wegen hoch geschätzt. Seine stete Ergebenheit denen gegenüber, die gerade an der Parteimacht waren, erschien

mir widerlich. Er bediente nachher Ebert und Wels, Löbe und andere genau so ergeben, wie er vorher andere bedient hatte. Eines Tages fragte ich ihn, ob er nicht vertraulich mit Löbe sprechen wolle, um ihn zu einer Änderung seiner Geschäftsführung als Präsident des Reichstages zu veranlassen. Es sei unerträglich, ihn jeden Tag mit demselben Lächeln die Kommunisten und Nazisten - selbst bei den Geschäftsordnungsdebatten - die Sozialdemokratie in der unverschämtesten Weise beschimpfen und verleumden zu lassen, ohne ein Wort des Einspruches zu erheben. Die Geschäftsordnung gebe ihm doch die beste Handhabe. Man hat heute natürlich vergessen, was damals den Sozialdemokraten alles vorgeworfen wurde und wie diese dauernde Verleumdung im Volke gewirkt hat. Was antwortete Stampfer? „Ich finde, daß Löbe seine Sache sehr gut macht.“ Das fanden wahrscheinlich noch mehr, obwohl in der Fraktion wiederholt gegen Löbes Leitung der Verhandlung im Reichstag energisch protestiert worden ist.

Die älteren Mitglieder der Reichstagsfraktion mißbilligten das Verhalten Löbes ohne Ausnahme. Die Loblieder auf seine Verhandlungsleitung wurden von den älteren Abgeordneten abgelehnt, er war der schlechteste Präsident des Reichstages seit vielen Jahren. Er hatte einfach nicht den Mut, einzuschreiten und trug viel dazu bei, daß die Achtung vor dem Reichstag und der SPD immer mehr Einbuße erlitt. - In einem anderen Fall was das Verhalten Stampfers noch merkwürdiger. Die rednerisch und journalistisch tätigen Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion verlangten unausgesetzt von der Reichsregierung, daß sie die Ausweisung Hitlers durchsetze. Dieser trieb unausgesetzt die tollste Verhetzung in der verlogendsten Weise und scheute nicht vor den schlimmsten Verleumdungen und Herausforderungen zurück. Das alles, nachdem er wegen seinem Novemberputsch 1923 zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden war. Jedermann wußte, daß Hitler staatenlos war, jedermann wußte auch, daß jeder

galizische Hausierer, der die Gewerbeordnung nicht haarscharf beachtete, unbedingt ausgewiesen wurde. Ich fragte Stampfer, ob nicht endlich der „Vorwärts“, der sich über die Bedeutung der nationalsozialistischen Agitationsmethoden doch auch klar sein werde, die Ausweisung dieses hemmungslosen Verleumders der Republik und ihrer Vertreter fordern werde. Darauf antwortete Stampfer „Das kann der „Vorwärts“ nicht, bin ich doch selbst Österreicher!“ Gegen ein derart erschütterndes Argument war natürlich nicht aufzukommen. Der Unterschied bestand darin, daß Stampfer die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hatte und sogar Reichstagsabgeordneter - auf seine dringende Bitte! - geworden war.

Die seltenen Begegnungen mit Wels in Prag waren mir immer peinlicher geworden. Seine politischen Auffassungen pendelten wie der Perpendikel einer Wanduhr. Sie waren oft so unfaßbar naiv, daß ich nur kopfschüttelnd zuhören konnte. Wenn er die Lage günstiger beurteilte, sah er sich schon in Berlin einziehen und die Zügel der Partei in die Hand nehmen. Je nach seinen Stimmungen sprach er auch davon, sich pensionieren zu lassen. Der Einwand wäre berechtigt gewesen, wer ihn denn pensionieren sollte? Und aus welcher Quelle sollte die Pension genommen werden, solange noch ein Emigrant hungere? Natürlich hätte es keine Minute gedauert, bis er einen Tobsuchtsanfall bekommen hätte. Deshalb ließ man solche Redensarten am besten unbeachtet. Man überhörte sie, nahm sie nicht ernst. Hellhöriger wurden wir - er hatte die Äußerung keineswegs nur in unserem kleinen privaten Kreise getan - , als er häufiger von seiner Pensionierung sprach. Will er wirklich ein Revolutionär i.R. werden?

Die Situation in Prag wurde immer peinlicher. Wir waren schließlich froh, als Oscar Jörgensen mehr und mehr auf unsere Übersiedlung nach Kopenhagen drängte. Ihm und seiner Frau fehlte es an geselligem Verkehr, waren sie doch 12 Jahre in Berlin - er als Vertreter des dänischen

„Social-Demokraten“ - gewesen. Inzwischen war eine neue Generation herangewachsen, in den Kreisen der älteren Generation hatte der Tod seinen Tribut gefordert, viele der noch lebenden Genossen hatten ihn fast vergessen oder lebten wie die Einsiedler. Jörgensen hatte Berlin verlassen müssen, wenn er nicht riskieren wollte, daß er von fanatisierten SA-Banditen erschlagen werde. Er reiste ab, nachdem die Gestapo in seiner Abwesenheit in seiner Wohnung einen sehr auffälligen Besuch gemacht hatte. Warum man gegen Jörgensen, also einen Ausländer, derart vorging? Göring hatte in einer Pressebesprechung sehr anzügliche Bemerkungen gemacht über „den Skandinavier“, der die unwahren Nachrichten über ihn in der Presse gebracht hätte. Dabei hatte er dauernd Oscar Jörgensen angesehen. Erstens waren die als unwahr bezeichneten Gerüchte - Görings Morphium-Affairen - wahr, und zweitens hatte Jörgensen diese Nachrichten nicht in der Presse lanciert, sondern die Tatsachen, wie alle anderen Zeitungsleser in Berlin, erst aus der Presse kennen gelernt.

Wir hatten uns in Karlsbad und nachher wieder in Prag getroffen und waren wochenlang zusammen gewesen. Er drängte darauf, daß ich aus den mehr als ärmlichen Verhältnissen herauskomme. Er leistete sozusagen Garantie dafür, daß es mir in Kopenhagen nicht schlechter ergehen würde als in Prag. Da meine Tochter [Luise], die in früheren Jahren wiederholt längere Zeit in Kopenhagen gewesen war, dänisch sprach, und ich alte Freunde in Kopenhagen hatte, folgten wir der Einladung im August 1934, verließen das schöne Prag - und damit endlich auch die beiden - - polizeilichen Schutzengel.

XI. Die Reise nach Dänemark.

Unsere Fahrt von Prag nach Kopenhagen gestaltete sich ziemlich schwierig. Da ich als ausgebürgerter - im Altertum nannte man das Verbannter - den heimatlichen Boden nicht betreten durfte, mußten wir zunächst durch

nahezu die ganze CSR fahren, um die Grenzstation Bohumin zu erreichen. Wir kamen am gleichen Tage noch bis Katowice. Hier stellte es sich heraus, daß die Annahme des polnischen Konsulats in Prag, wir würden in zwei Tagen in Gdynia sein und sofort ein Schiff nach Kopenhagen finden, falsch war. Unsere Durchreisevisa liefen ab, weil es von Gdynia aus in den nächsten zwei bis drei Wochen überhaupt keine Fahrgelegenheit nach Dänemark geben würde. Der polnische Konsul hatte Gdynia und Danzig sozusagen als ein polnisches Ausfalltor nach Dänemark angesehen. Von Danzig aus hätten wir fahren können, wenn ich die Stadt hätte betreten dürfen. Wir folgten der Einladung eines befreundeten Ehepaares, das in besserer Zeit Gastfreundschaft in meiner Familie genossen hatte, in die Beskiden. Dort blieben wir etwa zwei Wochen lang, bis wir mit einem polnischen Auswandererschiff „Kossiucko“, das nach Kanada fuhr, aber in Kopenhagen anlegte, abreisen konnten. Der Kapitän versorgte uns auf das beste; außer ihm kannte uns niemand. An der Tafel, der er präsierte, ging dem Kapitän aber der Gaul durch, als er die übliche Begrüßungsrede an seine Passagiere hielt. Er gab seiner Freude Ausdruck, daß er mich an Bord habe - - . Mehrere polnische Amerikaner, die an einem Kongress in der Heimat teilgenommen hatten, und nun zurückreisten, unterbrachen den Kapitän durch Händeklatschen und Bravorufe. Aber einer unter ihnen war ein - Journalist, der sofort nach Kopenhagen meldete, daß ich am nächsten Vormittag landen würde. Alle Zeitungen in Kopenhagen brachten in ihrer nächsten Nummer eine entsprechende Notiz und versalzten uns damit die Suppe gründlich. Nun war keine Möglichkeit mehr, unbemerkt am vorläufigen Ziel unserer Odyssee anzukommen. Davon wußten wir an Bord der „Kossiucko“ vorläufig natürlich nichts, wir glaubten vielmehr, daß unser sorgsam gehütetes Geheimnis durchgeführt werden könne. Unsere Freunde in Kopenhagen trafen aber alle Vorbereitungen zu einer unbemerkt bleibenden Ankunft. Die Polizei rechnete mit Demonstrationen, sei es von ganz links oder ganz rechts, und vereinbarte mit einigen Parteifreunden, daß wir nicht an dem

üblichen Anlegeplatz an Land gehen, sondern schon auf hoher See ausgebootet werden sollten. Von alledem hatten wir keine Ahnung. Wir hielten Auslug nach Kopenhagen und sahen schließlich durch ein gutes Glas in weiter Ferne zwei kleine Boote, die unverkennbar auf unser Schiff zusteuerten. Uns unverständliche Signale, die zwischen einem der kleinen Boote und dem „Kossiucko“ gewechselt wurden, hatten zur Folge, daß unser Auswanderer hielt und nun - es war recht hoher Seegang - sehr lustig zu tanzen anfang. In dem kleineren Boot erkannten wir nach einiger Zeit unseren Freund Jörgensen, neben ihm, wie sich später herausstellte, der Chefredakteur des „Social-Demokraten“ H. P. Sörensen. Der Bootsführer der beiden war ebenfalls ein Parteigenosse. Außerdem waren ein Polizeibeamter und ein Zöllner auf dem kleinen Boot. Das andere Boot war ein Polizeikutter. Es gelang uns dann, aus dem großen Auswanderer über das Polizeiboot hinweg in „unser“ Motorboot zu kommen. Hurrah! An der Anlege- und Zollstelle der Brauerei Tuborg wurden wir an Land gesetzt und mit fröhlichem „Skaal“ willkommen geheißen.

XII. In Kopenhagen.

Schon 1896 war ich in Kopenhagen gewesen, dann in den Jahren des Weltkrieges wenigstens acht- bis zehnmal, sodaß mir die Stadt ebensowenig unbekannt war wie meiner Tochter. Oscar Jörgensen hatte in jeder Beziehung Wort gehalten. Er hatte einigen wohlhabenden Leuten, sie mich persönlich kannten, zugerufen, daß ich in Begleitung meiner Tochter kommen würde, er müsse deshalb eine kleine Wohnung einrichten, habe aber dazu natürlich kein Geld. In wenigen Tagen hatte er soviel zusammen, daß uns ein Zimmer und eine kleine Kammer, ebenso eine Liliputküche eingerichtet werden konnte. Die Wohnung hatte ein Bauunternehmer, ein persönlicher Freund Oscar Jörgensens, zu einem ermäßigten Preis zur Verfügung gestellt. Aus dem Matteottifonds wurden und beiden monatlich 100 Kronen bewilligt. Was zum Leben noch fehlte, mußte hinzuverdient werden. Das ging auch,

sodaß wir keine Not zu leiden brauchten, wenngleich wir uns natürlich sehr einschränken mußten.

Ein ganzes Jahr ging alles gut. Das dänische Volk lebte ersichtlich zufrieden und gewiß nicht schlecht. Allmählich lernte ich jedoch zu sehen und fand, daß auch in diesem friedlichen Lande nicht alles Gold ist, was glänzt. In Dänemark geht alles seinen gewohnten Gang, solange niemand Schwierigkeiten von jenseits der Grenze macht. Jenseits der Grenze liegt Deutschland und von diesem großen Reich ist Dänemark in wirtschaftlicher und - leider! - auch politischer Beziehung vollkommen abhängig. Politisch gesehen ist das Verhältnis noch weit schlimmer, denn trotz aller seiner selbständigen Einrichtungen, von der Monarchie bis zur kleinsten Stadtverwaltung an der südlichen Grenze: in Wirklichkeit ist das kleine Dänemark ein Vasallenstaat des Dritten Reiches. Das wird dem Leser klar werden, wenn wir Tatsachen sprechen lassen, deren Beobachtung auch auf mich geradezu erschütternd gewirkt haben. Ich habe mich lange gesträubt, Beobachtungen festzuhalten, die im Lande selbst der Bevölkerung gar nicht oder nur in schwer verständlicher Weise zur Kenntnis gebracht werden. Um es ganz deutlich zu sagen: das Volk kennt die Schwierigkeiten, in denen es steckt, nicht. Deshalb wird seine Überraschung eines Tages um so größer und um so peinlicher sein.

Seit dem Beginn des Jahres 1936 mußten jedem politisch interessierten Menschen peinliche politische Tatsachen auffallen. Wenn in einigen Fällen weiter zurückgegriffen wird, so nur deshalb, weil das Gedächtnis durch die neueren Vorkommnisse aufgerüttelt worden ist. Es mag Anfang 1935 gewesen sein, als die Kopenhagener Zeitungen sehr sensationell berichteten, daß deutsche Marineoffiziere, die mit ihren Kriegsfahrzeugen in der Nähe der Küste manövriert hatten, von Bord gegangen und irgendwo auf dänischem Boden dies und jenes betrieben hätten. Die Zeitungen waren

entrüstet - am nächsten Morgen aber war kein Wort mehr über den peinlichen Fall zu lesen. Man machte gute Miene zum bösen Spiel. Kein Wort hat man jemals wieder gehört von einer Untersuchung oder einer Rückfrage in Berlin, geschweige denn von einem Protest. - Im Februar oder März 1936 geriet ein deutsches Wasserflugzeug im Öresund in Not und mußte niedergehen. Das Flugzeug wurde an Land geschafft - bei Helsingör - , von deutschen Offizieren bewacht und später von einem deutschen Schiff weggeschleppt. Von dänischer Seite durfte dem havarierten Flugzeug niemand zu nahe kommen. In anderen Staaten gäbe es solche Vorkommnisse wegen selbstverständlich Verhandlungen mit den Heimatländern der - sagen wir Pechvögel, obwohl ganz andere Bezeichnungen angebracht wären.

Im März 1936 stürzten drei junge dänische Fliegeroffiziere tödlich ab. Sie waren aufgefliegen, um einem fremden Flugzeug zur Hilfe zu eilen, das sich anscheinend verfliegen und in der Dämmerung die Orientierung verloren hatte. Das fremde Flugzeug war aber spurlos verschwunden. Viele Leute hatten es gesehen, andere gehört. Nur deshalb war das dänische Flugzeug zur Hilfe gerufen worden. Das rätselhafte Flugzeug, das drei blühende Menschenleben gekostet hatte, kann nur ein deutsches Flugzeug gewesen sein. Daß es verschwunden war, als die ihm „zu Hilfe“ eilenden dänischen Flieger bemerkt worden waren, erscheint selbstverständlich. - Von der Insel Moen ist in einer öffentlichen Versammlung berichtet worden, daß deutsche Kriegsfahrzeuge dort häufig Nachtübungen abhalten - ganz nahe der Küste. - Ein dänischer Steuermann, der auf deutschem Boden einige kommunistische Flugblätter verschenkt hat, wurde zu vieljähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Die schwedische Regierung hat in zwei ähnlichen Fällen energisch interveniert, von der dänischen Regierung hat man nicht gehört, da sie ein Wort des Protestes gegen die barbarische Strafe eines Dänen gesagt hätte.

Im Januar 1936 wurde der Vertreter des demokratischen Blattes „Politiken“ aus Berlin, wo er mehr als zwanzig Jahre seinen journalistischen Beruf ausgeübt hatte, ausgewiesen. Die Begründung war lächerlich, warunsinnig. Seitens der dänischen Regierung geschah nichts. - Der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete G. Seeger, der aus einem Konzentrationslager hatte fliehen können und über seine Erlebnisse aus Oranienburg und seine Flucht ein viel beachtetes Buch geschrieben hat, hielt in vielen europäischen, ebenso auch in nordamerikanischen Staaten Vorträge über das neue Deutschland. Er sprach auch in Schweden und Norwegen, in Dänemark durfte er nicht sprechen, weil die Regierung das nicht duldet - sagen wir richtig - das nicht dulden darf. Seeger hat später ein zweites Buch herausgegeben über seine Vortragstourné. Darin macht er einige bemerkenswerte Angaben über seine Erlebnisse in Dänemark.

Die listige oder gar gewaltsame Verschleppung deutscher Emigranten über die Landesgrenze zurück in das Dritte Reich hat jedesmal Entrüstung in der ganzen Welt hervorgerufen. Am meisten Aufsehen machte der Fall des Journalisten Berthold Jakob. Ein deutscher Spitzel namens Wesemann, dem es vor Jahren gelungen war, längere Zeit Mitarbeiter am „Vorwärts“ in Berlin zu werden, „entführte“ den Jakob bei Basel im Auto über die deutsch-schweizerische Grenze. Das entschlossene Einschreiten der schweizerischen Regierung war von Erfolg gekrönt. Zwar sträubte sich die Hitler-Regierung, den Jakob wieder auszuliefern, zwar machte sie die lächerlichsten Einwendungen, wie die, daß Jakob freiwillig die rechtsdeutsche Grenze überschritten habe. Nichts half ihr gegenüber dem unerbittlichen Verlangen der Schweiz, das von der ganzen wahrhaft demokratischen Welt unterstützt wurde. Hitler mußte den Journalisten Jakob herausgeben, noch bevor das in einem deutsch-schweizerischen Staatsvertrag vorgesehene Schiedsgericht überhaupt zusammengetreten war. Das energische Verhalten der

tchechoslovakischen Regierung, ebenso das der holländischen in ähnlichen Fällen hatte denselben Erfolg.

Ein Gegenstück aus Dänemark. Ein sozialdemokratischer Flüchtling war mit seiner Frau bald nach dem Ausbruch des Dritten Reiches nach Kopenhagen gekommen und hatte sich eine kleine Wohnung gemietet, die er kaum verließ... eines Tages teilte er einigen seiner Schicksalsgenossen mit, daß er von einem alten Kameraden vertraulich aufgefordert worden sein, sofort in dringlicher Angelegenheit an die Grenze zu kommen. Man möge ihm die Reise ermöglichen. Es wurde ihm abgeraten, er wurde darauf aufmerksam gemacht, daß ihm eine Falle gestellt werden könne. Das hielt er nach der ganzen Art der Einladung für ausgeschlossen, er sei in einigen Tagen wieder zurück. Als Freunde des Unglücklichen nach Ablauf geraumer Zeit sich in seine Wohnung begaben, begegnete ihnen auf der Treppe ein Mann, der in großer Erregung davon eilte. Die Wohnung erwies sich als geöffnet, aber ordentlich mit dem richtigen Schlüssel geöffnet, der im Schloß steckte. In der Wohnung war alles durchwühlt, jedes Papierschnitzel war entfernt, also „geholt“ worden. Den eiligen Mann auf der Treppe wollten die Freunde des Entführten mit aller Bestimmtheit als den Wesemann erkannt haben, nachdem dessen Bild in der Presse veröffentlicht worden war. - Inzwischen war auch festgestellt worden, daß die Frau des an die Grenze gelockten Emigranten, kaum daß dieser die Grenze erreicht haben konnte, von ihm telegrafisch aufgefordert worden sei, sofort nachzukommen.

Der in der Kopenhagener Presse gemachte Lärm verstummte über Nacht. Niemals hat man wieder etwas von dem Emigranten und seiner Frau gehört. Ab und zu wurde der verschwundene Emigrant sogar beiläufig verdächtigt, selbst „nicht ganz vertrauenswürdig gewesen zu sein“. Dagegen spricht alles, was man von seinem und seiner Frau Verhalten gehört und gesehen hatte. Wenn an den Verdächtigungen das geringste richtig gewesen

wäre, oder die Angelegenheit als harmlos hätte aufgeklärt werden können, so wäre es die Pflicht der Polizei gewesen, die durch die Presse alarmierte Öffentlichkeit zu informieren. Wir sind überzeugt, daß eine solche beruhigende Aufklärung nicht hat gegeben werden können.

Wie manches andere, so wäre auch diese Affaire vollkommen in Vergessenheit geraten, wenn nicht in der Nr. 48 des Jahrganges 1935 der Zeitschrift „Moderne Ungdom“ daran erinnert worden wäre. Mehr ist freilich nicht geschehen. Wenn man sich bekannteren Sozialdemokraten anvertraut, um sie aufmerksam zu machen oder gar um Aufklärung zu bitten, dann bekommt man entweder überhaupt keine Antwort, die über die Bedeutung eines Achselzuckens hinausgeht, oder eine zweideutige, die dann freilich für den Fragesteller eindeutig genug ist.

Erneut wurde die dänische Öffentlichkeit durch die Presse alarmiert, als im März 1936 der ehemalige deutsche Rittmeister Schäfer in Kopenhagen von sich reden machte. Schäfer ist der Vorsitzende der deutschen Kolonie, nationalsozialistischer Landesleiter und Berichterstatter des offiziellen Naziblattes „Völkischer Beobachter“, Außerdem ist er auch Vorsitzender des Verbandes der ausländischen Presse. Von diesen „Schäfern“, die in allen europäischen Großstädten deutsche Schäflein betreuen und führen, leben in Kopenhagen noch mehrere. Sie betätigen sich, wie in der Schweiz der deutsche Nazist Gustloff sich betätigt hat, bis ein jüdischer Student ihn durch einen Revolverschuß niederstreckte. Dabei war er allerdings nur nazistischen Vorbildern gefolgt, die unbequeme Gegner nach Bedarf gleich dutzendweise niederschossen.

Oscar Jörgensen, der frühere Redakteur und spätere Mitarbeiter des „Social-Demokraten“, hatte unter seinem bekannten Pseudonym Jörgen Rakos eine Kronik über bestimmte Verhältnisse in Deutschland veröffentlicht,

in der er auf Mitteilung der „Prager Presse“ verwies, die von keiner Seite bestritten worden sind. Diese deutschen Verhältnisse waren freilich wenig erbaulich. Herr Schäfer war ausser Rand und Band geraten, denn er schrieb dem „Völkischen Beobachter“ einen Artikel, in dem er nicht nur den „Social-Demokraten“, das „Regierungsorgan“, in der unverschämtesten Weise angriff und bedrohte. Er drohte ganz unverblümt mit deutschen Maßnahmen gegen - Dänemark, wenn die dänische Regierung die Presse nicht zu zähmen wisse. Die gesamte dänische Presse nahm sich diesen deutschnazistischen Rittmeister gebührend vor. Das dauerte aber nur sehr kurze Zeit, sagen wir von heute bis morgen, weil das Außenministerium bereits Öl auf die Wogen gegossen, nämlich die Presse, wie Schäfer das verlangt hatte, wirklich zum Schweigen bestimmt hatte. Deutschland dürfte nicht gekränkt werden, denn Deutschland kaufe dänische Schweine und Butter. Außerdem blute die deutsch-dänische Grenze und Dänemark sei nun leider ein so kleines Land. Bis dahin hatte die dänische Presse natürlich nicht gewußt, daß Dänemark so klein und Deutschland so groß sei!

Die schönste Gelegenheit zur würdigen Beantwortung der Ausweisung Steinthals [Seitenhinweis geht ins Leere] aus Berlin war gegeben. Aber weder der Nazirittmeister Schäfer, noch irgendein anderer der vielen deutschen „Journalisten“ in Kopenhagen wurde ausgewiesen. Ganz anderes geschah! Der Staatsminister „bat“, das heißt in Wirklichkeit: er verlangte, daß der „Social-Demokraten“ auf die Frechheiten des Schäfer nur sehr zurückhaltend antwortete, dann aber Schluß mache. Der Chefredakteur des „Social-Demokraten“ hat sich dieser Zumutung wegen, wie uns auf bester Quelle bekannt wurde, sehr verärgert ausgesprochen. Jedenfalls wurde anstelle eines von ihm beabsichtigten sehr scharfen Artikels ein nur sehr zahmer „Et Svar“ (Eine Antwort) - wohlgezählte 28 Zeilen auf die massiven Breitseiten des Schäfer in dem deutschen Regierungsorgan gebracht. Unseres Erachtens hätten

freilich 8 Zeilen statt der 28 genügt, wenn darin mitgeteilt worden wäre, daß Herr Schäfer innerhalb 24 Stunden Dänemark verlassen müsse. In der Antwort stand nur, daß in Dänemark Pressefreiheit bestehe im Gegensatz zu Deutschland, wo die Regierung über den Inhalt der Presse bestimme. Dann hieß es im Artikel weiter: Wir weisen die Einmischung des „Völkischen Beobachters“ und die Drohungen gegenüber der dänischen Presse zurück. (Die Drohungen waren keineswegs nur gegen die dänische Presse gerichtet!) Rittmeister Schäfer genieße Gastfreundschaft in Dänemark. Da er Mitglied in dem Freien Journalisten-Verband geworden sei, könne er weit besseres tun, als die Pressefreiheit in Dänemark anzugreifen und das Land zu bedrohen, unter dessen Dach er lebe. - Das war wirklich sehr milde gegenüber den Drohungen des Schäfer, der übrigens, wie das Organ des dänischen Journalisten-Verbandes im April 1936 mitteilte, seinen Austritt aus dem Journalisten-Verband erklärt hatte, andernfalls würde er sicherlich ausgeschlossen worden sein.

Kaum was diese Affaire Schäfer in nicht gerade imponierender Weise erledigt worden, da wurde - 48 Stunden später - das ganze Land erneut alarmiert. Am 7. März 1936 veröffentlichte die Nachmittagsausgabe des sehr angesehenen Blattes „Politiken“, das „Extrablatt“, eine Rundfrage, die Schäfer an die Mitglieder der deutschen Kolonie in Dänemark verschickt hatte. Wir handeln wohl am sachlichsten, wenn wir das genannte Blatt vom 7. März 1936 in möglichst getreuer Übersetzung zitieren.

„Der Rittmeister Schäfer, Führer (Formand) der deutschen Kolonie, Führer der Vereinigung der ausländischen Pressevertreter, Korrespondent des Naziorganes „Völkischer Beobachter“, hat an eine große Anzahl deutscher Staatsbürger, die in Dänemark ansässig sind, einen Fragebogen verschickt, der zu dem merkwürdigsten gehört, das uns bisher vorgekommen ist.“ - „Ekstrabladet“ nennt dann eine Anzahl Fragen, die Schäfer an seine Landsleute in Dänemark stellte:

Haben Sie ein Motorrad? (mit oder ohne Beiwagen). Haben Sie ein Personenauto? (mit Platz für wieviele). Haben Sie ein Lastauto? (mit Platz für wieviele). Usw. usw.

„Ekstrabladet“ meint, man könne es vielleicht verstehen, wenn der Fragesteller wissen wolle, was für Zeitungen dänische und ausländische, seine Landsleute lesen. Schwerer verständlich sei schon Schäfers Neugier, wenn er fragt, wieviele Personen in den Automobilen der hier wohnhaften Deutschen befördert werden könnten. Am klarsten wird die Neugier des deutschen Nazisten aber beleuchtet durch die Tatsache, daß vor der Versendung seiner Fragebogen von einem anderen Nazisten in Berlin die „Instruktion“ erfolgte, daß man sich besonders interessiere für die dänischen Leuchtfeuer, wie sie bemannt seien und wie man mit Motorbooten - - -?

Das „Ekstrabladet“ hielt den Fragebogen zunächst für eine so phantastische und unglaubliche Angelegenheit, daß es sofort den Rittmeister anrief und um Aufklärung bat. Herr Schäfer merkte natürlich sofort, daß das ganze Material in Händen des Blattes sei, das also jedes Leugnen seine Position nur verschlechtern könne. Deshalb gestand er die Richtigkeit des Fragebogens sofort zu, suchte ihm aber eine harmlose Deutung zu geben. Er versicherte, daß die Fragebogen keinerlei militärische Bedeutung hätten! Man sollte ihm glauben, daß er der beste Freund Dänemarks sei und auf jede Weise versuche, ihm zu dienen. Natürlich wollte er dem kleinen Lande nur einen Freundschaftsdienst erweisen, als er es beschimpfte und bedrohte, und später sein Interesse für die Leuchtfeuer bekunden sollte. Die deutschen Nazisten à la Schäfer und Gustloff haben ja ihre besonderen Methoden, wenn sie den Nachbarländern ihre Freundschaft bemerklich machen wollen.

Der Rittmeister Schäfer hatte nicht weniger als 37 Fragen gestellt, die in der deutschen Kolonie große Aufregung hervorgerufen haben, sind es

doch auch zweifelsfrei Deutsche gewesen, die das Material der Presse zugänglich gemacht haben. Leider hat die Presse nur einen winzigen Teil dieses Materials veröffentlicht. - Die Kopenhagener Zeitungen schlugen Lärm, aber wieder nur für - - einen Tag. Das Außenministerium hatte die Redakteure zusammenberufen und ihnen „nahegelegt“, sofort Schluß zu machen. In Dänemark herrscht Pressefreiheit, wie fortdauernd betont wird! Der Außenminister gab ziemlich unverblümt zu verstehen, daß Dänemark dem großen Deutschland gegenüber sich die größte Zurückhaltung auferlegen müsse. Übrigens, so fügte er hinzu - er war im Begriff nach Genf resp. London zu einer Sitzung des Völkerbundsrates zu reisen - „für Dänemark ist die Situation wieder genau so, wie vor einem Jahr!“

Vor einem Jahr hatte er als Vertreter der nordischen Staaten als einziges Mitglied des Völkerbundsrates gegen die im übrigen einstimmig beschlossene Resolution gestimmt, durch die Hitler Traktatbruch bescheinigt wurde. Der Herr Außenminister machte also die Presse Dänemarks erneut darauf aufmerksam, daß er mit Rücksicht auf die dänischen Schweine und im Hinblick auf die Grenze im Süden, nichts tun werde, was Herr Hitler dem Lande übelnehmen könnte. - Herr Munch, der unbegabteste aller uns jemals bekannt gewordenen Außenminister, übersah stets, daß Deutschland in Dänemark Schweine kaufen mußte, wenn das deutsche Volk nicht noch mehr hungern sollte. Er war offenbar der sonderbaren Auffassung, daß Deutschland dänische Schweine und Butter aus Dankbarkeit für gutes Verhalten kaufe oder gar der schönen Augen des Herrn Munch wegen. Dieser Auffassung entsprechend wurden alle Verhandlungen zwischen den dänischen und deutschen Unterhändlern zur Vorbereitung neuer Handelsabkommen geführt. Die dürftigen Zeitungsberichte darüber, aber auch andere Mitteilungen zeigten das mit aller Deutlichkeit. - Doch kehren wir zu der Einwirkung auf die dänische Presse zurück.

Der „Social-Demokraten“ brachte trotz der im vertrauten Kreis „erbetenen“ Verschwiegenheit noch einen, allerdings sehr maßvollen Artikel über Schäfer. Es hieß da, daß es sich bei dem Fragebogen Schäfers um phantastische Kinderstreiche handle. So hatte Herr Munch die Angelegenheit auch zu frisieren versucht! Jedenfalls, so hieß es in dem erwähnten Artikel, sei das Verhalten des Rittmeisters vollkommen ungebührlich. Dann kam eine Erinnerung an den Angriff Schäfers auf Dänemark im „Völkischen Beobachter“. Der Schlußsatz lautete: „Die Zeit dürfte gekommen sein, daß der „Völkische Beobachter“ Herrn Schäfer von einem Posten zurückrufe, für den er gänzlich ungeeignet sei“.

Dieser Satz stand allerdings im Widerspruch zu dem, was der Außenminister verlangt hatte. Die konservative „Berlingske Tidende“ machte denn auch auf diesen Widerspruch aufmerksam und fragte den Minister per Telefon an, ob hinter dem Artikel des „Sozial-Demokraten“ etwa doch Regierungswünsche steckten. Darauf hat Dr. Munch ganz entsetzt „kategorisch“ geantwortet:

„Nein! Die ganze Geschichte (Schäfers Fragen) ist alt und nach meiner Auffassung ohne besonderes Interesse.“

So glaubt der Außenminister Dänemarks die Interessen seines Landes am besten wahrzunehmen. Es ist richtig, daß die vertraulichen Rundfragen des deutschen Nazisten der Presse erst viele Monate nach ihrer Versendung bekannt geworden sind. Aber seit wann interessiert es zum Beispiel einen Richter nicht mehr, wenn er von einem Verbrechen erst einige Monate nach seiner Ausübung davon erfährt? Seit wann hat der Außenminister eines demokratischen Landes kein besonderes Interesse an einer Spionageaffaire und dem Versuch eines Ausländers, Dänen zum Landesverrat zu veranlassen, weil er nicht auf Grund von Mitteilungen der Kriminalpolizei

oder der besonders in Betracht kommenden militärischen Stelle davon erfährt, sondern erst später durch die Presse informiert wird? Weder die Frage nach den Lastautomobilen der vermeintlichen Nazisten, noch die Frage nach den Leuchtfeuern hat besonderes Interesse für den dänischen Außenminister. Noch weniger wird er dann allerdings ein Interesse an dem Flugzeug gehabt haben, das in Helsingör eingeschleppt, nur von deutschen Offizieren bewacht und auch von deutschen Offizieren wieder abgeschleppt worden ist. Daß dieses Flugzeug sich ebenso wie Herr Schäfer für dänische Leuchtfeuer interessiert haben könnte, interessierte den Herrn Munch nicht. Ob das rätselhafte Flugzeug, dem drei dänische Fliegeroffiziere zum Opfer gefallen sind, sich nicht ebenso wie Rittmeister Schäfer für dänische Leuchtfeuer interessiert haben könnte, - ist das auch alt und ohne besonderes Interesse?

Diese Schäferaffären wurden dann gekrönt durch die Mitteilung der „Göteborg Handels- och Sjöfartstidning“ vom 3. März 1936:

„Der Deutsche Generalstab hat sich seit längerer Zeit mit der Frage beschäftigt, wie Deutschland im Kriegsfall mit Lebensmitteln versorgt werden kann. Da die deutsche Landwirtschaft nicht imstande ist, den Bedarf des Heeres und der Zivilbevölkerung zu decken, der Ausgang eines Krieges aber wesentlich abhängig ist von der Lebensmittelversorgung, hat General Göring einen Plan ausarbeiten lassen, der davon ausgeht, daß Dänemark und Litauen im Falle eines Krieges von deutschen Truppen besetzt werden sollte. - - Beide Länder sollen besetzt und als Speisekammern für Deutschland benutzt werden. Als Vorwand und Ausrede für die Besetzung Dänemarks sollte Nordschleswig angeführt werden, bei Litauen komme die Umgebung Memels in Betracht. - - General Görings Plan - so heißt es in dem Göteborger Blatt weiter - sei bis ins Detail ausgearbeitet und habe die Zustimmung des Großen Generalstabes gefunden“

Im Regierungsorgan Dänemarks, dem „Social-Demokraten“, dem wir hier gefolgt sind, wurde die Mitteilung gemacht unter der Überschrift: „Schwedische Sensation“. Angehängt wurde der sensationellen Mitteilung diese Anmerkung:

„Diese sensationellen Mitteilungen lauten zweifellos verblüffend. Bis Beweise (für ihre Richtigkeit) vorgelegt werden, muß vernünftigerweise angenommen werden, daß es sich um Phantasieprodukte ohne jede wirkliche Grundlage handelt.“

Diese Auslassung deckte sich - es war keine Überraschung für uns - vollkommen mit den Wünschen des Außenministers. Dr. Munch hielt zufällig an dem Abend des Tages, an dem die Göteborger Meldung nach Kopenhagen gekommen war, einen Vortrag vor seinen demokratisch-radikalen Parteifreunden über auswärtige Politik. Er konnte natürlich nicht so tun, als habe er keinerlei Kenntnis von der Meldung aus Göteborg. Hier ist seine außenministerliche Äußerung dazu: „Daran glaubt hier niemand“. - Richtig wäre die Äußerung gewesen, daß daran in Kopenhagen kein Mensch zweifelt. Aber wenn er das gesagt hätte, was wäre dann die Folge gewesen? Daß er durch eine diplomatische Note in Berlin angefragt und damit die ganze Affaire Schäfer aufgerollt hätte. Daß Herr Munch das hätte tun können, daran glaubt hier tatsächlich niemand.

Für die politische Methode des dänischen Außenministeriums hat man in Deutschland eine drastische Bezeichnung, man nennt sie „Wanzentaktik“. Wanzentaktik treiben, heißt also: sich tot stellen, so tun, als ob man von unangenehmen oder gar bedrohlichen Vorgängen nichts sehe, höre oder wisse. Daß bei einem kommenden Kriege, an dem Deutschland beteiligt ist, aus Dänemark das letzte Schwein und das letzte Kilo Butter „sichergestellt“ werden, darauf kann Herr Munch sich verlassen. Die Betätigung des Herrn Schäfer steht in ebenso enger Verbindung mit dem dänischen Schwein, wie der

rätselhafte Flug der deutschen Flieger mit der dänischen Butter. Herr Munch war als Außenminister Dänemarks ein Malheur, seine Politik war mehr als töricht. Wie die deutschen Politiker sie bezeichnet haben werden, ist uns nicht zweifelhaft, denn sie schlägt allem ins Gesicht, was man im Dritten Reich als nationale Politik bezeichnet.

Die Rolle des Herrn Munch in den Sitzungen des Völkerbundsrates, vor und hinter den Kulissen, war entsprechend dem, was auf den bereits vorausgegangenen Blättern gesagt worden ist. In dem bereits erwähnten Vortrag, den Dr. Munch vor seinen Parteifreunden im März 1936 gehalten hat, sagte er über die Mitgliedschaft der kleineren Staaten im Völkerbund, daß sie notwendig sei, weil die kleineren Staaten die großen „beeinflussen“ könnten. Wörtlich. Man könnte den Außenminister und das von ihm vertretene kleine Land verhöhnen. Man stelle sich vor, wie Herr Munch, der die 3,5 Millionen Dänen vertritt, vor dem englischen Außenminister, der die Interessen von 400 Millionen zu vertreten hat, steht, um ihn zu beeinflussen. Und dennoch: nach den Statuten des Völkerbundes hängen in der Tat ganz wichtige Abstimmungen davon ab, daß sie einstimmig erfolgen. Um eine wichtige Kundgebung also nicht ganz unmöglich machen zu lassen, müssen unter Umständen einige Dutzend Staaten die Formulierung ihres Beschlusses auf Verlangen irgendeines staatlichen Liliputaners derart vornehmen, daß seine Zustimmung erreicht wird. Solche Bestimmungen sind unsinnig und solange sie bestehen, ist es ebenso unsinnig, Deutschland wieder in den Völkerbund hinein zu bitten. Deutschland kann jetzt schon als Nichtmitglied den Völkerbund nahezu lahmlegen, denn mindestens einen der kleinen Staaten, die geradezu in einem Vasallenverhältnis zu ihm stehen, wird es zu jeder Dienstleistung jederzeit bestimmen können.

Das Verhalten des dänischen Außenministers in den geschilderten Fällen ist um so peinlicher, weil es sich um den Vertreter einer sozialdemokratischen Regierung handelt. Von den 13 Ministerien Dänemarks sind nur zwei, nämlich das des Äußeren und des Unterrichts, von bürgerlichen Radikalen besetzt. Elf Ministerien werden von Sozialdemokraten verwaltet. Daß man die geschilderten Tatsachen also nicht etwa ausschließlich dem Dr. Munch zur Last legen kann, ist klar. Wie die Politik der sozialdemokratischen Partei Dänemarks zu beurteilen ist, mögen andere feststellen, die einmal dazu berufen werden. Es soll hier nur gesagt werden, daß mich, abgesehen von der „Führung“ der deutschen Sozialdemokratie seit dem Kapp-Putsch in 1920 in meinem politischen Leben nichts mehr überrascht hat, als die dänische Partei. Die stete Zunahme der dänischen Sozialdemokratie an Mitgliedern ist eine erfreuliche Tatsache. Was die bewunderswerte Elastizität der Partei freilich mit Demokratie und internationalem Sozialismus zu tun hat, habe ich mich oft, nachdem ich gelernt hatte, dänisch zu lesen, gefragt. Ich will zwei Tatsachen anführen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Als im März 1936 der Völkerbund in London versammelt und Dr. Munch hinter den Kulissen, wie die Presse berichtete, bemüht war, kleinere Staaten in seinem Sinne zu „beeinflussen“, tagten gleichzeitig die Exekutiven der sozialistischen Internationale und der Gewerkschaftsinternationale. Zeitweilig tagten beide Organisationen zusammen. Die dänische Sozialdemokratie war durch ihren ersten Parteisekretär Hedtoft-Hansen⁶ vertreten, für die Gewerkschaften nahmen mehrere Delegierte an den Sitzungen teil. Es wurde eine Resolution beschlossen, in der das nationalsozialistische Regime in Deutschland scharf verurteilt wurde. Bei der Veröffentlichung der Entschliebung wurde schamhaft mitgeteilt, daß die Vertreter von zwei kleinen Staaten sich der Abstimmung enthalten hätten, der Vertreter eines kleinen Staates habe gegen die Resolution

⁶ Bei Reitzle heisst er „Heteft“!

gestimmt! Die Enthaltamen waren aus der Schweiz und aus Holland, der Gegner war der Vertreter der dänischen Sozialdemokratie!!!

Weiter wurde beschlossen, daß die Gewerkschaften in allen Ländern, - wo der Beschluß durchgeführt werden könne, sofort große Demonstrationen gegen den drohenden Krieg veranstalten müßten. Daß eine jede dieser Demonstrationen in erster Linie eine Verurteilung des Faschismus und Nationalsozialismus werden mußte, liegt klar auf der Hand. In der sozialistischen Presse Dänemarks ist dieser Beschluß der Gewerkschaftsinternationale nicht einmal mitgeteilt worden, die Arbeiter haben also nicht einmal erfahren, daß wie gegen den Krieg demonstrieren sollten. Auf unsere Frage an einen der bekanntesten Genossen in Kopenhagen: „also nicht einmal das könnt Ihr euch erlauben?“ erfolgte die Antwort: „Nein!“ - Eine Antikriegsdemonstration in Kopenhagen hätte deshalb besonders wuchtig gestaltet werden können, weil die Arbeiter gerade ausgesperrt waren. Nun hätte immer noch eingewendet werden können, daß der bevorstehende 1. Mai hinreichend Gelegenheit zu einer Verurteilung aller Kriegstreibereien ausgenützt werden könne, wie das in allen Ländern geschieht. Die Antikriegsdemonstrationen haben sogar die Erhebung sozialpolitischer Forderungen - 8 Stundentag usw. - allmählich in den Hintergrund gedrängt. In dem Aufruf zur Maifeier 1936 wird von den dänischen Gewerkschaften und Parteigenossen weder ein Wort vom Kampf für die Verkürzung der Arbeitszeit, noch gegen den Krieg gesagt. Um den Unterschied zwischen der Sozialdemokratie Dänemarks und der der CSR zu zeigen, müssten wir aus den Aufrufen zur Maifeier hier die wichtigsten Sätze nebeneinander stellen...

[Im Typoskript abgebrochen]

Bemerkung des Herausgebers

Das Folgende ist von Scheidemann am Ende hinzugefügt worden, hat aber, wie Reitzle S. 71 druckt, keine typoskriptlich eigene Kapitelüberschrift und schon gar keine mit der bereits (auf S. 61) verwendeten Nummer XII.

Vielleicht habe ich alles hierzulande falsch gesehen und zu hart beurteilt, weil ich ein deutscher Emigrant und die von mir nicht verstandene Partei- und Gewerkschaftsführer wohlgeborgene Dänen waren, Bürger eines Landes, von dem sie immer wieder versicherten, daß es ein glückliches Land, ein demokratisches Land sei. die ängstigten sich - wie mir schien, nicht allzusehr - wegen der brennenden deutsch-dänischen Grenze. Aber sie berechneten die Nachweise über die ausgeführte Butter. Ich sah das zertretene Recht, sah die geschundene Kunst, die geknebelte Wissenschaft meines Vaterlandes. Sie lasen die Statistik über die Zahl der ausgeführten Schweine. Ich fühlte mit den Zehntausenden, die in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern schmachteten, ich sah die zum Tode verurteilten Opfer des nationalsozialistischen Schandregiments. Sie fühlten sich als glückliche Dänen, die „reale“ Politik machten, denn was sollten sie anders machen? Wir können nicht Krieg gegen Deutschland führen! Das hat niemand von ihnen verlangt, niemand von ihnen erwartet. Aber daß sie sogar die Veröffentlichung eines Beschlusses der Arbeiterinternationale unterdrückten, weil er Demonstrationen gegen den Krieg verlangte, oder daß sie sogar gegen die Verurteilung des Hitlerschen Schandregiments stimmten, das hat wohl kein Sozialdemokrat, dem der Sozialismus und die Demokratie mehr sind als ein Lippenbekenntnis, erwartet. Das internationale Sozialistische Büro hat sich deshalb geschämt, die Parteien zu nennen, die enthaltsam oder gar Gegner waren, als Hitler gebrandmarkt werden sollte.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich den dänischen Sozialdemokraten Unrecht tun sollte, aber ich kann nicht anders urteilen, denn unter den vielen Tausenden, die in den Tod gehetzt wurden, sehe ich meine eigenen Kinder...

Philipp Scheidemann: Brief an Alsing Andersen.17. März 1935.

Herrn

Alsing Andersen

- Mitglied des dänischen Reichstags -

Rosenørnsalle 12.

17. 3. 1935

Lieber Freund,

Du hast mir gestern eine Artikelserie aus dem Berliner „Angriff“ geschickt. Ich danke dir dafür. Du wirst über-rascht sein, dass ich überhaupt ein Wort zu dem ekelhaften Geschmiere sage. Freilich lohnt das auch kaum. Die deutsche Republik hat geduldet, dass ähnliche und schlimmere Verleumdungen gegen alle führenden Republikaner erhoben worden sind, ohne dass sie zugegriffen hätte. Ich hatte 13 Jahre lang in hunderten von Versammlungen darüber gesprochen, in dutzenden von Zeitungsartikeln, aber auch in besonderen Schriften darüber geschrieben. Was die Republik versäumt hat, ist jetzt nicht mehr gut zu machen.

Schon bald nach meiner Demission als Ministerpräsident im Juni 1919 sagte ich in einer Reichstagsrede und nachher in einer Broschüre: „Der Feind steht rechts.“ Das war im November. Vier Monate später fand der Kapp-Putsch statt. Man hatte mich ausgelacht wegen meiner Schwarzseherei und mir die weitere Beteiligung an der „Führung“ der Partei direkt veregelt. Ich kann die Verantwortung für den Kladderadatsch wirklich mit gutem Recht ablehnen.

Vielen unserer eigenen Genossen sind die Augen erst aufgegangen, als dem Genossen Ebert, dem Reichspräsidenten, von einem Magdeburger Gericht schwarz auf weiss bescheinigt wurde, dass er nach Lage der Dinge im

Kriege Landesverrat begangen habe. Er ist mit an diesen und ähnlichen Verleumdungen schliesslich verblutet; ich habe mich weiter gewehrt. Jetzt ist mir fast gleichgültig geworden, was man uns für Schmutzgeschichten anhängt. Die Hauptsache ist schließlich, dass man wirklich ein sauberes Gewissen hat. Das habe ich.

Ich will so kurz wie möglich sein. Vergiss nicht, dass wir alle eines Tages nicht mehr da sein werden. Der „Angriff“ aber bleibt in den Archiven stehen. Deshalb wird es gut sein, wenn in Deinem Nachlass einmal auch dieser Brief gefunden wird. Ich muss dir deshalb auch schreiben, obwohl es mich anwidert, weil meine Bibliothek beschlagnahmt, besser gesagt gestohlen und vernichtet worden ist. Wie gross mein Verlust ist, wirst du aus diesen Angaben ersehen. Das Nummernverzeichnis, von einem parteigenössischen Arzt aus Liebhaberei aufgestellt, ging bis 16.000. Darunter waren zahlreiche wertvolle Broschüren und Flugblätter, die niemals wieder beschafft werden können. Ganze Kisten voll Schriften und Briefen, mehrere Registraturen, alles ist aus der Wohnung verschleppt worden. Für immer verloren sind Briefe von Ignaz Auer, August Bebel, Eduard Bernstein, Branting, Jules Guesde, Jean Jaurès, Wilhelm Liebknecht, Vahldeich, Troelstra und vielen anderen. Buchstäblich vernichtet, also zerrissen oder verbrannt wurden viele meiner eigenen Schriften und Broschüren, so dass ich mich um mehrere, die ich dringend gebrauchte, bisher vergeblich bemüht habe. Bleiben werden schließlich die Reichstagsstenogramme, aus denen zu ersehen ist, wie der „Angriff“ über meiner und unserer Partei politische Haltung bewusst lügt. Aber die Reichstagsreden wurden wertvoll ergänzt durch meine Tagebücher, die eine Fülle des wichtigsten Materials enthielten. Nichts von alledem den übrigen gestohlenen und vernichteten Materialien hat mich so traurig gestimmt und empört, wie der Verlust der Tagebücher. Was sie in Wirklichkeit bedeuteten, werde ich auf den beiliegenden Blättern sagen. Diese Blätter zu lesen bitte ich Dich. Wenn du einmal nichts Besseres zu tun hast, dann nimm sie zur Hand.

Ich bin und bleibe in alter Freundschaft

Dein

Philipp Scheidemann: Brief an Alsing Andersen - Beilage. 17. März 1935.

Beilagen zu dem Brief an Alsing Andersen vom 17. März 1935

I. Wer und was ist der Verfasser der Artikel?

Die Artikel sind, sehr sensationell aufgemacht, unter dem Titel erschienen: „Seine Excellenz der Hochverräter. Nach den Tagebüchern des Sozialdemokraten Phillippp Scheidemann.“ In der Einleitung wird von den Tagebüchern gesagt, „sie fielen der Gestapo in die Hände“. Der Mitarbeiter des „Angriffs“ G.Z. habe ihnen einige verschwiegene Notizen entnommen, aus denen die Aufsatzreihe entstanden sei. G.Z.? Ich tippte richtig auf Gottfried Zarnow. Dieser hat also die Artikel „gemacht“. Mit anderen Worten, er hat mehrere Notizen, die ganz persönlicher Art sind, andere, die er nicht verstanden und deshalb blödsinnig kommentiert oder erst gefälscht hat, um sie entsprechend fruktifizieren zu können, zu seinen Zwecken ausgearbeitet. Was bei diesen Herrschaften ausarbeiten heisst, ist hinlänglich bekannt. In einem der Artikel lüftet der Verfasser unvorsichtig die Maske, so dass man Herrn Gottfried Zarnow alias Ewald Moritz leibhaftig vor sich sieht.

Wer ist Gottfried Zarnow? Danach wäre nicht zu fragen, wenn seinen Beschuldigungen auch nur eine Spur Wahrheit zugrunde läge. Dann müsste man rein sachlich Stellung nehmen, die Person des Verfassers wäre gleichgültig. Da es sich jedoch um das Gegenteil, also bösartige Verleumdungen handelt, wollen wir uns Herrn G.Z. etwas näher ansehen. Er hat viele Jahre lang in der reaktionären Presse Deutschlands die Republik und bekannte Republikaner „bekämpft“. Bekämpfen hiess bei ihm Verdächtigen und Verleumden. Dieses Geschäft betrieb er nicht nur in Zeitungen, sondern auch in besonderen Schriften. In vielen Prozessen, die gegen ihn angestrengt

wurden, ist er als übler Patron entlarvt und häufig auch empfindlich verurteilt worden. Einer der bekanntesten deutschen Parlamentarier, der preussische Landtagsabgeordnete Erich Kuttner, hat einmal in wochenlanger Arbeit die Akten Zarnow/Moritz studiert und dann ein Bild des Mannes in der „Justiz, Monatsschrift für Erneuerung des deutschen Rechtswesens, zugleich Organ des Republikanischen Richterbundes“, entworfen. Es handelt sich um das 7. Heft des 6. Bandes vom April 1931. Die Quelle wird deshalb genau angegeben, weil sie jeder, der sich näher für Herrn G.Z. Interessieren sollte, selbst ausschöpfen mag; hier genügen einige Bemerkungen aus dem Artikel Kuttners, weil sie zur Charakterisierung des G.Z. Ausreichen dürften.

Erich Kuttner stellt fest, dass Gottfried Zarnow in Wirklichkeit Ewald Moritz heisst. Nach eigenem Geständnis ist Zarnow-Moritz 1921 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei geworden, um wie er selbst zugegeben hat, „an den Minister Gustav Bauer heranzukommen“. Er habe aber von 1919 bis 1924 die deutsche Volkspartei, die deutschnationale Partei und später Hitler gewählt. Mitglied der SPD konnte und kann nur werden, wer sich zu den Grundsätzen dieser Partei bekennt. Das hat er natürlich skrupellos getan. Das politische Gewissen dieses Mannes war also das denkbar unsauberste. Das geht auch daraus hervor, dass er als reaktionärer Wähler und Mitglied der SPD in öffentlicher Versammlung „Schutz der republikanischen Beamten vor ihren reaktionären Vorgesetzten und Entfernung der rechts stehenden Beamten aus den leitenden Stellungen gefordert hat. Trotzdem stimmte er für die Parteien, die der SPD Landesverrat vorwarfen und den „Dolchstoß“ nachredeten. Gleichzeitig hat er in einer Broschüre gesagt, dass er den „tiefsten Grund des 9. November 1918 in dem Hunger der Soldaten und den Schwelgereien eines großen Teils der Offiziere“ erblickte.

Kuttner, der selbst Jurist ist, und wahrscheinlich gerade deshalb von seiner Fraktion in die Untersuchungsausschüsse des preuss. Landtags geschickt worden ist, stellt weiter fest, dass Zarnow-Moritz die tollsten Beschuldigungen bald gegen diesen, bald gegen jenen erhoben habe, ohne auch nur die geringsten tatsächlichen Unterlagen beibringen zu können. Als Reporter reaktionärer Zeitungen habe er die verlogenster Tendenzmache betrieben. „Hohe Übung in Fälscherkunst ist dem Moritz gerichtlich nachgewiesen worden;“ Kuttner sagt weiter in der „Justiz“ auf der Seite 335, dass festgestellt wurde: Hier sehen wir in Wahrheit den raffinierten Fälscher am Werke.

Zur Kennzeichnung des Zarnow-Moritz dürften diese Feststellungen genügen. Sehen wir uns nun seine Angriffe an.

II. Was sind Tagebücher?

Tagebücher sind zunächst private Aufzeichnungen, gewiss nicht ohne weiteres zur Veröffentlichung bestimmt. Sie sollen wahrscheinlich in den meisten Fällen dem Verfasser später, falls er über einen bestimmten Zeitabschnitt, vielleicht über sein ganzes Leben berichten will, eine wertvolle Gedächtnisstütze sein. Sie sollen auch den nächsten Verwandten, vielleicht Kindern und Kindeskindern, einmal zu einer Fundgrube werden, aus der wertvolle Kenntnis über die Arbeit, die Erlebnisse und den Charakter des Verfassers geschöpft werden können. Vielfach haben die Verfasser von Tagebüchern oder Autobiographien testamentarisch bestimmt, dass ihre Aufzeichnungen erst viele Jahre nach dem Tode der Verfasser veröffentlicht werden dürfen. Wahrscheinlich sollte dadurch eine agitatorisch-verlogene Ausschlichtung ausgeschlossen werden. Nach Ablauf einer gewissen Zeitspanne, wenn für böartige Gegner ein akut parteiagitatorisches Interesse nicht mehr besteht, so nahmen die Verfasser wohl an, wird eine objektive Würdigung, wenn nicht gesichert, so doch wenigstens wahrscheinlich sein.

Tagebücher sind meines Erachtens wie Privatbriefe einzuschätzen, deren Vertraulichkeit (Briefgeheimnis) in allen Kulturländern durch Gesetz geschützt ist. Das dritte Reich kommt hier also nicht in Betracht. Wenn Tagebücher aus bestimmtem Anlass beschlagnahmt werden, um festzustellen, ob sie etwa Anhaltspunkte für frühere oder erst beabsichtigte Verbrechen geben, dann muss man sich damit abfinden. Es ist bekannt, dass Verbrecher aller Art ihre Tätigkeit oft sorgsam vermerkt haben. Es sei erinnert an die genauen Aufzeichnungen des nationalsozialistischen Gruppenführers Ernst, den besonderen Freund Hitlers, über seine und seiner Freunde Tätigkeit bei der Inbrandsetzung des Reichstages. Wenn also aus kriminalistischen Gesichtspunkten solche Aufzeichnungen beschlagnahmt und von vereidigten Beamten geprüft werden, dann ist das nicht nur zu rechtfertigen, dann ist es sogar selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist es freilich, dass beschlagnahmte Tagebücher, Privatbriefe und Manuskripte, vertraulich behandelt und den Eigentümern zurückgegeben werden müssen, wenn die Verdachtsgründe, die zu der Beschlagnahmung geführt haben, sich als unbegründet erwiesen. Wenn jedoch, wie in dem vorliegenden Falle, solche Aufzeichnungen aus bösesten Anlass auf Anordnung einer Regierungsbehörde gestohlen und einem notorisch üblem Subjekt zur verleumderischen Ausschachtung ausgeliefert werden, dann werden dadurch die Regierungsmethoden des Dritten Reiches ebenso gekennzeichnet, wie durch die Konzentrationslager und die Folterungen, sowie die Erschießungen „auf der Flucht“ oder auf besondere Anordnung des Führers, wie am 30. Juni 1934.

III. Die Beschuldigungen

G.Z. frisiert viele unserer Parteigenossen und Freunde, insbesondere aber mich, zu abscheulichen Struwelpetern. Er wirft mir Geiz, Bestechlichkeit, Meineid, Landesverrat und ähnliche Kleinigkeiten vor, die

mich eigentlich hervorragend geeignet machen müssten zur Aufnahme als Ehrenmitglied in seine Partei. Das bisschen Brandstiftung, wenn sie als Fertigkeit unbedingt verlangt werden sollte, könnte ich vielleicht noch lernen. Die Vorwürfe sollen durch einige Beispiele illustriert werden.

Aus Geldgier und Geiz soll ich für das wirklich sehr üble neue Wiener Journal und für amerikanische Zeitungen geschrieben haben. Für das Wiener Blatt habe ich niemals eine Zeile geschrieben; ich weiss aber, dass einmal ein Berliner Journalist meinen Namen missbraucht hat. Auf Bitten eines alten Freundes, des Demokraten Dr. Paul Goldmann, der früher die „Frankfurter Zeitung“ in Paris vertreten und später von Berlin aus für die „Neue Freie Presse“ geschrieben hat, habe ich einmal in besonderer Situation einen Artikel für sein Blatt geschrieben. Das billigten einige seiner Wiener Freunde nicht, deshalb hatte ich einen kameradschaftlichen Briefwechsel mit dem Genossen Austerlitz, dem Chefredakteur der „Wiener Arbeiterzeitung“. Aus diesem einfachen Tatbestand dichtet der Zarnow einen ganzen Schauerroman.

Dass ich für ein amerikanisches Blatt Artikel geschrieben habe, ist vollkommen richtig, war aber für Deutschland einmal – sehr wichtig. Das dürfte am besten bewiesen werden durch die Tatsache, dass vom Auswärtigem Amt in Berlin (das den Inhalt meiner Artikel natürlich kannte) meine Arbeiten sogar U-Booten nach Amerika mitgegeben wurden, als eine Möglichkeit zu ihrer Beförderung nicht mehr bestand. Mein letzter Artikel kam nicht mehr ans Ziel, weil das betreffende Unterseeboot untergegangen ist.

Zu dem gleichen Kapitel (Geiz und Habgier) mache ich folgende Feststellungen. Als der Geldbedarf der SPD grösser geworden war, erhob sie von den Genossen in besser bezahlten Stellungen höhere Extrabeiträge. Ich war organisiert in Berlin, als Abgeordneter jedoch gewählt für Kassel

(Regierungsbezirk Hessen-Nassau). Es ergab sich eine mehr als harmlose Korrespondenz mit Kassel, weil man dort meine Extrabeiträge, die ich in Berlin zahlte, gern haben wollte. Berlin war damit nach freundschaftlicher Aussprache einverstanden; was ich dann an nachweisbaren Extrabeiträgen nur für Kassel bezahlt habe, zeigen die eingeklebten Marken meines Mitgliedsbesuchs für das Jahr 1932, das ich beifüge. Du ersiehst daraus nicht nur, dass ich der SPD seit dem April 1883 angehöre, sondern ihr nach 50jähriger Mitgliedschaft allein nach Kassel Mark 1362,20 Extrabeiträge für ein einziges Jahr gezahlt habe.

Aus einem Artikel der Internationalen Buchdruckerzeitung, die ich vor längerer Zeit dem Genossen Hedtoft-Hansen gegeben habe, kannst du ersehen, dass ich in den letzten Jahren monatlich RM 500, bis 1.000, für meine Parteitätigkeit und die verschiedenen Parteiorganisationen, sowie die Gewerkschaften ausgegeben habe. Für die Agitationsreisen der Abgeordneten gab es nicht einen Pfennig Entschädigung. Dass ich bis zur Emigration, also bis in das 68. Lebensjahr hinein, mehr als 150 Versammlungen in allen Teilen des Reichs abgehalten habe, sei nebenher festgestellt. Ich rühme mich der gebrachten Geldopfer nicht etwa, ich stelle sie nur fest, um den Zarnowschwindel zu charakterisieren. Ich konnte die Opfer bringen, weil mein Einkommen gut war. Dagegen waren meine persönlichen und familiären Bedürfnisse wirklich bescheiden.

Noch ein anderes will ich diesem Kapitel hinzufügen, um die ganze Schäbigkeit der nationalsozialistischen Angriffe zu kennzeichnen. Für mein Buch „Der Zusammenbruch“ habe ich insgesamt RM 90.000 (natürlich Inflationsgeld), Honorar bekommen, zunächst RM 20.000 Vorschuss („für ein Buch, das nie erschienen ist“, behauptet dreist und frech der Zarnow), dann, nachdem Erscheinen des „Zusammenbruchs“ (1920/21) die restierenden RM 70.000. Diese RM 90.000 nahm ich, legte aus purem Geiz weitere RM 30.000

erspartes Geld hinzu und schenkte die ganze Summe von RM 120.000 dem Kasseler Handwerk in Form einer Stiftung. Dem Kasseler Handwerk ging es damals erbärmlich, als Sohn eines Handwerksmeisters wollte ich ihm meine Sympathie bekunden, deshalb die Stiftung unter dem Namen „Freude am Handwerk“. Über meinen Geiz und vielem anderen Zarnowquatsch brauche ich wohl nichts weiter zu sagen.

Um den böartigen Verdächtigungen, als ob ich von dem verstorbenen Dr. Helphand (Parvus) besondere Vorteile oder Vergünstigungen gehabt hätte – (für was eigentlich?) - will ich doch einmal feststellen, was ich bisher meines Wissens niemals getan habe. Abgesehen von dem Honorar für den „Zusammenbruch“ und eine andere grössere Schrift habe ich niemals einen Pfennig für meine sonstigen bei Parvus (Sozialwissenschaftlicher Verlag) verlegten Schriften bekommen, trichterweise auch niemals verlangt. Erst aus einer Verlagsannonce am Schluss einer meiner Schriften habe ich ersehen, dass der Verlag allein von meiner Schrift „Der Feind steht rechts“ (Ende 1919 erschienen) 150.000 Stück verkauft und eine neue grosse Auflage in Druck hatte. Da das Exemplar 1, RM kostete, kann man sich vorstellen, was der Verlag daran verdient hat, ohne dass ich etwas dafür bekommen hätte. In dem Parvus Verlag sind aber eine ganze Anzahl von Broschüren von mir erschienen.

Es erscheint mir wirklich überflüssig, der „politischen Vorwürfe“ wegen Tinte, Papier und Zeit zu opfern. Soll ich mich etwa ernstlich wehren gegen die Vorwürfe des Meineides, der Bestechlichkeit und des Landesverrats?

Unverantwortlich würde ich handeln, wenn ich aus Artikeln des Zarnow-Moritz zwei wertvolle Sätze nicht zitieren wollte, weil ich daran gewisse Hoffnungen knüpfen darf.

IV. Die politischen Verbrechen

Der letzte in meinen Händen befindliche Artikel des „Angriff“ schliesst mit dem folgendem Satze: „Die Tätigkeit Scheidemanns allein in Stockholm hätte genügt, um ihn für einen Laternenpfahl reif zu machen.“ Die Zarnowiki haben also immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, dass ich wirklich am Brandenburger Tor aufgehängt werden könnte. Zarnow-Moritz gibt den entsprechenden Tipp: Stockholm: Ich will etwas feststellen, das für Dich vielleicht später einmal wichtig werden könnte, falls irgend jemand die Stockholmer Episode falsch darstellt. Die Vorbereitungen für Stockholm wurden getroffen, soweit wir Deutschen Sozialdemokraten infrage kommen, im Einvernehmen mit dem deutschen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und dem Auswärtigen Amt. Wäre das nicht der Fall gewesen, dann hätten wir garnicht nach Stockholm reisen können. In Stockholm waren unserer Delegation, der deutsche Gesandte und sein ganzes Personal hilfreich jederzeit zur Seite gestanden, genau so, wie von Kopenhagen aus der Graf Brockdorff-Rantzau, der damalige Gesandte. Was in Stockholm schließlich zustande gekommen ist, war das in meinen Tagebüchern und „Memoiren“ nachzulesende „Memorandum“, in dem die Kriegspolitik der SPD geschildert und ihre Friedensvorschläge präzise aufgestellt wurden. Das Memorandum hat nach unserer Rückkehr nicht nur die Billigung des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes gefunden, sondern auch – die des Kaisers. Nebenbei gesagt: wir haben nicht um die Zustimmung ersucht, waren aber doch im Grunde genommen froh, als wir die verständige Haltung der Regierungsstellen in dieser Situation kennen lernten. Dass sogar – es war bei einer Zusammenkunft der Fraktionsvertreter, zu der der Kaiser erschienen war - , dass sogar der „alleroberste Kriegsherr S.M. Der Kaiser und König“, in diesen Tagen sich zu unseren sozialistischen Anschauungen über das Kriegsende bekannte, dürfte immerhin von Interesse sein zur richtigen Charakterisierung

des Gesindels, das den Schwindel vom „Dolchstoss“ erfunden hatte und fleissig im Volk verbreitete. Ich berichte die Angelegenheit hier deshalb, weil sie in meinen Tagebüchern eingehend geschildert worden ist, der Zarnow aber in seinen Angriff-Artikeln genau das Gegenteil der Wahrheit schreibt. Die Sachlage ist nach diesen Feststellungen sehr einfach: Wenn Stockholm genügen sollte, um mich an den Galgen zu hängen, dann müssten links und rechts neben mir – wie auf Golgatha – die beiden Schächer v. Bethmann Hollweg und Wilhelm II. hängen. Eine Verschönerung meiner Nachbarschaft wäre das freilich nicht.

Sogenannte Radikale, besonders die Kommunisten, haben uns bekanntlich immer als „Kaisersozialisten“ beschimpft, während sie gleichzeitig den Vorwurf erheben, dass wir unsere sozialistischen Aufgaben vernachlässigt hätten. Der Zarnow und seine Freunde behaupten das Gegenteil. Sie sagen beide die Unwahrheit, denn wir haben als Sozialisten getan was wir tun konnten und auch die vaterländischen Interessen nach Möglichkeit wahrgenommen.

Nunmehr komme ich zu der für mich wichtigsten Seite der Angelegenheit. Vielleicht besteht die Möglichkeit, die Tagebücher im Original doch noch zu retten, und zwar für die Stelle, der sie nach einer weiter zurückliegenden Besprechung mit einem deutschen Historiker überwiesen werden sollten, dem deutschen Reichsarchiv in Potsdam. An einer Stelle seiner Artikel sagt nämlich Hitlers Freund G.Z., dass meine Tagebücher sich im Archiv der geheimen Staatspolizei befänden. Wenn er wenigstens in diesem einen Satze die Wahrheit gesagt hätte! Ich klammere mich an diese Hoffnung, weil ich mancherlei Aufzeichnungen in meinen Tagebüchern geschichtlich für wertvoll halte. Aus einer Bemerkung des G.Z. geht übrigens klar für mich hervor, dass man ihm in Wirklichkeit nicht die Originalhefte überlassen hat,

sondern eine der in Machinenschrift vorhanden gewesenen Abschriften. Wenn aber die Gestapo die handschriftlichen Originale besitzt, dann könnten sie vielleicht für die Zukunft noch gesichert werden durch die Intervention eines Historikers, der nicht Parteimann ist.

Im Vorwort zur Volksausgabe meiner Memoiren wird festgestellt, dass die Tagebücher „unmittelbar unter dem Eindruck der Vorgänge“ geschrieben worden sind. „Soviel auch an meiner Arbeit getadelt worden ist, nicht ein Kritiker hat, soweit ich die Schustermanschen Ausschnitte nachprüfen konnte, eine irgendwie in Betracht kommende Unrichtigkeit nachgewiesen . . . In bedeutsamer Verhandlung einer Reichstagskommission, die sich 1926 mit dem Verhalten des früheren Reichskanzlers Michaelis gegenüber der päpstlichen Friedensnote vom Jahre 1917 in dem damaligen Siebener Ausschuss des Reichstages beschäftigte, wurde ausdrücklich festgestellt, dass ausser meinen Tagebüchern Aufzeichnungen offizieller, offiziöser oder privater Art über jene hochwichtigen Auseinandersetzungen nicht bekannt seien.“ Ich habe in der damaligen Sitzung, die öffentlich tagte, sofort gesagt, dass wichtiger als die gemachte Feststellung eine andere sei, nämlich die, dass alle Teilnehmer an den Sitzungen des Siebener Ausschusses im Jahre 1917, heute hier wieder der Graf v. Westarp, ausdrücklich festgestellt hätten, dass meine Aufzeichnungen im Gegensatz zu vielen anderen Behauptungen richtig seien.

Die Tagebücher enthalten mancherlei Aufzeichnungen über Friedensfühler, die sowohl von Deutschland wie (angeblich) von den Entente-Staaten ausgegangen sind. Ich erinnere hier an Verhandlungen, die noch 1918 in Kopenhagen stattgefunden haben. Ein Højesteretssagfører und ein ungarischer Pazifist hatten sich an Genossen Borgbjerg gewandt, damit er eine Verhandlung zwischen englischen Gewerkschaftsführern und mir über

Friedensmöglichkeiten einleiten solle. Im Einverständnis mit den Auswärtigen Amt in Berlin und dem Gesandten Brockdorff-Rantzau in Kopenhagen fanden dann hier tatsächlich mehrere Verhandlungen statt. Der Verlauf der Verhandlungen berechtigte zunächst zu der Annahme, dass die Angelegenheit in England wesentliche Unterstützung fand. Borgbjerg und ich brachen die Verhandlungen jedoch ab, als Unterhändler, die zweifellos gute Verbindungen hatten, ganz erhebliche Summen für ihre Vermittlung beanspruchten. Borgbjerg und ich haben damals gemeinsam für mein Tagebuch genaue Aufzeichnungen gemacht. In diesem besonderen Falle hat sie Borgbjerg sogar durch seine Unterschrift ausdrücklich bestätigt. Von alledem ist bisher noch gar nichts bekannt geworden. Wichtig sind auch viele Aufzeichnungen über andere, damals vertraulich behandelte Zusammenkünfte; ich erinnere mich namentlich an Vorbesprechungen, die in den Regierungsgebäuden wegen der Schaffung Polens stattgefunden haben.

Nichts wäre mir also lieber, als die Bearbeitung meiner Tagebücher durch einen ernsthaften Historiker und ihre spätere Auslieferung an das Reichsarchiv. Die Auslieferung an ein anrühiges Subjekt beweist freilich, worauf es den massgebenden Herren in Berlin ankommt. Sie wollen aus den Tagebüchern, die sie der Öffentlichkeit vorenthalten, das Gegenteil dessen beweisen, was drin steht.

Die Tagebücher beweisen das vollkommen einwandfreie Verhalten der SPD auch im Kriege. Mir wird's übel, wenn ich die Weisheiten der „radikalen“ Männer und Frauen aus aller Welt höre oder lese, die jetzt nachweisen wollen, was die SPD im Kriege und nachher alles hätte besser machen müssen. Ich nehme gern gute Lehren an, aber wenn die Besserwisser mit jedem Satze beweisen, dass sie keine Ahnung haben von den wirklichen Zuständen und Vorgängen in jener grausigen Kriegszeit, dann kriege ich

Brechreiz. Übrigens unter uns gesagt: Ich lehne die Verantwortung für die Führung der SPD mit der ich immer noch vielfach belastet werde, ab seit dem Sommer 1919. Mit meiner Stuttgarter Rede vom 18. März 1920, wenige Tage nach dem Kapp-Putsch, habe ich sozusagen einen Strich unter meine führende Mitwirkung gezogen. Ich begann meine Rede mit dem Satze: „Wer Augen und Ohren nicht absichtlich verschloss, musste herankommen sehen, was wir im Laufe der letzten Tage mit Abscheu und Empörung erlebt haben.

V. Mein Schlusswort

Jeder Satz meiner Tagebücher zeigt die schweren Sorgen der SPD um das Schicksal Deutschlands. Jede Seite weist die Bemühungen um die Herbeiführung eines erträglichen Friedens nach. „Was deutsch ist, soll deutsch bleiben. Was französisch ist, soll französisch bleiben. Was belgisch ist, soll belgisch bleiben.“ Das schrie ich als Sprecher der Reichstagsfraktion in den überfüllten Sitzungssaal. Jedes Blatt meiner Tagebücher ist ein Denkstein auch unserer vaterländischen Gesinnung als Sozialdemokraten. Dass ich vom kindlichen Schülerpatriotismus zum wissenschaftlichen Sozialismus kam und als reifer Mann die Bedeutung einer wohlverstandenen Internationale als besten Schutz für das eigene Vaterland erkannt und dann entschieden vertreten habe, ist in vielen meiner Reden und Schriften, besonders auch in der Broschüre „Für Volk und Vaterland“ deutlich zum Ausdruck gebracht worden. Gleichviel, wo ein ehrlicher Mensch die Tagebücher aufschlägt, da künden sie nicht nur echte Vaterlandsliebe, sondern auch unermüdlichen Kampf der SPD für die Befreiung der arbeitenden Klasse aus den Fesseln des Kapitalismus, für ihre politische und kulturelle Freiheit.

Wer die Tagebücher der Öffentlichkeit vorenthält und durch Fälschungen meine Aufzeichnungen in ihr Gegenteil verwandeln lässt, handelt masslos verächtlich. Ich werde nicht aufhören, mein Vaterland aufs innigste zu

lieben, werde aber auch nicht aufhören, die zu hassen und zu bekämpfen, die es durch ihre erbärmliche Politik geschändet haben.

Lieber Alsing. Sei nicht böse, weil ich ganz gegen meine Absicht doch so ausführlich geworden bin.

Mit den besten Grüßen bleibe ich

Dein